Schriften

Peter Rosegger





Sonderlinge

aus dem

Volke der Alpen.

Von

Peter Rosegger.

Dreizehnte Auflage.



Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1906.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Eingang.

Halbnarren aus dem Volke der Alpen.“ Diesen Titel schlug ein guter Freund dem Buche vor. Und diese Bezeichnung wäre nicht ganz so närrisch, als sie aussehen mag. Besondere, seltsame Menschen, die entweder von Natur aus eigenartig angelegt oder durch außergewöhnliche Geschicke eigenartig gemacht, ihre besonderen Wege gehen, eine fremdartige Anschauungsweise hegen, seltsame Thaten vollbringen — solche Menschen werden im Volke „Halbnarren“ geheißen. Die Benennung kann in einzelnen Fällen wohl auch ihre Richtigkeit haben. Thatsächlich, Mancher trägt, wie der Volksausdruck lautet, ein Rädchen zu viel im Kopf, reitet irgend eine fixe Idee und hat als Sonderling vollauf Anspruch auf obigen Titel. Im Allgemeinen aber thäte man damit den Sonderlingen hart Unrecht. Oft ist es gerade der Allerbegabteste einer Ortschaft, der als Sonderling verrufen wird. Die Besten wie die Verworfensten können wir als Ausnahmen von der Artung gewöhnlicher Menschen zu den Sonderlingen zählen. Ja, streng genommen, ist Jeder von uns ein Original; so wenig, wie sich, genau betrachtet, die äußeren Erscheinungen, etwa die Gesichtszüge eines Einzelnen, wiederholen, ebensowenig findet man das Seelenbild irgend eines beliebigen Individuums anderswo wieder. Jeder Mensch existirt eben nur in einem einzigen Exemplar.

So nahe wollte ich aber der Bezeichnung „Sonderlinge“ nicht zu Leibe gehen. Ich verstehe den Ausdruck, wie man ihn eben ohne Haarspalterei versteht. Meine „Sonderlinge“ sind Leute, die wie seltsame Auswüchse aus dem Menschenwalde des

Alpenvolkes hervorragen. Wunderliche Charaktere, durch Naturanlage, Leidenschaften oder äußere Verhältnisse gebildet, oft harmlos, gemüthlich und humorvoll, hochherzig und edel; oft aber auch bösartig, finster, dämonenhaft; zuweilen wiederum mit genialer Begabung — aber häufig Menschen, die ihren Beruf, ihr Leben verfehlt haben und mit sich und der Welt grollend ein kümmerliches und düsteres Dasein führen; zumeist arme, mittellose Leute, die nach einem wunderlichen Lebenslaufe im Armenhause sterben. Der Ursachen, aus welchen die Sonderlinge hervorgehen, sind unzählige; vor Allem sind es außer der Erziehung die Liebe, die Geldsucht, die Religion, die einen Charakter wandeln, bilden und auf seltsame Bahnen zu lenken vermögen.

Ich habe in diesem Werke eine Reihe solcher Gestalten darzustellen versucht, Menschen, wie sie mitunter im Dorfe, im Walde und auf den Höhen vorkommen und vorkommen können. Von Manchen konnte oder wollte ich nur ein allgemeines Bild geben, bei Anderen wieder war ich in der Lage, etwas tiefer in ihr Wesen einzugehen — wie sie sich meiner Beobachtung oder vielleicht meiner Phantasie eben boten, oder wie sie in mein Leben oder in das Gemeinsame hineinspielten. Im Allgemeinen sind sonderartige Wesen — erstens, weil sie sich vor uns stets abschließen, zweitens, weil wir uns in ihre Denk- und Empfindungsweise nicht leicht hineinzufinden vermögen — schwer zu erfassen. Daher kommt es auch, daß ich manchem meiner Sonderlinge nicht um eine Schattirung, nicht um einen Lichtpunkt mehr zu geben wagte, als was sich an ihm unmittelbar darbot. Andere, die Leichtlebigen und Mittheilsamen — es giebt ja auch solche darunter — machten es freilich wieder leicht, sie mit ihren Schrullen, Glossen und Lustigkeiten abzuschreiben. Und so ist eine recht wunderliche, gemischte Gesellschaft zusammengekommen, die sich gewiß nirgends anders als hier im Buche gut miteinander vertragen würde.

Der Verfasser.



Der alte Adam.

Mit vernünftigen Gründen vermag die Weiserin Natur bei uns vernünftigen Leuten selten was auszurichten, und so steckt sie sich zuweilen hinter Sonderlinge und Narren; denn nur den Unverständigen belehrt der Vernünftige, des Weisen Lehrmeister aber ist und bleibt in Ewigkeit der Narr.

Allerdings scheint es, als hätten die Strubacher-Leut' vom Lehm-Lamel nicht viel gelernt; der Lamel war gerade noch um ein halb Köpflein zu vernünftig für sie.

In vergangenen Jahren war er eigentlich gar sehr vernünftig und tüchtig gewesen, der Lamel. Er besaß eine Lehmgrube, die ihm guten Gewinn und den Namen Lehm-Lamel eintrug; zu Recht aber war er Wegwart an der Reichsstraße, die damals in weißen staubigen Bändern mit Wagengeknarre, Rossegewieher, Fuhrmannsgeschrei, Peitschengeknatter und Handwerksburschengetriller durch die Länder schlängelte. Damals war noch die Zeit, in der die Dörfer und Flecken groß, die Postmeister reich, die Wirthe dick wurden, die Städte aber, durch steinerne Gürtel zusammengeschnürt, an Engbrüstigkeit litten. Jener, der heute von

der guten, alten Zeit spricht, hat sein Haus nicht in der Stadt stehen, oder er hat es zum Mindesten auf dem Lande erworben.

Damals sind Wegwarte bedeutende Leute gewesen, ohne sie hätte das Räderwerk der Straße und des Landes, ja des Reichsverkehres gestockt, wäre versunken in Schlamm. Der Lamel hatte seine Pflicht wohl erfüllt, seine Strecke war stets die bestgeschotterte, auch hatte er an derselben eine Allee von Obstbäumen gepflanzt, wofür er anfangs gerügt, später aber, als sie zwar nur wenig Schatten, aber umsomehr Obst gaben, belobt wurde. Und er freute sich baß, wenn ihm Handwerksburschen Aepfel und Zwetschken stahlen, weil er wohl wußte, daß verbotene Früchte süß munden. So war er stolz auf sein süßes Obst, das verschenkt oder selbst gegessen schier ein wenig stark säuerlich schmecken wollte.

Auch um sein Haus hatte der Lamel einen freundlichen Garten von Obstbäumen, der war seine Erquickung, denn die Bäume trugen Aepfel, die ließ er pressen, den Most wahren und gähren, und wenn das Getränke klar und herbe geworden, so trank er es als echten Wein. Und der Apfelwein — dem Vater Noah zu Trutz sei's gesagt! — gab dem Traubenwein nichts nach, hingegen gab der Lamel dem Apfelwein nach, und zwar nicht selten auf Kosten seiner Selbstständigkeit.

Auf die kleine Schwäche müssen wir einen großen Vorzug erwähnen. Der Lamel war schriftgelehrt und ging in den Feierstunden daran, die sieben Siegel der Bibel zu lösen, wobei ihm der Apfelwein stets behilflich war, so daß er schließlich die Offenbarungen des heiligen Johannes leibhaftig um sich herumtanzen sah, mitsammt den vier Aeltesten und dem Lamel.

Eines Abends sprach ein alter hinkender und schielender Handwerksbursche im Hause des Wegwarts zu, nahm am Brunnen einen Trunk und wusch sich hierauf den Staub von den Füßen. Weil der Wegwart nicht weit davon stand und dem Alten lächelnd zusah, so wurde dieser dreist und bat um Nachtherberge. Bei Wegwächtern kehrt man sonst nicht zu, aber der Lamel wollte auch einmal ein wohlthätiger Hausvater sein und sagte: „Hat Er ein Wanderbuch?"

„Ein Wanderbuch?" fragte der Geselle schielend entgegen, „— ein Wander — — das heißt — ja freilich, freilich hab' ich ein Wanderbuch."

Der Lamel nahm das blau eingebundene Ding in Empfang, wahrte es in seinem Schrank und ließ dem Fremden Nachtmahl und Nachtlager geben.

Am anderen Morgen, noch ehe die Sonne und der Lamel aufgingen, war der alte Wanderbursche davon und mit ihm das neue Paar Juchtenstiefel des Wegwart. — Fand es eigentlich soweit in Ordnung, der Lamel, denn gute Stiefel müssen wandern und ein echter Haderlump muß stehlen. Aber wie ein Mensch so leichtfertig sein kann, sein Wanderbuch im Stiche zu lassen! – Das blaue Buch lag noch im Schranke, der Lamel öffnete, durchblätterte es — ja, was ist denn das für ein wunderlich Wesen? Ein Wanderbuch allerdings, aber ein gedrucktes. „Das Buch über die Seelenwanderung" war es benamset, und bei näherer Untersuchung enthielt es große Abhandlungen in langen Capiteln mit geheimnißvollem Dunkel und tiefer Weihe geschrieben. Der Verfasser war nicht genannt — so konnte es auch der heilige Geist selber dictirt haben.

Und als wieder die Feierstunden kamen, da schaffte sich der Lamel einen Krug Weines in's Stübchen und be-

gann das Buch von der Seelenwanderung zu lesen. Das erzählte für's Erste die Geschichte und Mythen des Glaubens an die Seelenwanderung, wobei natürlich viel von den alten Egyptern die Rede war, und kam später auf das Feld der Spiritisten. Und schließlich verharrte das Buch gläubig bei folgender Lehre:

„Im Anfange schuf Gott die Himmel und die Engel als Einwohner der Himmel. Ein Theil der Engel wurde hoffärtig und empörte sich gegen Gott. Insoweit mit der Bibel vollständig im Einklang, aber da verstieß Gott die Hoffärtigen, die bösen Geister in eine Oedniß, so die Erde heißet. Auf der Erde lebten die Verstoßenen in Leibern aus Lehm und waren anheimgestellt der Drangsal und den Schmerzen und sollten nun durch Demuth und Selbstverleugnung ihren Fehltritt sühnen, bevor ihr Leib wieder zu Lehm sich lösete. Wenigen gelang es, in ihrer irdischen Natur, sozusagen in einer Hülle von Koth, sich zu reinigen; denen es gelang, die wurden wieder in die ewigen Himmel aufgenommen; denen es nicht gelang, die mußten von Neuem in irdische Leiber zurückkehren, und dies immer wieder und so lange, bis sie durch Noth und Trübsal genugsam rein geworden, etwas Großes hier gewirkt hätten und endlich dereinst in die Himmel aufgenommen würden. So ist das Menschengeschlecht entstanden und so muß es fortbestehen so lange, bis der letzte Engel seinen letzten Fehl, er rühre noch vom himmlischen Reiche oder von seinem vorhergegangenen Erdenleben her, gesühnt hat. Zum Beispiele Abraham, Moses, Paulus, Mahomed, Karl der Große, Columbus, Schiller u. s. w. gehören nun zu den Erlöseten, die, wie oft sie auch früherhin in Erdenleibern gewesen sein mögen, ihre Büßerbahn erst mit dem Dasein, in welchem

sie das Große gewirkt, beschlossen haben. Hingegen, um nur weltberühmte Uebelthäter zu nennen, zum Beispiele Pharao, Herodes, Nero, Alexander V., Napoleon und Andere haben mit diesen ihren Existenzen nicht abgeschlossen, müssen so oft und so lange wieder in menschliche Leiber zurückkehren, bis nicht allein ihre Verbrechen in den Himmeln, sondern auch ihre bösen Thaten auf Erden gebüßt sind. Wie oft, Leser — so schaltete das Buch packend ein — magst Du schon auf Erden gewesen sein? Wer weiß es denn, ob Du nicht der Kain warst, oder Alexander der Große geheißen, oder Pontius Pilatus, der unsern Herrn an's Kreuz schlagen ließ, oder Robespierre, der Wütherich von Paris? Der Urvater Adam selbst kann heute noch auf Erden wandern, etwa in Deinem Gebietiger (genau so zu lesen), der Dich schützt und schlägt, etwa in dem Bettelmann, der Dich um Almosen anfleht, etwa in Dir, etwa in Deinem Sohne! —"

Fast hätte der Lehm-Lamel über das merkwürdige Buch auf den Apfelwein vergessen. Das war ein Buch! Groß und profetisch! Das leuchtet ein. Ja, jetzt ist das Räthsel gelöst. Darum die Welt, darum die vielen armseligen Menschen, darum die wenigen großen Thaten und darum das Sprichwort von einem großen Wohlthäter: „So Einer kommt nicht wieder!" Und das Böse wird bestraft und das Gute belohnt und die Erde ist eigentlich das Fegefeuer. Wie das stimmt! — Und ein solches Licht für ein paar Juchtenstiefel! Wer weiß! Der alte Handwerksbursche kann ein guter Engel gewesen sein; man kann's nicht wissen — gar nichts kann man wissen auf der Welt, als was in diesem Buche steht.

Und wieder und immer wieder las der Wegwart in der wunderlichen Schrift. Oft sann er lange und ernstlich über

sich selbst. — „Jetzt steht die Welt schon sechstausend Jahr' und du bist noch nicht fertig, Lehm-Lamel, gefallener Engel, bist noch immer da? An die neunzig Menschenalter sind seit der Erschaffung der Welt, hast sie alle durchgemacht und bist erst noch nichts als der dumme Wegwächter, dem alle Rösser der Welt auf die Arbeit pissen. Was hast denn immer getrieben, du Haderlump? Viel mag ich nicht wetten, du bist bei den Zigeunern gewesen . . . ."

Er las sich streng die Leviten und trank Apfelwein dabei, und thatsächlich, es war ihm zu Muthe, als hätte er auch vor mehreren tausend Jahren schon aus dem Kruge getrunken — zu Noah's Zeiten — nur bedünkte ihm, der Wein wäre damals nicht ganz so sauer gewesen als heute. — Der Wein hat auch seinen Geist, seine Seele demnach, wie, wenn auch diese wanderte? Der Saure, der Gewässerte, der künstlich Gezuckerte und Durchgeistigte — nimmer erfüllt er seinen Beruf, er muß noch einmal in die Kelter. Aber der Apfelwein ist naiv und ohne Falsch und vermag thatsächlich auch — wenn man betrachtet, wie der kräftige Lamel zuweilen auf dem Boden liegt — Großes zu vollbringen. — So wird der Apfelwein über kurz den reinen Geistern beigesellet sein . . . .

Der Lamel war bisher Junggeselle geblieben, so war für's Erste Niemand da, der zu seiner seelischen Reinigung beitrug, und der ihn für's Zweite in seinen Grübeleien und Phantastereien zerstreut hätte. So verbiß er sich immer mehr in das Buch von der Seelenwanderung, und so wurde er allmählich ein Narr. Die Idee, ob er nicht etwa doch Einer aus dem alten Testamente sei — er las nebenbei auch immer die Bibel — und ob nicht gar die Seele des unerlösten Adam in ihm stecke, trug er lange mit sich herum. Und in

seiner Vermuthung wurde er bestärkt, als er sich jählings in ein junges Weib verliebte. Er war noch lange nicht zweimal zwanzig Jahre alt und durchaus, vom Fuß bis zum Kopf ein Wegwart, der sich sehen lassen durfte. Sie war eine Kalkbrennerin in der Gegend; die schöne Strinerl war sie geheißen; ihre Haare waren so gelb wie das Korngehalme auf dem Felde zur Zeit, wenn der Schnitter kommt. Ging der Lamel zur Schnittzeit über die Felder, so las er nicht ungerne die bauchigen Körnlein aus den Aehren und zermalmte sie mit seinen urtüchtigen Zähnen. Und dachte dabei an den Schatz.

Aber — Lehm-Lamel-Adam, kannst du dich denn nicht mehr erinnern, daß voreinstmalen die goldhaarige Eva Schuld war an deinem Falle, an deiner Austreibung aus dem Paradiese und an deiner ruhelosen Seelenwanderung durch die Geschlechter der Menschen? — Der Apfelbiß in der Bibel! nichts als Blumensprache, du weißt es recht gut. Lehm-Lamel-Adam! Was zieht doch täglich für ein Volk die Straße entlang, an dir vorbei? Ein unselig Volk von Glücklosen, Bettlern, Vagabunden, Tagedieben! Dort wankt ein Blinder, geführt von seinem halbnackten Kinde; dort schleppt ein kraftloses Maulthier einen lahmen Mann; dort geleiten Schergen einen Uebelthäter heran und drüber hin flattern und krächzen die Raben. Hier sprengt mit Roß und Wagen ein anderer Uebelthäter vorüber; dort liegt ein Waisenknabe im Straßengraben und ächzt. Sechs schwarze Hengste führen die Leiche eines reichen Selbstmörders ihrer goldenen Gruft zu. Dort am Steinhaufen kauern Mann und Weib und Kinder in Lumpen; die Kinder schreien nach Brot, der Mann verflucht sein Geschick. Und hier wankt ein Enttäuschter, Vernichteter des Weges zurück, den er vor kurzer Zeit erst mit fliegenden

Plänen und flatternden Hoffnungen gezogen. — Und so zieht's Tag für Tag und Jahr für Jahr die breite Straße entlang; ganze Kriegsheere dazwischen, ausfahrend, um zu morden und zu rauben. Und das — all das ist das Menschengeschlecht. Adam, das ist deine saubere Sippe! — Und wiederum gehst du auf Freiersfüßen, anstatt anzupacken, daß die ganze mißrathene Brut vertilgt werde!

So schrie das Gewissen dem Wegwart in die Ohren.

Es war nur ein alter Eseltreiber, der eines Tages beim Wegwart zusprach.

„Lehm-Lamel!" rief er durch's Fenster hinein, „weißt Du schon, daß die Strubacher-Leut' nicht mehr sprechen können? Sie heißen Dich den Lahm-Limmel."

„Treib' Deine Esel in meinen Obstgarten," sagte der Lamel, „und setz' Dich zu mir, ich muß Dir doch etwas aus diesem merkwürdigen Buche vorlesen." Dann hub er an und theilte dem Treiber die Lehre von der Seelenwanderung mit. — „Und für ein Paar Stiefel hat mir so ein Landstreicher dieses Werk im Haus gelassen!"

„Der hat gewußt, was er gethan hat," rief der Eseltreiber und schlug mit der flachen Hand auf's Buch, „aber Leder ist hier mehr d'rin."

Als sie tiefer in das Gespräch kamen und der Lamel mitgetheilt hatte, daß muthmaßlich die Seele des Adam aus dem Paradiese in ihm stecke, neigte der Treiber zustimmend den Kopf. Und als sich Jener Rathes erholte, was er denn eigentlich werde thun müssen, um sich zu erlösen, sagte dieser: „Luderleben sollst kein's führen, das ist die verbotene Frucht. Selbst meine Esel möchten Heu haben und müssen Stroh fressen. Wer's freiwillig thut, dem ist's ein Verdienst."

„Ich hüte mich wohl," sagte der Lamel, „da schau meine Obstbäume an, die schönsten Aepfel, die prächtigsten Aepfel! Du, ich sag' Dir, nicht einen einzigen ess' ich im Jahr. Gott hat schon im Paradiese den Apfel verboten."

„Geh," lachte der Eseltreiber, „Du bist schlau, die Aepfel ißt Du nicht, aber ihren Saft pressest Du heraus und damit trinkest Du Dir die Räusche!"

Schier zu Tode erschrak der Lamel über diesen Vorwurf; er sah es plötzlich ein, der Eselmann hatte Recht, im Apfelwein genoß er die verbotene Frucht.

Und von dieser Zeit an hatte sich der Wegwart fest vorgenommen, nicht einen Tropfen des falschen Getränkes mehr zu trinken, als bis er im Reiche Gottes zur „Rechten" säße. Es gelang ihm eine erkleckliche Weile, seine argen Gelüste zu zähmen und seinen sündigen Menschen zu verleugnen, und er hatte schon gegründete Hoffnung, daß Adam's langwierige Seelenwanderung in dem schlichten Wegwart endlich ihren guten Abschluß finden würde.

Da war einmal ein heißer Sommertag und da kam die schöne Strinerl die staubige Straße gegangen. Sie sah den Schatten in des Wegwarts Obstgarten, sie hörte den Brunnen rieseln; so trat sie in den kleinen Hof, um zu trinken.

Schon hielt sie die braune, hohle Hand unter den klaren Strahl, als sie der Lamel vom Fenster aus bemerkte.

„Närrchen, Närrchen!" rief er, „was wirst Wasser trinken! Ich habe einen guten Apfelwein im Keller, ich selber brauch' ihn nicht; für wen hätt' ich ihn, lieb' Dirndl, als für Dich?"

Er eilte in den Keller, entspundete ein Fäßchen und steckte einen Schlauch hinein, um die Gottesgabe in den

bereiteten Krug herauszuheben. Doch, als er mit dem Athem hob und als es kühl und feucht wurde unter seinem lechzenden Gaumen, da kam er in's Saugen und der Wein ging durch den Schlauch geradewegs in seine Gurgel. Er trank herzhaft d'rauf los, vergaß auf die gelblockige Strinerl, vergaß auf den Adam, trank und trank die lang' entbehrte Labe — trank und sank endlich auf den kühlen Lehm des Kellers hin.

„Lamel!" lallte er schläferig, „war das ein Durst! Und er ist noch — nicht gelöscht. Will ihn doch wieder einmal — gründlich löschen — den Durst — weil ich schon — dabei bin. — 's hilft nichts dafür, der Mensch ist, wie er ist. Er mag sich drehen und spreizen wie er will, er mag ein Röcklein tragen, blau oder roth. Oder gar keins. Er mag sich die Haut umwenden. Mag auf dem Fuß stehen, oder auf dem Kopf. 's ist Alles eins. 's ist und 's bleibt der alte Adam . . . ."

Der Säemann.

Seit Jahrhunderten gab es im Thale keinen merkwürdigeren Mann als den Samstag-Christof. Er hätte dreimal Anrecht gehabt auf das Spital, denn er war übel geboren. Eine Krankheit hatte ihn zugerichtet, er war stocktaub und einäugig und hatte eine verstümmelte rechte Hand. Aber seine Linke war gesund und ernährte drei Gemeinden. Der Christof war blutarm und wohnte unter dem Strohdach einer Scheune. Als Knabe entsprang er dem Krankenhause, in das ihn der Vormund nach dem Tode der Eltern gesteckt hatte; die erste Nacht nach seiner Flucht verschlief er in der Scheune, und seitdem war diese sein Daheim gewesen, und er hatte in ihr seinen ersten Bart und seine weißen Haare erwartet. Aus Stroh hatte er sich ein Stübchen geflochten, das sah aus wie ein mächtiger Korb, und hielt die Kälte und Hitze ab. Das Stroh beschützte den Mann ja gern, denn jeder Halm verdankte ihm das Leben und die Aehren ließen gerne ihre bauchigsten Körner dem guten Christof zum Brot. Der Mann war eine Gestalt zum Erbarmen; aber es gab keinen Amtmann und keinen Pfarrer weit und breit, der so geehrt und in sich so glückselig war, als der Samstag-Christof.

Der Samstag-Christof war wie die Kraft Gottes, des Schöpfers; worüber er seine Hand ausstreckte — und es war doch nur die linke — das wurde gesegnet. Man wußte nicht, woher es kam, es war wie eine angeborne Eigenschaft; Christof war der berühmteste Säemann im ganzen Bergland. Es gab sehr geschickte und erfahrene Bauern im Thal, sie hatten — darüber war nicht zu klagen — fleißige Hände und volle Speicher, sie verstanden das Ernten — aber das Säen verstanden sie lange nicht immer. Einmal ging das Korn zu dick auf und erstickte sich, das anderemal standen die Halme schuhweit auseinander und jede Aehre hatte ein ganzes Ländchen für sich — dafür trugen sie auch den Kopf hoch und waren leer und spießig, statt voll und glatt. Oft waren mitten in den Aeckern leere Gassen, durch die Roß und Wagen hätten ziehen können, ohne ein einzig Hälmlein zu beschädigen. Ein Sträfling kann die Gassen, durch welche er Spießruthen laufen muß, nicht bitterer hassen, als der Bauer solch eine leere Gasse durch sein Kornfeld haßt. Die Samenkörner mit vollen Händen hinzuwerfen, ist freilich leicht, aber das Erdreich ist braun und die Körner sind braun, und es ist schwer, die Gleichmäßigkeit einzuhalten, daß kein Fleckchen leer bleibt oder keine Handvoll auf die andere fällt. Gute Augen, ein fester Schritt und eine sichere Hand gehören dazu.

Der Samstag-Christof hatte nur ein einziges Auge, das gewiß nicht über die Ecke der Nase sah, und er hatte sichelkrumme Füße, und er hatte nur die linke Hand, und dennoch blieb, wenn er säete, auf dem ganzen weiten Felde keine Handbreit leer und kein Korn fiel auf das andere. Wenn auf Christof's Acker der Same aufging, so war das so gleichmäßig wie eine grünende Wiese, und wenn er reifte, legte ein Halm seine schwere Aehre auf die Achsel des andern.

Darum suchten Alle den Christof auf in seinem Strohkorbe, darum that der Christof im Frühjahre und Herbste zwei Monate nichts als säen, und er säete auf allen Feldern des ganzen weiten Thales. Da trug er ein großes, weißes Tuch um die Lenden, und darin hatte er das Samenkorn, einen ganzen mächtigen Ballen. So legte er fast mit Grazie seine Linke hinein und schwang sie dann gefüllt — nicht auf das gelockerte Feld. — Die erste Handvoll warf er auf sandigen Boden oder auf einen Felsen oder hin über das Heidekraut der nahen Au. Warum er's that, das sagte er nicht und keiner stellte ihn darob zur Rede. Dann aber ging's über das Feld, von einem Rain bis zum andern. Wie er die Hand so schwang im Halbkreise, da zogen von derselben die braungelblichen Strahlen der Körner aus, und sie verdünnten sich in der weiten Runde und wurden unsichtbar, bis sie zur Erde fielen. Gleich kamen auch die Vöglein herbeigeflogen von den nahen Bäumen und von den Büschen. Sonst hüpfen sie gerne auf den Erdschollen herum und picken die frischgesäeten Körner auf, aber dem alten Christof flogen sie auf die Achsel oder auf die Lederhaube, und einmal ließen sie sich gar wundersam nieder zum Kornsack und schnappten nach Lust die Dingelchen heraus. Als ob es ihnen gesagt worden wäre, daß das Körnlein im Sacke gerade so sättigt, wie das Körnlein im Erdreiche, obwohl das erstere nur ein einzig Körnlein bedeutet, das letztere aber eine ganze schwere Aehre.

Keine Handlung im formreichen Cultus ist so würdevoll und heilig wie das Hinlegen des Samenkornes in die Erde. Das ist Glaube und Hoffnung, das ist ein liebevolles Begräbniß mit der kindlichsten Zuversicht an die Auferstehung. Ich habe noch keinen lachenden, singenden oder plaudernden Säemann

gesehen; der tollste, ausgelassenste Bursche schreitet bei dieser Arbeit still und ernst einher, als sei er zur selbigen Stunde ein Priester oder Wundermann, der mit wenigen Broten Viele speist. Es ist, als ob den Säemann bei dieser Handlung eine Ahnung überkäme von seinem eigenen Hinsinken in das Erdreich und Wiederhervorgehen zu neuem Leben.

Freilich wohl liegt über diesem tiefen Meere der Poesie, sowie immer im Volke, der Schaum des Aberglaubens. Der Säemann soll ein Sonntagskind sein und die Arbeit nur bei aufnehmendem Monde verrichten. Gewiß ist, daß der Same besser gedeiht, wenn er früher mit Weihwasser übergossen wird; das Wasser müßte aber nicht unbedingt geweiht sein, die Hauptsache ist nur, daß es befeuchtet. Sonst wird beim Säen die erste und die letzte Handvoll kreuzweise hingeworfen, damit nicht etwa der böse Feind Unkraut unter den Weizen menge. Aber der Christof that das nicht, die erste legte er auf unfruchtbaren Grund und die letzte — es war recht und billig — behielt er sich zum Eigenthum. Hatte er an einem Tage zehn Aecker besäet, so hatte er sich zehn Hände voll Korn erworben; da ließ sich in der Säezeit der Lebensunterhalt für das ganze Jahr zusammenbringen.

Im Thale lebte ein häßliches Weib, die Brennessel-Greth. Es war eine arme Witwe mit drei unmündigen Kindern; es war auch ein Säeweib und hatte sich und Anderen durch seine böse Zunge schon viel Unkraut ausgestreut. Die Greth liebte keinen Unglücklichen, aber umsomehr haßte sie den Glücklichen. Der Samstag-Christof, arm und häßlich wie sie, aber geachtet von allmänniglich und geliebt von jedem Kinde, selbst von den Vöglein der Lüfte, war ihr ein Dorn im Auge. Im Allgemeinen achtete man nicht auf die

Brennessel-Greth, was sie auch sagen und thun mochte. Auf einmal aber ging ein ganz eigenartiges Gerücht durch aller Leute Mund: Nun, endlich wisse man's, warum der Samstag-Christof so trefflich säe, er benütze den Bösen dazu, der müsse ihm jedes Korn auf den genau abgemessenen Platz in die Erde legen und bekäme dafür die erste Handvoll, die der Christof auf unfruchtbaren Boden wirft. Der Samstag-Christof sei ein Hexenmeister.

Wer das Ding zuerst ausgestreut, das wußte man nicht, aber das alte Brennesselweib kicherte.

Man weiß, wie Bauern sind — im nächsten Jahre säete Jeder sein Kornfeld eigenhändig, und dem alten Christof wich man aus und grüßte ihn kaum mehr. Dieser lebte verborgen in seiner Scheune, während draußen der Frühling war. Aber als die Saat aufging, gab es über die Felder hin viele aschgraue, kahle Streifen und zur Blüthezeit wucherte Nesselkraut und Hederich zwischen den Halmen und in den Erntetagen lagen die Garben etwas dünn zerstreut auf den Stoppeln.

Im nächsten Herbste wurde in der Hütte der Brennnessel-Greth viel gebetet und geflucht. Das Weib hatte sein Kornäckerlein bestellt, aber nun bekam es, wie sonst alljährlich, keinen Samen von der Nachbarschaft; erstens, weil solcher in diesem Jahre rarer war als sonst, zweitens, weil sich das Weib so verhaßt gemacht hatte. Alles bestellte seine Wintersaat, aber der Acker der Witwe blieb brach liegen. Christof hatte in seinem Vorrath einen Kübel Korn; da dachte er bei sich: Streue ich diese Körner auf ihr Feld, so bin ich wieder der Hexenmeister, und bleibt ihr Acker leer, so verhungert sie mit ihren drei Kindern. — Da war der alte Mann einmal über eine Nacht nicht in seiner Scheune.

Der Winter kam und ging vorüber; in der Hütte des Nesselweibes war Trostlosigkeit; die Grethe betete für ihre Kinder und verfluchte alle übrigen Menschen. Aber im Frühjahre, als alle Felder grünten im weiten Thale, grünte auch das der Witwe; es ging auf demselben das Korn auf in saftiger Fülle und schöner Gleichmäßigkeit, erquickender zu sehen, wie alle Aecker der Großbauern. Der Samstag-Christof hatte hier gesäet, es ließ sich nicht leugnen. Nächtlicherweile mußte er es gethan haben, und dennoch stand jedes Hälmlein von den anderen wie abgemessen. Das hätte den Argwohn von dem „Hexenmeister" wohl bestärkt, aber der Pfarrer sagte: „Er hat Almosen gegeben mit der Linken, ohne daß es die Rechte wußte; er ist gegangen auf den Acker des Feindes um Mitternacht und hat das Unkraut zertreten und guten Samen gestreut. Ehre dem Manne!"

Ich habe den alten Samstag-Christof noch gekannt. Ueber seinen Körper schienen alle Uebel kommen zu wollen; in seinen letzten Jahren war er so buckelig, daß er wie ein Ballen herangewandelt kam. Sein niedergebeugter Kopf war kaum einen Fuß von der Erde entfernt, seine hageren Hände, wovon die rechte fingerlos war, hingen nieder bis zum Boden; es war, als ob er alle Körner wieder auflesen wollte, die er in seinem Leben ausgestreut hatte. An einem Samstagabend fand man ihn mitten auf einem reichen Kornfeld leblos, tief zusammengekauert wie ein Samenkorn, das in Verwesung übergehend, keimen will. Man konnte den Greis nicht mehr gerade legen, der Sarg mußte kurz und breit sein.

Das Grab des alten Christof wurde bald weit und breit bekannt; es wuchsen, zufällig, aber doch bedeutungsvoll, drei Halme auf demselben und drei Kornähren daran. Die

alte Brennessel-Greth führte ihre drei Kinder zum Hügel, pflückte jedem eine Aehre und sagte: „Nehmt und bauet sie an, vielleicht ist Segen daran!"

Zwei dieser Kinder besitzen heute weite Kornfelder, herausgewachsen aus den zwei Aehren; das dritte hat seine Aehre verworfen und zieht hab- und heimatlos durch die Länder.

Der scheltend' Schuster.

Vor Jahren stand in den Zeitungen die Notiz von einem Manne in Boston, der jedesmal, wenn er fluche, ein Geschenk zu kirchlichen Zwecken gebe, auf diese Art bereits ein Bethaus erbaut habe und nun dabei wäre, einen Thurm auf die Presbyteriankirche zu fluchen.

Diese Notiz erinnerte mich an den betreffenden Flucher Martin Leitner in Fischböckgraben, welcher Leitner unter dem Namen: „Der scheltend' Schuster" weit und breit bekannt war. Um ein guter Flucher zu sein, braucht man ein rhetorisches Talent; mit etlichen groben Redensarten allein ist's da nicht abgethan, die bringt jeder ungehobelte Bauer zuweg, ja selbst der Stadtherr und die Stadtfrau, was mir eine ganze Welt von dienstbaren Geistern beweisen helfen kann. Der geborene Flucher flucht mit Grazie, mit Humor, mit Wärme und Empfindung, mit schönem Pathos, kurz, mit dichterischer Verve. Ihm steht eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Form zu Gebote, ein Bilderreichthum gewaltigster Phantasie, sein Fluch ist als Ausdruck der Empfindung ein poetisches Opus lyrischer Art. Fluchen und Beten sind scheinbar sich ganz entgegengesetzte Dinge, in Wahrheit aber gleichartiger Natur: Beides ist eine Wunschäußerung des

Gemüthes gegenüber einem übernatürlichen Geiste. Zum Glücke wird so selten andächtig geflucht als andächtig gebetet.

Der Schuhmachermeister Martin und sein Geselle, der fromme Barthel, leisteten in beiden Fächern ganz Erkleckliches. So oft der Martin den Mund aufthat, zitterten alle tausend Mordelemente im Himmel und auf Erden; und wenn der alte Barthel während des Drahtziehens seine frommen Stoßgebetlein in's Pech oder in's Leder murmelte, hatte es eine Art, daß, wie der Meister sagte, nur gerade das kreuzweis verschwefelte Donnerwetter dreinpfiff. Sie eiferten sich gegenseitig an in ihren Tugenden; je mehr der Eine fluchte, desto mehr betete der Andere, und je mehr dieser betete, desto mehr fluchte jener. So gab es denn in der Schusterwerkstatt oftmals einen Geruch wie von Weihrauch und Schwefel durcheinander.

Den Meister genirte des Weiteren das Beten nicht, insofern war er toleranter als sein Geselle, dem das Fluchen seines Herrn ein Gräuel war.

Nicht ungern erzählte der Schustergeselle die Geschichte von dem fluchenden Weber, der so lange in das bei einem ungeduldigen Weber stets verknüpfte und verworrene Garn hineinfluchte, bis er umgarnt war und ihn mit Haut und Haar der Böse holte, den er so oft angerufen hatte.

„Das muß schon ein sternhageldick verzwiefelter Narr gewesen sein," meinte der Meister, „wer wird denn so fluchen?"

Der Barthel glotzte ihn ganz dumm an, und eines Tages rückte er den Dreifuß und sagte: „Der Meister ist sonst kein zuwiderer Mensch nicht, aber halt das gottlose Schelten und Eitelnennen Gottes! So oft der Meister thut fluchen, giebt's mir einen Stich in's Herz, als wie wenn Eins mit dem Ahl-Ertel ohne Schmer hinein thät' rennen.

Das bin ich gar nicht gewohnt, und jetzt sag' ich meinen Dienst auf."

Wickelte der Meister den Pechdraht um die Hand, rückte auch seinerseits den Dreifuß und antwortete: „Was heißt das, Barthel? Wer nennt den Gottesnamen eitel, ich oder Du? Schelten! Fluchen! Du thust ja, als wie wenn ich ein siebendoppelter Heid' thät' sein! So ein blitzblau vernagelter Unsinn! Ob mich schon wer fluchen gehört hat, möcht ich wissen, Du gottverdammter Ehrabschneider, Du vermaledeiter, daß Dich der Teufel hol—lerthee trink ich gern."

Aber fluchen that er nicht.

So klagte der Barthel seine Noth einmal den Kirchenpröpsten, unter welchen die Sakristeidiener und Vorbeter verstanden sind, und zu denen er selber gehörte. Und sie einigten sich darin, daß der Meister Mirtl (Martin) wirklich der gräulichste Flucher sei, der je Menschenfüße in Ochsenhaut steckte, daß man ihn allerwärts den scheltenden Schuster heiße, was dem Sprengel, in dem er lebe, keine Ehr' sei, und daß der Mann stumm gemacht werden müsse. — Was half's, daß der Geselle nach jedem Fluch des Meisters ausrief: „Gott verzeih'!" wenn der Andere sofort wieder mit einem: „Gott verdamm'!" d'reinfuhr, und es d'rauf losging, daß sich ordentlich das bockigste Stierleder unter dem Knieriemen wand vor Entsetzen.

Wenn der Meister bei guter Laune war, so hörte man von ihm fortwährend Gefühlsausbrüche harmloserer Art, als: „Bassama hint' auf d' Höh'!" oder: „Kruzi-Abaxel-Türkensabel, Ludervieh und Heugabel!" oder: „Kreuz-divi-domini, daß Dich!" oder auch: „Fixzaunmarter-dürre Krautstingelbutten!" Wenn er aber in Zorn und Wuth kam, da ging ein ganz anderes, ein schweres Wetter nieder.

„Geldstrafe!" sagte einer der Kirchenpröpste, „sonst weiß ich kein Mittel. So oft der Mirtel einen Flucher laßt, zahlt er einen Kupfersechser. Barthel, Du passest auf und verwahrst das Geld, das nachher der Kirchen gehört."

„O, ihr lieben Eselein!" rief der Barthel, „da möcht' ich wohl wissen, wer ihm das Zahlen wollt' schaffen. Den schilt er maustodt."

„Das laß gut sein, Schuster," sagte der Andere, „ich werd' mit dem Kaplan reden."

Und nach einiger Zeit, als der Meister Mirtel eines Tages von der Kirche heimkehrte, war er recht verzagt und fluchte nicht, so daß der Barthel glaubte, sein Meister müsse krank sein, und ihn darob befragte.

„Ja, mein lieber Barthel," antwortete der Meister traurig, „'s ist nicht richtig mit mir; bei der Beicht bin ich gewesen. 's mag wohl sein, daß meine arme Seel' zum Teufel geht. Weil ich so viel schelten thät', sagt der geistliche Herr. Glaub's aber nicht, 's müßt mich nur zeitweilig der Höllsaggra so viel reiten. Sollt' mir's abgewöhnen, sagt der geistliche Herr. Der hat leicht reden, der hat alleweil die sieben Sacrament' im Mund und ist fromm dabei; und Unsereinem darf nur ein's auf die Zungen kommen, so heißt's, man schilt! Na, muß aber doch derlogen sein, daß ich mir das mordsschwerenoths Fluchen nicht sollt' können abgewöhnen. — Nu, so hat halt der geistliche Herr gesagt, sagt er: so oftmals ich einen feisten Flucher thät loslassen, sollt' ich allemal einen Dreier für den Opferstock geben."

„Einen Sechser, Meister, einen Sechser!" fiel der Barthel ein.

„Einen Sechser? Wie kannst denn Du das wissen, Du neunmal verzweifelte Judashaut; hast 'leicht gelost?!"

„Gar nicht, Meister, gar nicht; hab' nur gemeint, so ein Flucher vom Meister ist seinen Sechser schon werth."

„Hat's auch gesagt, der geistliche Herr, daß ich mich allemal um einen Sechser sollt' strafen. Meint er 'leicht, ich hätt' nicht Herr über mich! Justament will ich ihm's zeigen, dem Sakermenter, daß ich das Schelten kann lassen!"

„Meister, ich bitt' um den Sechser."

„Was hast denn? Es gilt auch: so oft ich was fluch', kriegst Du für die Kirche den Sechser. Daß ich Euch weis', was ich kann und das verdammte Gered' einmal aufhört: nicht Einen setzt's, oder es soll mich das Crucifix-Millionen-Donnerwetter in den Erdboden schlagen!"

„Meister, ich bitt' um den Sechser!"

Das Donnerwetter schlug nicht, aber er gab den Sechser: den ersten und bald noch etliche d'ran in der selbigen Woche. Jeder „Satan" und jedes „Mordelement", jede „Pestilenz", jeder „pechrabenschwarze Gallteufel", sogar jede „Galgenstrick-Latern" und jedes „Saggramosthosen" wurde mit einem Sechser belegt. Allerlei Drohungen und Träume, die dem braven Schuhmachermeister nächtlicher Weil' vorkamen, bewirkten es, daß er die Strafgelder nicht verweigerte, sondern mehr und mehr seinen Mund in Acht nahm.

Als die Kirchenpröpste wieder zusammenkamen, brachte der Barthel zwar ein nettes Häufchen Sechser mit, that aber gleichzeitig kund, daß diese Kupferquelle allbereits versiegt sei.

„Das kömmt mir recht verdrießlich," meinte der Lichtanzünder, „wie Ihr sehen könnt, ist der Weihbrunnkessel an der Kirchenthür kaput geworden, worauf wir beim heurigen Kirchen-Budget nicht gezählt haben. So ist mir der Einfall gekommen, ob uns nicht der Schustermeister einen neuen Kessel zusammenfluchen wollt'."

„Flucht nimmer," berichtete der Barthel. „Es müßte denn sein, daß man ihn reizen thät'. Wenn's zum Besten des Kessels ist . . . ."

Und was geschah?

Der Barthel ging heim in die Werkstatt, verknüpfte in Abwesenheit des Meisters den Draht, tauchte das Pech in kaltes Wasser, verklebte auch ein wenig den Leisten in den halbfertigen Schuh, brach ein paar Ahl-Erteln die Spitze ab, versteckte den Knieriemen unter das alte Lederwerk und bereitete in schöner Dienstfertigkeit noch dies und das vor für ein ausgiebig Flucherstündchen. Dann rückte er sich in seine Ecke und stach und schmierte und nähte mit der harmlosesten Miene von der Welt an seinem Stiefel.

Bald darauf trat der Meister lustig pfeifend in die Stube und setzte sich an die Arbeit. Für's Erste wackelte der Dreifuß; den rückte er gelassen zurecht. Dann langte er nach dem Garnknäuel, um die Drahtfäden auf seine Finger und den Ellbogen zu haspeln. Dabei murmelte er etwas Unverständliches, denn das Garn war ein wenig verworren. Der Geselle lauerte, aber es kam weiter nichts. Das Pech zeigte sich heute, obwohl in der Stube geheizt war, ausnehmend spröde, das Schmer hinwiederum floß schier auseinander. Als der Meister den Leisten aus dem Schuh ziehen wollte, brach der Zughaken und er schleuderte die Trümmer zu Boden und starrte stillen Grimmes auf den Gesellen hin, der in musterhafter Ordnung weiter arbeitete. Der Meister nahm die Ahle zur Hand, da war die Spitze weg — wieder ein Blick auf den Barthel. Bebend vor Wuth, aber stumm wie ein Fisch, suchte der Meister den Knieriemen, schleuderte alle Leisten und Lederfetzen durcheinander, fand ihn endlich unter der zerfahrenen Beschuhung, stürzte damit auf den

Gesellen und salbte ihm kräftigen Armes mit dem Riemen den Rücken.

Und fluchte nicht.

Aber der Weihbrunnkessel ist neu. Man sagt, der Barthel selbst hätte ihn zusammengescholten an demselbigen Tag.

Herr Meyer, der Belehrende.

Michel war von väterlicher Seite ein geborener Meyer, von mütterlicher Seite ein geborener Sonderling. Sein Vater war Landwirth im oberen Ennsthale; seine Mutter war die Landwirthin dazu. Sie waren von Haus aus lutherische Leut', und die Frau trug unter ihrem letzten, innersten Brustfleck ein Amulet, ein kleines Bild des großen Tintenkleckses, welchen Luther erzeugte, als er sein Tintenfaß dem Teufel an den Schädel geschleudert hatte. Der Meyerin liebster Wandel war, daß sie umherging, um die Nachbarn zur reinen christlichen Lehre zu bekehren. Das gelang ihr nur bei Einigen von denen, die ihr Geld oder Butter schuldig waren, die Anderen blieben verstockte Katholiken. Da wurde der Meyerin eines Tages gesagt: „Du, scher' Dich nicht um fremder Leut' Glauben und schau einmal, wie's Dein Michel treibt, der glaubt nichts Katholisches und nichts Lutherisches; Heid' ist er keiner, weil er getauft ist, Jud' ist er keiner, gleichwohl er sich jede Woche einmal beschneidet an seinen Nägeln. Dein Michel ist gar nichts."

Ihr Michel, der war seit seiner Kindheit in der Stadt und hätte die Gottesgelehrtheit studiren sollen. Aber weil er

einen Kopf hatte, der Alles wissen wollte, und so viel gern simulirte, so studierte er auch andere Gelehrtheiten. Und als ihrer solche immer mehr wurden und sie im Gehirne des Jünglings kräftig aufwuchsen, so fielen sie über die arme Gottesgelehrtheit her und fraßen sie auf. Und der Michel Meyer war auf einmal ein Weltgelehrter; er blickte in das Wesen der Dinge ein, aber von Muttern blieben die Gelder aus — denn die Gelder waren lutherisch.

Hingegen hatte der Vater, der alte Meyer, etwas Confessionsloses in seinem Kasten, und das half dem Studiosus sehr christlich über Zeiten hinaus, die sonst recht schwer gewesen sein würden.

Der Michel war aber kein regelmäßiger Studiosus, der nach regelmäßigen Rigorosen und Commersen ein regelmäßiger Professor wird. Ihm war die Wissenschaft viel mehr, als ein Handwerk, das sonst mit allen Vorurtheilen einer alten Zunft ausgeübt wird. Und doch steckte in dem Michel concentrirtestes Schulmeisterblut. Die Wissenschaften, die er eingesogen, die in ihm großgewachsen waren, wollten ihm nun Kopf und Herz zersprengen, und schier wo er stand und ging explodirte sein Gehirn. Das heißt, wo er stand und ging, docirte er; ja noch mehr, schon des Morgens, wenn er noch im Bette lag und die alte Haushälterin mit dem Frühstück in die Stube trat, that er derselben dar, wie es eigentlich komme, daß das Glas schwitzt, wenn es mit frischem Wasser vom Brunnen kommt, und wie das mit dem Wetter zusammenhänge, so daß an einem schwitzenden Glase die Beständigkeit der schönen Witterung vorausgesagt werden könne. Auch machte er die Alte oftmals darauf aufmerksam, daß der Kaffee in der Schale ein vorzüglicher Barometer sei. „Wenn sich in der Schale jetzt der Zucker, den ich hineingeworfen

habe, aufgelöst, so werden Sie sehen, daß auf der Oberfläche ein Schaum entsteht; steht dieser Schaum in der Mitte, so hält das schöne Wetter an, legt er sich aber an den Rand, so haben wir bald Regen. Sehen Sie, er steht in der Mitte! — Das ist merkwürdig, nicht wahr? Nun hören Sie, jetzt will ich Ihnen erklären, wie das kommt."

Die Haushälterin machte sich stets beizeiten aus dem Staube, der noch nicht aufgewischt war; sie bewunderte die Weisheit ihres Zimmerherrn, aber sie verstand nichts von dem, was er erklärte. Sie glaube es schon auch ohne Erläuterung, meinte sie, und sie sei halt so viel eine einfache Person.

Der Herr Meyer aber benützte fleißig das schöne Wetter, welches ihm von seinem Frühstücke vorausgesagt worden war, und ging hinaus in die freie Natur zu den guten, schlichten Landleuten, um sie zu unterweisen und aufzuklären. Denn „in der Dorfschule lernen sie nichts und auf die Universität gehen sie nicht; aber eines jeden Gebildeten Pflicht ist es, sie aus der egyptischen Finsterniß herauszuführen". — So der Grundsatz des braven Michel, der zudem auch recht viel Schick hatte, die Dinge einfach und gemeinverständlich darzuthun. Er sprach daher mit dem Bauer von der rationellsten Bewirthschaftung der Felder, erklärte, was der Humus eigentlich ist, was der Dünger thut, und daß der Regen nicht unmittelbar als Wasser auf den Boden wirkt, sondern als Lösungsmittel, welches die Salze in der Erde auflöst und den Pflanzen also zugänglich macht.

Kam er zu einem Hirten auf die Au, so setzte der Michel bei diesem das größte Interesse für die Blumen und Kräuter voraus und hielt ihm auf der Stelle einen botanischen Vortrag. Und wenn der Hirt davon lief, so schüttelte

der Michel über einen solch' krassen Indifferentismus schwermüthig den Kopf.

Hingegen war er glücklich, wenn er unterwegs irgendwo einen jener grübelnden Handwerksleute traf, die über Alles simuliren, nach Allem fragen oder im Nothfalle auch Alles selbst zu erklären wissen, freilich in den wunderlichsten Vorstellungen. So weiß der Eine: Ja, so ein winziges Sternlein am Himmel ist viel größer, als es uns scheint; nur die Entfernung macht es uns so klein, in Wirklichkeit ist es gewiß so groß wie ein Eimerfassel. — Oder: Der Kaiser Josef der Zweite, der ist nicht todt, den halten die Geistlichen in einem Kloster gefangen, und umbringen können sie ihn nicht, weil er der Freund von Papst Pius dem Siebenten gewesen ist, und weil der ihn gesegnet hat. — Oder aber: Das Erdbeben! Da ist halt ein großer Drache in der Erden d'rin, und so oft sich der bewegt, schüttelt sich der Boden und das ist das Erdbeben. — Wieder ein Anderer berichtet: Ja, jetzt kriegen wir Krieg. Unser Kaiser hat seinen Alleröbersten, der nach ihm halt der Höchste ist, zum Türken in die Türkei hineingeschickt, und daß er — der Türk' — halt sollt' Fried' geben und nicht Krieg führen. Und jetzt, da ist der Türk' hergegangen und hat dem Kaiser seinen Freund, halt, der nach ihm der Alleröberste ist, abschlachten und braten lassen, und hat ihn gebraten unserem Kaiser in einer Kisten zurückgeschickt. Deswegen wird jetzt ein schauderlicher Krieg anheben. — Oder: Unsere liebe Frau ist ja wieder einem Hirtenmädchen erschienen und hat ihr's vertraut: daß, wenn sich die Menschen nicht bekehren, eine solche Hungersnoth kommen wird, daß die Leut' Brot von gemahlenem Haberstroh essen, und das nicht einmal genug haben werden.

Da gab's denn für Herrn Michel Meyer in Hülle und Fülle zu thun. Derlei Ansichten und Reden machten ihm das Blut heiß, und mit Eifer suchte er sie zu widerlegen und die Wahrheit, wissenschaftlich bewiesen, dafür hinzustellen. Nur in Einem hätte er selbst belehrt werden sollen, nämlich, daß der große Haufen des Volkes ausschließlich an dem hält, was auf ihn die größte Wirkung übt, und daß die Phantasie auf denselben mehr Einfluß nehmen muß als die Logik.

Aber der Michel Meyer predigte d'rauf los. Dem erklärte er das Wachsthum der Bäume; einem Andern bewies er, daß die Erde rund ist wie ein Ballen; einen Dritten belehrte er über die Natur der Staatsschuld, ihre Ursache und Rückwirkung und ihre Nothwendigkeit; einem Vierten zeigte er mit Kerzenlicht und einem Apfel das Wesen der Sonnen- und Mondesfinsternisse; einem Weiteren legte er die Eigenarten gewisser Steine dar oder erläuterte die Anziehungskraft großer Körper oder eine andere der physischen Kräfte: den Magnetismus, die Elektricität oder irgend etwas dergleichen.

Sehr häufig fand der Wanderdocent ein geneigtes Ohr, bisweilen sogar ein gelehriges — und da kam eine tiefe Befriedigung in sein Wesen, und er sagte sich: Also, endlich geht es doch vorwärts — muß es vorwärts gehen. Die nächste Generation wird vernünftig sein; vielleicht richte ich schon in dieser was aus.

Eines Tages begegnete Herr Meyer einem kropfigen, schnaufenden, grinsenden Cretin. Den faßte er liebevoll an der Hand, zog ihn zu sich auf eine Bank und sprach vom Cretinismus. Er sagte, daß er — der Cretin — nicht selbst Schuld sei an seinem Unglücke, daß die Ursache oft-

mals in den geologischen Verhältnissen, in der Feuchtigkeit der Gegend und der Luft, im Trinkwasser und leider auch oft in der Erziehung liege.

Der Cretin starrte ihn an, streckte seine langen, dürren Finger nach einem Härchen aus, das dem Michel gerade auf der Nasenspitze wuchs, und grinste. Allein, der Herr Meyer ließ sich nicht irre machen, gab seinem Bankgenossen Verhaltungsmaßregeln, was die Lebensweise anlangt: viel Bewegung machen, sich von Fleischspeisen nähren, stets auf gesunde Luft und Reinlichkeit sehen; dadurch entwickle sich der Körper und die Entwicklung des Körpers hätte jene des Geistes zur Folge.

Der Cretin brach in ein röchelndes Lachen aus; die Beiden blieben aber noch lange nebeneinander sitzen.

Und ein andermal, da sah der Michel auf der Wiese vor einem Häuschen ein Mädchen. Dasselbe sang ein schelmisches Liebeslied und begoß einen langen Leinwandstreifen, der auf der Wiese zum Bleichen ausgebreitet lag. Der Herr Michel sah dem hübschen Wesen eine Weile zu, und aus der Gießkanne regnete es hin auf das von der Sonne beschienene Leinwandfach, welches ohnehin schon weiß genug schien, um von einer anmuthigen Hausfrau geglättet und in den Schrank gelegt zu werden.

Eine anmuthige Hausfrau! In Ermanglung eines andern Hörers hatte es sich der Herr Michel selbst einmal auf Grundlage seines Charakters und Alters sehr folgerichtig bewiesen, daß er eine Hausfrau haben müsse. Und als er nun das Mädchen sah, welches das schelmische Liebeslied sang und ihn dabei so wunderlich holdselig anblickte, drängte sich ihm sonder jeglichen Beweises die Ueberzeugung auf: das ist die zukünftige ehr- und tugendsame Hausfrau des

Herrn Michel Meyer. Er trat daher ganz zu ihr hin und sagte: „Thust Du Leinwand spritzen, Dirn?"

„Ja, ich thu' Leinwand spritzen, Bub'."

Das trauliche „Bub'", wo alles Andere „Herr" zu ihm sagte, machte dem Michel das Herz rebellisch.

„Und weißt Du wohl, wie das ist, daß die Leinwand durch das Bespritzen weiß wird?" fragte er.

„Freilich, weil sie gewaschen wird."

„Daß sie gewaschen wird," sagte er, „würde nicht genügen, es muß noch die wohlthätige Einwirkung der Sonne dazukommen." Und hierauf erklärte er den Einfluß des Lichtes auf die Farbe; und wie die Leinwand auch auf anderem, dem chemischen Wege weiß gemacht werden könne.

Das Mädchen hielt die leere Kanne in der Hand, hörte zu und wendete kein Auge von dem jungen Manne ab, der so schön sprach, daß sie nachgerade noch weniger davon verstand, als bei der Viehausstellung, wenn der Herr Doctor eine Rede hielt, die doch auch immer sehr schön ausfiel.

Und als er seinen Vortrag geendet hatte, sagte sie: „Laß es wohl gelten."

Und er dachte jubelnd bei sich: Das ist ein intelligentes Mädchen; meinem nicht ganz unschwierigen Gedankengang hat sie zu folgen vermocht. Sie liebt mich, und die Liebe hebt naturgemäß das Weib zum Manne empor — auch in geistiger Beziehung.

Mit einem sehr höflichen Gruß verließ er die Leinwandbleiche und nahm sich vor, am nächsten Tage um dieselbe Zeit wieder an der Stelle zu erscheinen. Allein am nächsten Tage war ein Anderer da, der das Geschäft der Sprenge besorgte — ein schöner, frischer Landregen. Doch

wie schon echte Weisheit jedes Hinderniß zur Förderniß zu machen weiß, so kehrte der Herr Michel heute im Häuschen ein — bittend um Obdach. Das Mädchen war allein daheim; Vater und Mutter waren auf die Hochzeit eines Verwandten gegangen.

„Warum bist denn Du nicht gegangen?“ fragte der Michel, „Du wärest doch gewiß viel hochzeitlicher wie Vater und Mutter.“

„Ich mag nicht früher auf die Hochzeit gehen, als bis ich selber dabei die Braut sein kann,“ war die Antwort.

„Da hast Du schon Recht. Ich mag ebenfalls bei keiner dabei sein, außer ich wäre der Bräutigam.“

„Da hat der Herr auch Recht.“

„Du Mädel,“ versetzte der Michel fast zärtlicher, als es einem Manne der Wissenschaft ansteht, „gestern hast Du mich Bub' geheißen. Der möchte ich auch heute wieder sein.“

„Man ist nicht alle Tag' zu so Dummheiten aufgelegt. Heut' ist Regenwetter, und ich hab' nicht gut ausgeschlafen.“

„Hat Dich etwa gar Deine Hochzeit nicht mehr schlafen lassen?“

„Die Trud hat mich gedrückt.“

„Der Alp?“

„Ist die halbe Nacht auf mir gelegen — ein schauderhaftes Gethier, und gemeint hab' ich, ich müßt' ersticken.“

„Das ist ja kein Gethier gewesen,“ lachte der Herr Michel, und dann fuhr er ernsthaft fort: „Der Alp oder die Trud, wie Ihr sagt — auch Nachtmahr wird die Erscheinung genannt — ist weder ein Körper, noch ein Gespenst, sondern das Product einer Athemnoth. Das Alpdrücken wird erzeugt, wenn auf Mund oder den Nasenöffnungen die

Bettdecke, das Kissen oder dergleichen zu liegen kommt. Diesen Beschwerden gesellen sich sofort beängstigende Träume bei, welche so lange währen, bis es dem Schlafenden gelingt, durch eine kräftige Bewegung die Respirationsöffnungen wieder zu befreien."

„Der Herr kann gewiß ein Trudenkreuz machen?" fragte das Mädchen, „aber sieben Ecken muß es haben. Mit fünf Ecken kann's der Peter auch, aber die helfen nichts."

Sie gab ihm ein Stück Kreide in die Hand und führte ihn in die Kammer zu ihrem Bette. Es war fein und hoch geschwellt, hatte eine lichtblaue Decke mit schneeweißem Linnenüberschlag und ein rosenrothes Kissen.

„Da sollt's halt herkommen, da," sagte sie und deutete mit der Hand auf das Kopfbrett.

„Liebes Kind," sagte er, „das kann ich nicht thun, weil es den Aberglauben befördert, aber wenn Du mir was lohnst, so zeichne ich Dir etwas Anderes auf die Bettstatt. Doch — ich muß einen Kuß dafür kriegen."

„Aber na!" lachte sie, „Er ist doch recht ein verliebter Ding!"

„Ich gestehe es Dir, Mädchen, ich liebe Dich. Ich trete in kurzer Zeit eine Professur an und heirate Dich, Dirndl, wie Du mir schon gestern gefallen hast; ich will Dich aus der Unwissenheit des Volkes reißen und eine rechte, gebildete Frau aus Dir machen. — Wie heißest Du?"

„Gusta," flüsterte das Mädchen erröthend und schlug die Augen zu Boden.

„Also, Augusta, willst Du mein sein?"

Sie hielt ihr Köpfchen tief gesenkt und schwieg.

„Ich begreife es wohl," sagte er, „daß Du mit Deiner Antwort zögerst, so lange Dir das Wesen der Liebe in seiner

Definition noch unbekannt ist. — Die Liebe, Augusta, in welche wir nun Beide einzugehen gedenken, haben in ihrer Totalität die größten Männer aller Zeiten bisher nicht vollständig zu erklären vermocht. Doch vom modern wissenschaftlichen Standpunkte aus ist sie eine elektromagnetische Kraft, welche zwei Personen beiderlei Geschlechtes zusammenführt, aber stets nur in solcher Wahl, daß die physischen Eigenschaften, sowie auch die psychische Bildung der beiden Personen sich gegenseitig ersetzen und vervollständigen. Um hiervon den Beweis zu erbringen, wird es allerdings nöthig sein, eine mathematische Formel aufzustellen, und zwar —"

Er begann mit der Kreide auf die Bettstatt zu schreiben:

„Plus A und minus B können, um mich populär auszudrücken, nicht mitsammen harmoniren; noch weniger werden sich plus A und plus B mitsammen vertragen, ein Verhältniß, das sich mit minus A und einem minus B wiederholt. Demnach ist im gegebenen Beispiele nur eine Composition möglich, nämlich plus A und minus A, oder auch plus B und minus B — eben so viel, als zwei gleichgeartete, aber nicht gleichartige Wesen, die sich gegenseitig ersetzen und in ihrer Vereinigung aufheben — was zu beweisen war."

Gusta sagte, sie höre das Ferkel so arg grunzen und müsse nachsehen, ob es sich etwa nicht wieder, wie letzthin, den Fuß zwischen den Barren verklemmt habe. Sie ging hinaus und ließ den Herrn Michel stehen in der Kammer.

An einem der nächsten Tage suchte er das Mädchen wieder auf und sagte, wenn es ihn von nun an definitiv liebe, so würde er sich vielleicht gelegentlich doch noch entschließen, das Opfer zu bringen, gegen seine Principien zu verstoßen und ihr zu Liebe das Trudenkreuz an ihre Bettstatt zu malen.

„Je!“ rief Gusta, „da ist der Herr schon zu spät dran. Just gestern hat mir der Peter das Trudenkreuz gemacht — ein siebeneckig's ist's worden, und heut' in der Nacht hab' ich gut geschlafen.“

Freilich hat sie ihm verschwiegen, daß sie gestern noch Athembeschwerden empfand, weil ihr der Peter einen Augenblick die Respirationsöffnung durch einen herzhaften Kuß verschloß.

Aber der Herr Michel ahnte etwas dergleichen und zog fürbaß. Und als er sich auf seinen Wanderungen vielfach überzeugt hatte, daß die besten seiner verkündeten Theorien im Volke schon längst praktisch geübt werden und es eben diese Theorien waren, die ihm selbst nicht Zeit ließen, praktisch zu sein, beschloß er, seine Fahrten aufzugeben; seine Belehrungssucht war allmählich geheilt.

Wir finden ihn heute in Wien als Docenten; für jede Lehrstunde, die er giebt, läßt er sich wacker zahlen.

Und Recht hat er. Das Gold des Wissens schleudert man nicht in Hellerchen unter den Haufen, der es höhnend oder verkennend in den Staub tritt. Selbst die anmuthige und feingebildete Hausfrau des Herrn Professors, die er in der Stadt gefunden, und welcher der zärtliche Gatte über Alles geht, verzichtet gerne auf den mathematischen Beweis seiner Liebe.

Herr Trotzkopf, der Heiratscandidat.

Bertram Siebener ging auf dieser Erde fünf Jahre lang mit Heiratsgelüsten um. Es that ihm die Wahl weh' unter den schönen Töchtern des Landes, und aus lauter Bedenken und Zuwarten passirte es ihm mehrmals, daß ein Anderer ihm die Braut vor der Nase weg heiratete. Denn gern haben die Frauen des Mannes Herz, aber dessen Hand haben sie noch lieber. Zudem hatte Bertram Siebener — ein so prächtiger Mann er sonst war — keinen sehr starken eigenen Willen, hingegen besaß er einen kräftigen Widerspruchsgeist. Ein gar wunderlicher Trotzkopf war er. Bei Allem, was er vorhatte, befragte er seine Freunde um Rath, um hernach gerade das Gegentheil von dem zu thun, was sie ihm riethen.

So saß er eines Tages im Extrastübel des Eschenwirthshauses und sagte zum Wirth: „Julius, was sagst Du dazu? Jetzt habe ich Eine aufgestöbert. Blutjung ist sie und bildsauber. Hast noch Keine gesehen, die so schön wäre. Ganz dumm bin ich Dir vor Liebe. Die werde ich nehmen — was meinst?"

Der Wirth zuckte die Achseln: „Wenn Du verliebt bist, dann ist Dir nicht mehr zu rathen."

„Daß man sich's halt noch überlegt."

„Das thät' ich auch an Deiner Stell', und diesmal schon gar."

„Meinst also, daß ich's bleiben lassen soll?"

„Weißt, Bertram, ein Anderer kann da nichts sagen, das kommt auf Dich selber an. Ich red' nur das: geheiratet ist's bald, aber das Hausen währt lang'. Und just auf die Schönheit allein ginge ich auch nicht. So lang das Weibel schön ist, gehört es oftmals nicht dem Ehemann allein; und ist sie's nicht mehr, nachher magst sie' leicht auch selber nicht. So ist die Sach'."

Der neidet mir die schöne Braut, dachte Bertram, als ob just ich kein sauberes Weib haben sollte!

Er ging zu seinem Freunde, dem jungen Tischlermeister, einem sehr einsichtsvollen Mann, der selber noch ledig war und bei seiner dicken Stiefmutter lebte.

„Du, Franzel," rief Bertram Siebener, „eilends laß' Dir Tanzschuhe machen. Ich bin Bräutigam. In die Allerschönste bin ich vernarrt, in die schöne Traut. Ich denk', ich mach' Ernst! Rathe mir, Freund, aber rathe mir nicht ab."

„Dazu läge nach meiner Meinung doch gar keine Ursache vor," sagte der Tischler, „daß sie Deinem Auge gefällt, und daß Du sie lieb hast, ist die Hauptsache. Alles Andere findet sich."

„Nur etwas Vermögen, wenn sie zu ihrer Schönheit hätte, würde ich nicht verachten," meinte Bertram.

„Vermögen, Vermögen," sagte der Tischler, „dann bist Du der Herr im Hause nimmer. Du sollst der Anwalt ihres Geldes sein und mußt durch das Capital Deiner Arbeitskraft den täglichen Bedarf schaffen, und dennoch würde sie Dir's bei jeder Gelegenheit zu verstehen geben, daß sie Dir Geld mitgebracht hätte."

„Wenn sie nur auch ein gutes Herz hat?“ wendete Bertram ein.

„Pah, ein gutes Herz haben Alle, wenn es der Mann verlangt; nur häßliche Weiber sind auch böse Weiber. Greif' zu, Bertram, greif' zu mit allen Vieren!“

Was Der nur hat? dachte der Freier bei sich. Gerade auf der Stelle will er mich verheiraten. Er hat leicht reden: leben müßte ich mit ihr. Spät gefreit hat Niemand gereut. Ich warte noch. —

Ein halbes Jahr später saß Bertram Siebener wieder im Eschenwirthshause und zupfte den Wirth am Aermel: Er hätte etwas zu reden.

„Wenn's nur auch was Gescheites ist!“ sagte Julius.

„Das will ich schon meinen. Ich habe wieder eine Braut — Eine mit Geld!“

„Das läßt sich hören!“

„Aber gerade nicht mehr ganz jung — so in den besten Jahren, eine Vierzigerin.“

Der Wirth that einen lauten Pfiff. — „Nachher könnte sie ja Deine Mutter sein!“

„Ist's aber nicht. Ist eine recht angesehene Hausbesitzerin, auch gesund und heiter. Ich setz' mich in die Wirthschaft und bin ein gemachter Mann.“

„Soll sie Dir treu bleiben?“

„Na, das versteht sich.“

„Und Du ihr auch?“

„Ich? Ja, Warum denn nicht?“

„Wie lange?“

„Geh', so Fragen da!“

„Mensch!“ rief der Wirth, „ich sage Dir, nimm eine Aeltere! Eine Achtzigjährige, die wenigstens bald stirbt. Die

Vierzigerin überdauert Deine schönsten Jahre; Du bist an sie gebunden wie der Kettenhund an's alte Hofthor. Bertram, ich bitte Dich: renn' nicht in Dein Unglück!"

„Du hast ja selber eine Alte."

„Eben darum rede ich aus Erfahrung. Junge, nimm eine Häßliche, eine Dienstmagd, eine Dirne — nur keine Alte!"

Bertram ging mißmuthig davon. — Just weil sie glauben Nein, so sage ich Ja. Möchte doch sehen, wer mit mir schaffen kann!

Er ging zum Tischler.

„Freund, Du wirst Augen machen. Wie Du mich da stehen siehst: ich bin so viel als Großbauer! Ich heirate die Hochschlagerin."

„Was?" lachte der Tischler, „O Du Schelm Du! So bist Du's, der den fetten Vogel abschießt! Ich gratulire!"

„Sie ist just nicht alt."

„Na freilich nicht," sagte der Tischler. „Vierzig ist ja noch kein Alter. Und so gut erhalten!"

„Just, daß halt ich ein bissel jung für sie bin."

„Ist nicht Deine Schuld. Brauchst Du nicht eifersüchtig zu sein. Eifersucht ist ein Elend. Auf die Hochschlagerin kannst Dich verlassen — bist geborgen. Und sind die zufriedensten Ehen, dergleichen. Dann keine Brotsorgen, mein Lieber, keine Brotsorgen, das ist die Hauptsache."

„Es ist wahr," bemerkte Bertram sinnend, „daß man auch — der Nachkommenschaft wegen — Kinder —"

„Eins kriegst, mehr brauchst Du nicht. Denke Dir das Kinderkreuz! Den Kummer! Ich selbst, wenn ich heiraten würde, nähme so Eine, wie die brave Hochschlagerin."

„So nimm sie!"

„Ei, Du siehst ja, daß ich mit meiner Stiefmutter ganz zufrieden lebe. Sie ist eine gutherzige, praktische Frau, besorgt mir die Wirthschaft. Und so lebt man fröhlich dahin."

„Und warum man just mich in den Ehestand jagen will?"

„Jagen? Das nicht, aber mit gutem Gewissen dazu rathen kann man Dir. Du zögerst, aber Du wirst heiraten, es ist vielleicht nicht gut, aber es ist eine Naturnothwendigkeit für Dich. Du bist vielleicht gar nicht für den Ehestand geboren. Aber Du bildest Dir einmal ein zu heiraten, Du wirst keine Ruh' und keine Rast haben, bis Du nicht verheiratet bist."

„Und dann?"

„Dann giebt es keine Wahl mehr."

„Also gezwungen und gebunden leben!"

„Bertram, Du bist eine unentschlossene Natur, jede Wahl peinigt Dich wie der Sturm das schwankende Reis. Das Muß thut Dir besser, das ist der Stock, an den gebunden Du erstarken wirst."

„Franz, Du redest in den Tag hinein. Du verstehst mich nicht. Weißt Du, was ich thun werde? Ich bleibe ledig!"

Darauf verging ein Jahr. Die schöne Traut hatte einen schönen Förster, die reiche Hochschlagerin einen reichen Holzhändler geheiratet. Bertram Siebener war noch frei.

Da saß er eines Tages wieder beim Eschenwirth und trank sich ein Herz an. Es war bei ihm, als ob er den Apfelwein nicht in den Magen, sondern in das Herz hinabschlürfe; denn mit jedem Humpen schwoll dieses und wurde voll, und wurde schwer. Und endlich begann er zu schluchzen ob seiner großen Verlassenheit.

„Ich glaube gar, Du hast Zahnreißen?" sagte der Wirth.

„Laß' mich gehen. Ihr Alle miteinander versteht mich nicht — ich fühle mich so einsam auf dieser Welt. — Ich werde doch noch einmal mit der Tischlermeisterin reden.“

„Am Ende hast Du schon wieder eine Braut.“

„Ich habe auch eine, ich verhehle Dir's gar nicht, gleichwohl ich weiß, daß Du mir sie wieder zehnmal abreden wirst wollen.“

„Abreden! ich abreden? Was Dir nicht einfällt. Im Gegentheile, ich habe Dir immer gesagt, daß Du heiraten mußt. Aber Eine, die für Dich paßt. Zweimal fragtest Du mich schon, und ich will nicht fürchten, daß Du es bereuest, mir gefolgt zu haben.“

„Ich Dir gefolgt, Julius! Nicht im Traume. Wenn ich zwei Weiber bisher laufen ließ, so waren es andere Gründe.“

„Die Dritte wirst Du doch nicht mehr laufen lassen? Sie ist wahrscheinlich sehr hübsch?“

„Sie ist nicht hübsch.“

„Oder wenigstens jung?“

„Sie ist nicht jung.“

„So doch reich?“

„Ist auch nicht reich.“

„Also häßlich, alt und arm. Bertram, sei versichert, die rede ich Dir nicht ab. Es ist nicht nöthig.“

„Und gerade diese werde ich heiraten.“

„Ich gratulire!“

„Du höhnst mich. Ich aber sage Dir: diese werde ich heiraten!“

Aufgebracht ging er davon — ging zu seinem andern Freunde, dem Tischler.

„Hast Du wieder Eine?“ rief ihm Der entgegen.

„Eine gutmüthige, bescheidene, ältliche Person, arm, aber häuslich und brav."

„Siehst Du, das ist die Rechte."

„Eine Witwe ohne Kinder."

„Für einen gescheiten, anspruchslosen Mann gewiß eine passende Partie. Mache nur diesmal Ernst."

„Aber —"

„Ist sie eine Hiesige?"

„Freilich, Du kennst sie recht gut. Und daß der Sohn um ein paar Jahre älter sein wird, als der Vater, hörst, das macht nichts."

„Was sprichst Du denn?"

„Geh', geh', ich laß' Dich nicht rathen. Wir sind auch schon auf gleich. Hat sie Dir wirklich noch nichts gesagt?"

„Wer?"

„Deine Frau Stiefmutter."

Der Tischler schrak zurück. — Meine Stiefmutter will er heiraten? Meine Mutter, von der ich hoffe, daß sie mir in nächster Zeit die Wirthschaft übergiebt und mich zum Erben ihres Ersparten machen wird?

„Freund!" sagte er mit dumpfer Stimme und legte seine Hand dem Heiratscandidaten auf die Achsel: „Das wäre ein unglücklicher Gedanke. Glaube mir, ich würde sehr erfreut sein, Dich in unserer Familie zu wissen. Aber als Freund muß ich Dir im Vertrauen mittheilen: Meine Stiefmutter ist kein Weib für Dich. Erstens hat sie das Alter wirklich etwas sehr häßlich gemacht; die Leute würden ordentlich zurückschrecken, wenn Du sie ihnen als Deine Braut aufführtest. Und wird es Dir denn gleichgiltig sein, zu hören, daß die Häßlichkeit Deiner Frau sprichwörtlich ist?"

„Was geht das die Leute an!"

„Dich, Dich geht's an. Und das eben ist das Schlimme. Ferner glaube ja nicht, daß dieses Weib so überaus gutmüthig ist. Ich kenne sie besser!"

„Du kennst sie als Stiefmutter, da glaub' ich's schon."

„Wenn es je eine eitle, geschwätzige, geizige, schmutzige, launenhafte und mürrische Alte giebt, so ist es meine Stiefmutter."

„Du übertreibst, wie hätte denn Dein seliger Vater?"

„Der nahm sie vor zwanzig Jahren. Und wenn es je ein Mann bei diesem Weibe aushalten könnte, so würde mein Vater noch leben."

„Diesmal ist Alles dagegen," murmelte Bertram, „nur mir keine Frau. Jetzt möchte ich aber doch sehen, wer mir das Heiraten wehren kann. Justament!"

O, Tischler Franz, das hast Du schlecht gemacht. Merktest Du es denn nicht, daß ihn Jeder, der ihm vom Heiraten abrieth, damit nur aneiferte, und daß Du mit Deiner Beistimmung es stets warst, der ihn stutzig machte? Warum fielest Du ihm nicht in die Arme und riefest: „Bertram Siebener! ja und tausendmal ja, werde mein Vater! Meine Stiefmutter ist das schönste, liebenswürdigste Weib unter der Sonne. In üppigster Reife prangt sie Dir entgegen! Und wie sinnig weiß sie sich zu schmücken, wie anmuthig versteht sie zu plaudern, wie sparsam ist sie im Haushalte, wie anregend ist die Mannigfaltigkeit ihrer Stimmungen und neckischen Launen, wie reizend ist ihr erkünsteltes Zürnen und Schmollen. Wie selig war mein seliger Vater in ihrem Besitze, der, ach, so kurz war. Tritt in seine Fußstapfen, mein Freund, ich beglückwünsche Dich aus voller Brust!"

So mißräth man einem Bertram Siebener die Partie. Ei geh', Tischler, Du verstehst Dich nicht auf's Leimen. Was Du zusammenfügen willst, das geht auseinander, was Du trennen sollst, das kittet sich zusammen.

Jetzt lauf' zum Schneider, er soll Dir flugs ein Hochzeitsjöppel machen, Deine Mutter heiratet Dir einen Vater in's Haus. Und auf's Jahr vielleicht — kommt der Storch! — —

Die Hochzeit ist lange über ein Jahr schon vorbei. Das Ehepaar lebt in Frieden. Der erheiratete Sohn wird ganz anständig gehalten, denn er leitet das Geschäft. Der Storch kam, setzte sich aber auf den Giebel der Mägdekammer, und wenn man den Bertram Siebener fragt, wie er ihm denn anschlage, der heilige Eh'stand, so antwortete er: „Dank der Nachfrag'!" Und wenn man sagt: Es wäre ja zu erwarten gewesen, daß er mitten in sein Glück hineinsäße, so entgegnet er: „Na, na, was wißt denn Ihr, ein verdammtes Elend ist's!" Und wenn ihm Einer zuflüstert: „Armer Bertram, Du bist bei dieser Tischlermeisterin wohl recht jämmerlich auf den Leim gegangen!" so ruft er aus: „Auf den Leim? zum lachen, so was! Ich bin über und über zufrieden, ich verlang' mir nichts Besseres."

Und wenn — es schickt sich zwar nicht, aber es ist in diesem Falle etwas Wahres — wenn ihr ihm vorstellt, daß er eine welke, grämige Alte hätte, so ist er überzeugt davon, daß er ein blutjunges Weib und ein Schock kleiner Kinder besitzt.

Auch solche Käuze giebt es.

Der Lustigmacher.

Der Mann könnte sich heutzutage ein schweres Geld verdienen, wenn drei Umstände nicht wären. Allein für's Erste mangelt das schwere Geld und aus diesem Umstande geht ja gerade das Bedürfniß nach einem Lustigmacher hervor. Für's Zweite macht ein Justin Hummeltreiber um Geld nicht lustig. Und für's Dritte ist der Justin schon gestorben.

Doch wir haben nicht das Recht, die Vorzeit um den Mann zu beneiden; sie hat ihn bedurft, so gut als ihn die Gegenwart bedürfte, die Zukunft bedürfen wird.

„Jetzt ist der Spaß gar," hatte er gesagt, und das ist sein letztes Wort gewesen. Er hat eigentlich nicht lustig gemacht; er war der ernsthafteste Mensch von der Welt, und die ältesten Leute können sich nicht erinnern, den Justin einmal lachen gesehen zu haben. Nur, daß er ein klein bischen schmunzelte, wenn ein recht großes Ungemach über ihn kam — das war Alles. Die Leute wurden ganz von selbst lustig, wenn der Justin zugegen war. Nicht etwa, daß er possirlich anzusehen gewesen wäre; er hatte eine Gestalt und ein Benehmen wie jeder Andere. Sein Gesicht war rundlich, stets glatt rasirt, seine weichen Haare lichtfalb, seine Augen grau, seine Nase hübsch aufgestülpt, sein Mund — „proporz", wie

ihm der Gemeindeschreiber in den Heimatschein geschrieben hatte. Er war schön gewachsen und eine Weile bei den Soldaten gewesen. Die übrige Zeit war er in dem Thale geblieben, in welchem er geboren worden.

Er war reich begütert; aber seine Baarschaft betrug in ihrer höchsten Blüthezeit — das war, als er die Erbschaft eines Oheims einzog — einundzwanzig Gulden Wiener Währung und sieben Groschen. Sein Gut war in etwas Anderem. Die Obstbaumzucht verstand er; besaß aber nur einen einzigen Holzapfelbaum zu eigen. Dieser stand an einem schattseitigen Wiesenrain und war ein scherzweises Geschenk seines Pathen. Im Frühjahre zog Hummeltreiber mit dem Raupen- und Maikäfersack, und im Herbste mit der Obstschüttstange und mit der Preßbutte. Das war sein Erwerb, der uns des Weiteren nichts angeht. Im Winter saß er in seiner Kammer, verfertigte Kinderspielwerk und trank zuweilen ein wenig von seinem Holzapfelmost.

Einmal war der Most sehr gut gediehen; da schob der Justin oft und oft den grünen Krug vor sein altes blindes Mütterlein hin und sagte: „Trink, Mutterle, und stoß an mit mir auf gute Freundschaft!"

Und einmal, als das Weiblein recht trank und lustig dabei war, traf es jählings der Schlag.

Saß dann der Justin drei Tage lang an ihrer Bahre und murmelte fortweg: „Schau, die Frau ist den starken Trunk nicht recht gewohnt; Manche schwätzen und lachen, wenn sie ein wenig zu viel haben; Andere schreien und raisonniren, wieder Andere werden still."

Als er vor ihrem Grabe stand, verzogen sich seine Züge schier ein wenig zu einem Lächeln. Und das Lächeln war so seltsam, daß Alle darüber lustig wurden. Aber sie hatten

es verkannt, es war im Gesicht ein schmerzhaftes Zittern gewesen.

In seiner Jugend hatte der Justin ein Nachbarsmädchen gerne gesehen. Um dieselbe Zeit that er außerordentlich ernsthaft und zuweilen ganz gegen seine Gewohnheit ein wenig unwirsch. Das that er, weil er mit dem Glücke seines Herzens geizte und es nicht zu den Fenstern herausgucken lassen wollte.

Es war eine Ahnung, daß dieses sein Glück eines Tages entspringen könnte. Aber daß er es recht fest halte und an sich schmiede, beschloß er, das gute, hübsche Kind zu freien. Die Hochzeit war beim Amtmann schon richtig, und beim Wirth auch, und Justin stand unter seinem weiß und roth blühenden Holzapfelbaum und blickte in das weite, frischgrüne Thal hinaus und sagte vor sich hin: „Daß Gott die Welt erschaffen, das ist gar nicht so dumm gewesen."

Am Hochzeitsmorgen, als sie zur Kirche gingen, kam ihnen der Herr Pfarrer schon entgegen und berichtete, daß die Erlaubniß vom heiligen Vater nicht eingelangt sei, daß also diese Ehe wegen zu naher Blutsverwandtschaft von der Kirche nicht bewilligt werden könne.

Da wurde der Justin roth im Gesichte und schmunzelte ein wenig. „Richtig," sagte er hierauf, „unsere Großväter sind Brüder gewesen. So sauber, jetzt können wir gehen, wie das Dirndl vom Tanz."

„Herr Pfarrer," rief der Brautführer erbittert, „es ist wohl auch nöthig, daß wir uns beim heiligen Vater anfragen, ob wir das bereitete Hochzeitsessen verzehren dürfen?"

„Glaub' nicht," sagte der Justin gelassen, „dieweilen thät wohl die Suppen kalt werden."

Und der junge Mann hat die einmal aufgetischte Kälbermarksuppe und die Hochzeitstorte nicht kalt und trocken werden lassen. Und darüber sind die Leute wieder sehr lustig geworden und haben gesagt: „Ja, Recht hat er, ich thät's just so machen."

Aber die Wenigsten hätten es in dieser Lage gerade so gemacht.

Als Justin hierauf unter die Militärpflichtigen kam und durch die Entscheidung des Loses nicht behalten wurde, sagte er das erste und einzige Klagewort seines Lebens: „Ich hab' schon Unheil, bei meiner Treu! jetzt behalten sie mich auch nicht zu den Soldaten. Leicht bin ich ihnen zu sauber gewachsen, als daß sie mich wollten vor den Feind stellen. Oder bin ich keinen Schuß Pulver werth?"

Diesmal war aber leicht Rath; er ging für einen Andern, den das Los getroffen, der aber daheim Vater und Geschwister zu versorgen hatte.

Als Justin hierauf bei dem Feldzuge in die Hände der Wälschen gerieth und sie ihn erschießen wollten, meinte er, mit den Augen zwinkernd, zu seinen Gewalthabern: „Ich rath' Euch gut, Leutchen; zwar, mich geht's insoweit nichts an, aber ich sag' allerweil, Ihr sollt mich nicht zusammenschießen. Da habt weder Ihr, noch hab' ich selber was davon."

Das war ein lustiges Auflärmen bei den Wälschen und sie schenkten ihm das Leben.

Als er hernach vermittels Austausches der Gefangenen fieberkrank und abgemagert bis auf die Knochen wieder in die Heimat zurückkam, meinte er zu seinem Obersten: „Wird kein gutes Geschäft gemacht haben, der Herr Oberst; ich wett' was, Er hat einen kernfesten baumstarken Mann für mich gegeben!"

Zur Zeit, als der „ausgediente" und „verabschiedete" Justinus Hummeltreiber wieder zurück in sein Thal kam, wurden just die Zündhölzchen gangbar und durch eine Unvorsichtigkeit derselben brannte eines Tages das halbe Pfarrdorf ab. Justin war bei den Löscharbeiten der Erste und Tapferste, und als die Gefahr vorüber und das Feuer gedämpft war, trugen sie den Armen vom Platze weg; er hatte zwei arge Brandwunden am Leibe. Und als ihn der laute Jammer der Verunglückten umgab, erhob auch er sein Wort und sagte: „Ich halt' nichts auf die Todesstrafe, gar nichts, aber so ein Zündhölzlein, das hätt' man doch gleich früher köpfen lassen sollen."

Auflachten sie über dieses pudelnärrische Wort; aus ihren Thränen lachten sie auf, und ein alter Mann sagte dem Justin ein Vergeltsgott dafür, als wär' es ein Schluck Wein gewesen.

Bald darauf erhielt Justin die Erbschaft von seinem Oheim; das war ein gutes Pflaster auf seine Brandwunden. In den ersten zwei Tagen hatte er davon nur die 7 Groschen verbraucht; das Uebrige wurde ihm am dritten Tage gestohlen. Darüber grübelte der Justin: „Was ich nur dem Dieb Gutes gethan haben mag, daß er mir schön drei Tage nachgewartet und die sieben Groschen geschenkt hat. Nein, das thut nicht Jeder!"

Einmal, zur Spätsommerszeit schlug der Blitz in seinen Holzapfelbaum und vernichtete Stamm und Früchte. Nach dem Gewitter kamen trübe, umwölkte Tage und die Leute sagten nach dem Sprichwort, der Himmel mache ein saueres Gesicht.

„Je, das glaub' ich," versetzte der Justin, „süß sind sie nicht gewesen, meine Holzäpfel."

So trieb er's, oder vielmehr so ließ er's treiben. Er arbeitete redlich sein Theil, und dabei war er so kindisch, daß er selbst mit den Obstbäumen schwätzte und ihnen mit guten Worten beizubringen suchte, wie sie am besten wachsen und Früchte tragen könnten. Es war aber, als ob er „zu lauter Holzklötzen spräche"; trotz seiner Pflege und Liebe trugen sie oft spottschlechte Früchte.

Und die Leute waren nicht viel besser wie die Obstbäume. Sie belustigten sich zuweilen an dem Behaben und den leichtherzigen Sprüchen des Mannes, doch Keinem fiel es ein, sich selbst eines so leichten heiteren Sinnes zu bestreben. Sie hießen ihn den Lustigmacher. Er schien aber weder lustig, noch traurig; er war stets gelassen, hatte über Vergangenes nie eine Klage und äußerte für Zukünftiges nie einen Wunsch.

Als Justinus Hummeltreiber endlich in eine Krankheit verfiel, von der ihm der Arzt sagte, daß sie vielleicht recht langwierig sein, übrigens aber mit der ruhigen Auflösung enden werde, kamen sehr viele Leute, um ihn zu besuchen. Statt selbst zu trösten, gingen sie getröstet und oft sogar recht erheitert von hinnen. Und zuweilen an Sonntagen saß ein ganzer Kreis von Leuten um sein Bett, und es gab oft ein mächtiges Gelächter über die Worte, die der blasse, abgewelkte Mann mit seinem ernsthaften Gesichte sagte. Litt er an Fußkrämpfen, so meinte er, es zwicke ihn Vater Abraham bei den Waden; kam ihm der Schwindel, so tanzten die neun Chöre der Engel in seinem Haupte. Hatte er das böse Jucken im Hals, so sagte er, es stecke noch ein närrisch Liedel in seiner Gurgel, oder eine tolle Red', oder sei's gar eine Lug', man wolle so gut sein und es mit einem Schürhaken heraufziehen, um zu sehen, ob das Ding noch zu etwas nutz sei.

„Dem Todtengräber hätt' ich gern noch früher die jungen Zwetschkenbäume gepfropft," rief er einmal, „kriegen wird er gar nichts für sein Tagwerk. Und liegen will unsereiner so tief, wie jeder Andere."

Und eines Abends, als er noch so geplaudert hatte, gab's glötzlich einen Ruck in seiner Brust. — „Jetzt ist der Spaß gar," sagte er matt und sank auf sein Stroh.

* * *

Ach! Schade, daß der große, unermeßliche Schatz, den dieser Mann besaß, das reiche kindliche Gemüth, die glückliche Weisheit der Einfalt, mit ihm begraben worden ist. — Todtengräber, Du hättest an der Grube unseres Justinus den Schatz sollen heben; schau um Dich, die Menschen sind bettelarm!

Ein Wald-Philosoph.

In meiner Haut stecken ein paar grundverschiedene Menschen. Der eine tritt hervor, wenn ich lang' und viel mit Leuten verkehre, und ist mir oft ein ganz unausstehlicher Kerl. Er ist so schablonenmäßig geschnitten, er will so sein wie andere Leute; was er etwa mehr hat als diese, das stutzt er sich ab, und was er weniger hat, das will er sich durchaus anstückeln, und ging's gleich nicht mit natürlichen Dingen zu. Ich hätte den gespreizten hölzernen Gesellen längst verabschiedet, aber die Leute brauchen die Figur, sonst verdrängen sie mich. Sie muß auf der Welt meinen Platz bewahren und bedeuten: Hier gehört Einer her!

Der andere meiner zwei Menschen hingegen ist ein guter drolliger Kauz, stets mit sich zufrieden und doch allfort an sich verbessernd. Der ist nicht dumm, der hat sein Lebtag noch keinen Handschuh angezogen, wenn ihn nicht an den Fingern fror. Wenn ich mich in die Einsamkeit zurückziehe, ist er bei mir und weiß die wunderlichsten Sachen. Hernach singt er und jauchzt, daß der ganze blaue Himmel klingt wie eine weite Glocke. Den ganzen Tag wird Einem bei ihm nicht langweilig. Ich wandere so gerne mit ihm in die Wälder, in die tiefsten Wälder der Alpen hinein und wir spinnen Gedanken und wir weben uns in einen Schleier von

Gedanken, und wir träumen von vergangenen Tagen, die in der Erinnerung, durch den süßen Waldfrieden geweiht, schöner sind, als sie in Wirklichkeit je sein konnten. Und wenn über den Wipfeln der Tannen die Wolken ziehen, so sagt mein Gespons: „Siehe, sie haben geschöpft an den Quellen der Alpen und gehen nun hin, um die Felder des Flachlandes zu erquicken."

Und wenn uns zuweilen so ein rauher, knorriger Waldteufel begegnet, so sagt mein Freund: „Halt, den fallen wir an und fragen ihn, wie er lebt. Das Sichversenken in fremdes Leben ist ein gutes Mittel gegen Selbstliebe und Eigennutz."

Als ich einmal — es war an einem Sonntag Vormittags — durch einen Wald des Oberlandes strich, fand ich, daß schier alle Bewohner des Waldes zur Dorfkirche hinausgegangen waren. „Was soll denn ich für einen Gottesdienst halten?" fragte ich mich. Da antwortete mir mein Gefährte, der heute ganz feierlich still war: „Mache du dich an den erstbesten Menschen, dem du in diesem Waldthale begegnest, sei er wer er sei. Und halte ihn herzlich und liebreich, und thue ihm Alles, was du kannst, zulieb, als wie wenn er auf der Welt dein einziger Freund und Bruder wäre." Da mag er wohl Recht haben, denke ich, und das wird der rechte Gottesdienst sein.

Ich gehe darauf nicht gar lange, als ich nach einer Wegbiegung ein paar hundert Schritte vor mir eine Gestalt wackeln sehe. Auf den rechtschaffen breiten Schultern derselben saß ein ganz kleines Köpflein mit einem hohen grünen Filzhut, wie ihn die halbverwitterten Gebirgler gerne tragen, um auch so groß dazustehen in der Welt, wie die schlanken Bewohner des Flachlandes. Der Hut saß ein wenig schief

und die Geierfeder desselben ragte keck nach vorne, was Rauflust bedeutet. In der Hand trug der Mann ein blaues Bündelchen, das er gar zart und behutsam in die Luft hinaushielt. Die andere Hand führte einen buckligen Baumast als Stock, an dem noch ein paar Reiser grünten. Der Rücken der Gestalt war lang und breit, aber die Füße waren um so kürzer und schmächtiger und gar außerordentlich säbelkrumm. Sie bildeten, wenn der Mann zuweilen ein wenig stillstand und mit dem Stock in den Wasserkehren des Weges wühlte, um die stehenden Wässerlein abzuleiten, ein ganz regelrechtes Oval, und ein Eichhörnchen, das über den Rain herabkam, stand mäuschenstill und überlegte, ob es seinen Weg des Spaßes halber nicht durch den schönen Rundbogen nehmen sollte. Es hob schon das Köpfchen und schnupperte, und wenn die Geierfeder und der Baumast nicht gar so mordlustig dreingestarrt hätten, es dürfte den Sprung gewagt haben.

Ich schritt langsam hinterdrein, und als sich der Mann zuletzt auf einen Fichtenstock setzte, holte ich ihn plötzlich ein. Er sprach just mit sich selbst; er hielt etwas in der Hand, führte es mehrmals nahe zum Auge und schüttelte fort und fort den kleinen Kopf. Er hatte ein rundes, braunes, ehrliches Galgengesicht, das allweg über das Ding in der Hand lächelte und sich in alle Formen zog.

„Vetter, was habt Ihr denn da?“ redete ich ihn zum Gruße an.

Er blickte kaum auf, er sah immer auf seinen Gegenstand und schüttelte den Kopf und grinste.

„Wenn der Weg ein klein wenig besser wär', ich thät' dich vor mir hertreiben!“ murmelte er zu seinem Ding in der Hand. Da sah ich's, es war ein Stück Käse.

„Freilich wohl, daß er nur zwölf Kreuzer kost' hat," sagte der Mann hierauf zu mir, „aber 's ist halt doch! — ei, ei, 's ist halt doch! — thun S' grad' einmal herschau'n da, aber fein bald, sonst läuft er uns eher davon!"

Weltschmerz lag in seinem Lächeln.

Da hatte er den Käse gekauft für sauer erworbene Groschen, uno nun waren kleinwinzige Wesen und nahmen Beschlag davon vor seinen Augen, und noch dazu mit einer Ruhe und Keckheit, die empörend ist.

Dabei funkelte dem Manne die Jagdlust aus den Augen. Endlich kam er doch wieder zu sich und brummte: „'s ist nicht zu glauben, was die Leut' heutzutag' schlecht sind — ist das eine Käse?"

Dann hub er langsam an zu essen.

„Und Ihr wollt dieses halbverdorbene Ding da genießen?" sagte ich.

„Was denn!" entgegnete er, „wofür hätt' ich's nachher gekauft?"

Ich suchte zwei Zehnkreuzerstücke aus der Tasche. „Da, Vetter, kauft Euch was Frisches!"

Er sah mich nur so scharf an; es schien ihm nicht sonderlich zu gefallen, daß ich ihm Almosen geben wollte. Er starrte auf die Münzen. Endlich nahm er sie und sagte: „Werden auch Füße kriegen, so gut wie der Käse. Geld will bei mir kein's bleiben. — Nun, ich dank' gar schön für die Unterstützungen!"

Er nahm's in der Mehrzahl; zwei Zehnkreuzerstücke sind eben zwei Unterstützungen.

„Gessen wird er aber doch!" brummte er, und säuberte weiter an seinem sehr betagten Käse.

Plötzlich jedoch rief er: „Nein, ich mag dich nicht!" und schleuderte das Stück auf die Erde.

Stumm starrte er vor sich hin. Eine so große That hatte der Mann vielleicht sein Lebtag noch nicht gethan. Dann hub er wieder an, den Kopf zu schütteln.

Und lange saß er da.

Ich stand daneben und dachte: die Geschichte ist noch nicht aus; entweder er hat Gewissensbisse oder er philosophirt.

Ich hatte gut gerathen.

Wie im Traume sagte er, indem er fortwährend mit dem Kopfe nickte: „So wird's mit uns auch einmal sein."

Ich horchte auf.

In dumpfem Tone fuhr er fort: „Der Herrgott wird die Welt nehmen, wird sie um die Erden hauen, daß die Fetzen fliegen. Die Leut' sind schon zu schlecht. Ist das ein Käse?!"

Dann wendete er sich zu mir: „Weil Sie noch dastehen! Sie schauen mir aus wie ein G'studirter. Mit Verlaub: Wann geht die Welt zugrund?"

Ich zuckte die Achseln.

„Nachher haben Sie nichts gelernt. Das Achselbeuteln kann jeder Halbnarr; ich auch," und er zuckte die Achseln.

Nach einer Pause fuhr er fort: „Wie sie beim letzten Abendmahl beisammen gesessen sind, der Herr Christus und die Apostel, da haben die Apostel den Herrn gefragt, wie lang' denn die Welt noch thät stehen. Und da hat der Herr Christus gesagt: . . . mmer tausend Jahr! — und jetzt haben es die Apostel nicht verstanden, hat er gesagt: immer tausend oder nimmer tausend."

„Wird vielleicht immer tausend gesagt haben," versetzte ich. Darauf glotzte mich der Waldmensch erschrocken an und stotterte: „Das wär' doch aus aller Weis! Ja, wann krieg' ich denn nachher meinen Lohn?"

Das ist zuletzt doch kein Halbnarr, das ist schon ein ganzer! dachte ich mir.

„Andere Leut' sind reich," fuhr er fort, „leben in Freuden, haben den Himmel auf Erden. Ich bin bettelarm und in der Mühsal, muß mein Brot graben mit diesen Händen. Bei der Noth bin ich daheim und mein Weib heißt Kümmerniß, das Elend ist mein Kind; eine saubere Familie das! und mein Gast ist der Jammer. Jesus, nein — lachen muß ich auch noch?! Und der Pfarrer hat gesagt: am jüngsten Tag krieg' ich meinen Lohn dafür, das Himmelreich."

„'s ist kein Mensch auf der Welt, bei dem sich dieses Leben thät verlohnen," sagte ich; „dafür hat jeder Mensch seinen letzten Tag — den jüngsten Tag. Und es kommt etwas nach dem jüngsten Tage: nennst Du es Ruh', Seligkeit, ewiges Leben — es ist alleins, die Hauptsache ist, daß Du hoffest!"

Ich predigte für mich allein. Er starrte zu Boden: „Jetzt hätt' man gemeint, so ein Käs wär' das Letzte von der Kuh und sonst nichts mehr, und jetzt kriechen auf einmal lebendige Dinger heraus, und die Geschicht' geht von vorn' wieder an. — Sie, Herr, leicht bin ich ein Narr, aber 's kunnt sein, er hätt' gesagt: immer tausend . . . ."

Ich ließ den Mann sitzen im Walde und ging davon. Mir war wohl, wie der Lerche in der Himmelsluft; mir war weh, wie dem Wanderer Ahasver. Von ferne hörte ich das Glöcklein der Dorfkirche klingen: Nimmer tausend! In den Aesten und Kronen des Waldes säuselte es: Immer tausend — immer tausend!

Der mißgeborne Peter.

Es ist nicht nöthig, daß wir der Ankunft des kleinen Peter beiwohnen. Es genügt vollauf, zu wissen, daß die eine Frau bei seinem ersten Erscheinen ausrief: „Jesus Maria, das ist ja eine wahre Mißgeburt!"

„Wer denn, du heilige Mutter Gottes!" kreischte die andere Frau.

„Na, von diesem Bettelkind da drüben rede ich, was gestern im Weghäusel zur Welt ist gefahren. Ah, Dein's da ist ganz passabel, wird noch ein recht sauberer Junge werden, bis er sich auswachst!"

Aber, als der Peter schon groß gewachsen war, hatte er sich immer noch nicht „ausgewachsen". Seine Form war mißrathen, die Hände waren zu lang, die Füße zu kurz, der Kopf war zu groß, die Nase zu klein, die Mundwinkel waren zu weit auseinander, die Augen zu nahe beisammen. Die Zähne waren wohl weiß wie Porzellan und die Augen waren schön. Ja — geradezu schön. Sie standen stets weit offen und blickten gütig und ein wenig schwärmerisch in die Welt. Diese Augen zogen sich nur zusammen, drohten sich zu schließen, wenn sie etwas Unschönes sahen. Wer wird mir's glauben wollen, daß der mißgestaltete Peter nichts Häßliches leiden konnte! Den schönsten Burschen im weiten

Thalkessel — der Sohn des Scharndorfer Nachtwächters war's — wählte er sich zu seinem Kameraden, mit dem er an den Sonntagen umstrich. Auch der hieß Peter, und die Leute nannten ihn allwärts den schönen Peter. Während sich alle Anderen — die wohlgestalteten wie die Krüppel — über den armen, mißgebornen Peter lustig machten, wußte der Dorf-Adonis nicht, was es da zu spötteln gäbe, wenn Einer von Gott etwas ungleich erschaffen worden sei. Der schöne Peter war sonst ein hölzerner Geselle, mit dem seine Genossen nicht viel anzufangen wußten; er bestach weder durch Witz, noch durch Herzensvorzüge, es war Einer, wovon auf Jahrmärkten das Dutzend einen Batzen kostet. Der mißgeborne Peter aber trachtete ihm zu, weil er sich an der schönen Gestalt nicht sattsehen konnte, und dem Schönen gefiel die Gutmüthigkeit und Offenheit des Andern; so wurden sie Freunde.

Was die losen Mäuler dazu sagten? Ich beantworte solche Frage nur dies eine Mal; sie sagten, der schöne Peter habe sich darum an den häßlichen gemacht, damit seine Wohlgestalt um so auffallender hervortrete; der arme Tropf habe sonst nichts, als sein bischen Schönheit, darum kehre er diese allerwärts hervor. In Wahrheit aber wußte derselbe gar nichts von seiner Herrlichkeit, darum fuhr er den Freund, wenn dieser im Anschauen versunken war, so oft an: „Was stierst denn wieder so dumm auf mich her!"

„Wenn ich Du wäre, ich wüßte was ich thäte," sagte ihm einmal der mißgeborne Peter.

„Sei halt so gut und gieb mir den Rath," antwortete der wohlgeborne Peter.

„Ich, wenn ich Du wäre. ginge in die Fremde, ein schönes Mädchen suchen."

„Meinst denn, daß ich im Scharndorferischen keines kriege?" begehrte der Adonis auf.

„Kriegen," meinte der Andere, „freilich keins kriegen, weil es in unseren drei Kirchspielen gar keins giebt."

„So," sagte der Wohlgeborne wegwerfend, „viel hast Du Dich unter den Weibsleuten noch nicht umgesehen."

„Gefallen sie Dir? Ist gut für Dich. An die Müllerische denkst jetzt oder an die Randauer Tochter, ich weiß es. Auch die Zwei beim Rösselwirth stehen Dir nicht übel; im oberen Viertel könnte ich Dir auch noch etliche nennen. Unser Thalkessel ist ja verschrien, als einer, wo die sauberen Dirndln wachsen. — Ich aber — mein lieber Peter — sage Dir: Schön ist keine einzige. — Was man so sauber nennt, oder lieb, nett, herzig, fein — deren giebt's genug, für jeden Finger kriegst Eine. Es wachsen Schlanke und Runde, Rothe und Schwarze, in's rechte Alter kommt auch Jede einmal oder ist schon gewesen; wir haben sie nach der Wahl, aber wir haben keine Schöne."

Der Wohlgeborne schaute ganz verblüfft auf den Mißgestalteten; dieser that sein helles Auge noch weiter auf und fuhr fort: „Ist Eine dabei, die ein Gesicht hat — ich rede nur vom Gesicht — wie die Mutter Gottes auf dem linken Seitenaltar?"

„Jetzt hebt er mir schon wieder mit dem Heiligenbild an," warf der schöne Peter ein, „so verliebe Dich doch nur in Deine Mutter Gottes — Betbruder!"

Der andere Peter schmunzelte; er schmunzelte immer nur, denn er wußte, daß beim Lachen sein Gesicht unschön war. „Ich fürchte, mein lieber Peter," versetzte er dann, „ich bete in der Kirche weniger wie Du. Ich kann gar nichts Anderes thun, als alleweil die schöne Mutter Gottes anschauen,

und je länger ich sie anschaue, desto schöner wird sie. Ja, ich will Dir schier Recht geben, ich bin verliebt in dieses Bild, ich mach' mir auch nichts d'raus, denn ich habe keine bösen Gedanken."

„Schön von Dir, daß Du sie wenigstens nicht verführen willst."

„Ja freilich, wie Du's meinst, dabei übersieht man die Schönheit, wo sie ist, und glaubt sie zu finden und leuchten zu sehen, wo ganz was Anderes brennt. Freund, ich habe oft eine merkwürdige Sehnsucht nach einem schönen Weibe, aber das müßte so schön sein wie das Bild auf dem Altare."

„Armer Peter, eine solche kriegst Du nicht."

„Weil es vielleicht gar Keine giebt."

„Es kann ja Eine sein, aber, mein gutes Ungeheuer, die nimmt einen Anderen."

„Sie soll Dich nehmen; ich gehe darum nicht in's Wasser. Nur, daß ich mein Leben lang nicht heirate, wenn ich keine Schöne gewinnen kann."

Es wäre daher kein Wunder, wenn der brave Peter als Junggeselle stürbe. . .

Mit den Mädchen des Thalkessels — und es sind Etliche dabei, die sich nicht zu schämen brauchen — hatte er also keine Gemeinschaft. Er hat sie geehrt, wie man jede brave Maid ehren muß; er ist gar fein mit ihnen umgegangen, auch mit solchen, die ihn auskicherten, aber er hat sie verschmäht. Keine war dem mißgestalteten Peter schön genug.

* * *

Als Peter vorerst aus der dreiklassigen Volksschule von Scharndorf trat, gab man ihn zu einem Schneider in die Lehre; doch da blieb er nicht lange, er wollte Maler werden. Aber die erste Skizze — ein lockiger Knabenkopf war's —

mißrieth dergestalt, daß er das Blatt zu einem Knäuel zusammenballte und denselben in die Erde vergrub. In der darauf folgenden Nacht konnte er keinen Schlaf finden; der Papierknäuel drückte ihn fort und fort, bis er aufstand, ihn nächtlicherweile wieder aus der Erde grub und über einem Kerzenlichte verbrannte. Die Asche streute er abseits, wo kein Weg und Steg führte, sondern wildes Gestrüppe war, in den Wind. Dann legte er sich wieder zu Bette und schlief ruhig ein.

Willig verzichtete er auf das Glück, ein Künstler zu werden. Hingegen entschloß er sich zu einem Gewerbe, welches der Kunst verwandt ist, in welchem er in der Lage sein konnte, manches Uebel schlechten Geschmackes zu verhindern, manches wohlthuende zu fördern — er wurde Zimmermaler. Er malte nach bescheidenen Mustern und mit matten Farben, am liebsten hätte er überall das warme Grau angebracht — aber die Leute wollten, wo sie schon malen ließen, Grelles sehen, Berlinerblau, Kaisergrün, Zinnoberroth u. s. w. Darauf ging der Peter nicht ein.

„Ihr habt zu malen, wie ich's wünsche und nicht wie es Euch gefällt, das Zimmer gehört mir," so wies ihn einmal ein Arbeitsgeber zurecht.

„Das Zimmer gehört freilich Euch," versetzte gutmüthig der Peter, „aber diese Augen gehören mir. Und Jeder, wie sie draußen auf der Gasse vorübergehen und zum offenen Fenster hereinsehen, hat ein Paar Augen, die ihm Gott in den Kopf gesteckt hat, auf daß er damit Schönes sehen soll. Wenn Ihr die Fenster stets verschlossen haltet und Niemand in dieses Zimmer führt, in Gottes Namen, so male ich es nach Eurem Wunsche."

„Peter, Ihr seid verrückt," sagte hierauf der Arbeitgeber, „geht Eures Weges."

Um dieselbe Zeit hat er sich in ein Eisenwerk verdingt, wo er die täglichen Arbeitslasten mit Geduld und Fleiß verrichtete. Dabei that ihm das Herz nicht weh; was da war und erzeugt wurde, hatte nicht den Zweck, schön zu sein. Er arbeitete in Rauch und Ruß und sein innerer Garten, wo die Ideale der Schönheit standen, blieb licht und maienhaft. Die Sonntage waren sein eigen. So lebte er fort und so hatte für ihn das Jahr zweiundfünfzig Tage. Da er an die sechsundzwanzig Jahre im Eisenwerke war, so lebte er in dieser Zeit drei Jahre und sechsunddreißig Wochen für sein eigen — er berechnete es und hatte seine Freude darüber. Mittlerweile war der Peter in den Geruch eines Ketzers gekommen. Und das ist für Einen, der unter Bauern leben muß, ein Unglück. Sie nannten den Mann eine Mißgeburt an Leib und Seel'.

Der Peter wollte nämlich in keine Kirche hinein, und wo am Wege ein Crucifix oder ein Heiligenbild stand, da wich er diesem aus und that ganz, wie der Teufel, der sich vor geweihten Dingen fürchtet. Es zog ihn anfangs dazu hin, er pilgerte mit seinen kurzen Beinen zu vielen Kirchen und Kapellen, wie sie in der Gegend standen, aber kaum er in eine eingetreten war, schrak er meistens zurück und floh so lange, bis ihm die Thurmspitze wieder aus dem Auge war.

Er floh die Mißgestalten.

Er floh die geschmacklosen Bilder und Statuen mit ihren oft gräulichen Verrenkungen, Verklexungen und mit allem unglaublichen Frevel gegen das Schöne und Heilige. — Wenn eine Mißgeburt zur Welt kommt, wer kann dafür? Sie ist da und hat ein inneres Leben, hat die Fähigkeit, sich zu freuen an der schönen Welt und auch Anderen Freude zu geben, sie hat das Recht zum Dasein. Wer hingegen

verantwortet eine Mißgestalt, die gemacht wird, willkürlich, wie zum Hohne und zur Beleidigung gemacht, die leblos und lieblos ist und keinen anderen Zweck hat als ihr äußeres Bild!

Der gute Peter mit den langen Armen wäre ein Bilderstürmer geworden, wenn er nicht den tiefen Abscheu vor jeglicher Gewaltthätigkeit gehabt hätte. Aber er war ein Bilderstürmer in Worten; er hatte nichts gegen die bildliche Darstellung Gottes, die bei Moses verboten war, aber er eiferte gegen die unschönen Gestalten; er konnte kein Crucifix sehen und gerieth in Zorn vor den üblichen Darstellungen, wie sie an allen Wegen und Stegen zu finden waren.

Der Ketzer! Sie verachteten ihn, denn wenn er die Bilder verlästerte, so meinten sie, es ginge Gott an; sie wollten ihn einmal lynchen, da rief er: „Kreuzigt mich und Ihr habt dieselbe Mißgeburt auf dem Holze, wie bisher. Faßt Ihr's denn nicht, daß Gott in seiner Herrlichkeit unvergleichlich ist mit uns Alltagskröten? Es kann nicht verlangt werden, daß der Mensch seinen Gott anders denkt, als den vollkommensten aus seinem eigenen Geschlechte. Aber selbst dieser, am Kreuze ausgespannt, könnte uns niemals den Genuß der Schönheit schaffen. Ein verrenkter, verwundeter, sterbender Körper kann unmöglich Gegenstand der Kunst sein."

Sie verstanden ihn gar nicht. Was er da nur von Kunst spricht, wo es um Gott und Religion geht! Das Richtige wird sein, wenn man sagt, dieser Mensch ist ein Narr.

Der Kirchenvorstand zu Scharndorf war ein vernünftiger und belesener Mann, der bemerkte einmal: „Ich kann mir's denken, was der Peter meint, aber ich kann ihm beweisen,

daß er Unrecht hat und daß auch ein Crucifixbild ein Kunstwerk sein kann."

„Lieber Vorstand, das soll mich vom Herzen freuen," entgegnete der Peter, „aber wie wollt Ihr das angehen, es ist weit und breit kein Kreuzbild, das sich auch nur sehen lassen könnte. Ihr dürft mir's auch nicht für übel halten, daß ich nicht mehr in die Kirche komme; seit Ihr vor das Muttergottesbild am linken Seitenaltare das alte unförmige Crucifix habt stellen lassen, weiß ich nicht mehr, wohin mit meinem Auge."

„So mach' es der Peter zu."

„Hab's schon versucht, aber da sind mir die Püffe und Ellenbogenstöße von links und rechts gekommen und hat's geheißen: In der Kirche wird nicht geschlafen! — Derohalb gehe ich gar nicht mehr hinein."

* * *

Da geschah eines Tages was Neues. Es war ein Sonntags-Nachmittag und der Peter ging allein in den Weiten um. Er wollte heute um so weniger im Dorfe sein, da in demselben Komödianten hausten und Afterkünste trieben. Seinen Freund, den wohlgestalten Peter, hatte er lange schon nicht mehr, den hatte seine Schönheit umgebracht, weil er sie allzu stark in Genuß umgesetzt hatte. Die Weiber rauften sich, zuerst war seine Schönheit caput, ein Jahr später er selber. Der mißgeborne Peter wußte nichts von solcher Gefahr, er ging mutterseelenallein in den Weiten um und war stets der alte Schwärmer. Also auch heute. Wo ein schöner kräftiger Baum aufgewachsen war, da blieb er stehen und sah ihn an. Er bedauerte nicht, daß er solch' stolzem Wesen gegenüber mit seiner armseligen Gestalt so nichtig dastand, sondern er freute sich darüber, daß er zwei Augen hatte, die

den Baum und alle Schönheit des Waldes sehen, und ein Gemüth tief d'rinnen, welches sich daran erquicken konnte.

Als der Peter am Abend in's Dorf zurückkehrte, begegnete ihm auf dem Wege zu dem Hause, wo sein Stübchen war, der Kirchenvorsteher und redete ihn an, ob er sich des Wortwechsels von wegen des Christusbildes noch erinnern könne?

„Ich erinnere mich an Alles, was zu mir gesagt worden ist und was ich selber gesagt habe. Wollt Ihr noch Etwelches über die Sache reden? Ich sage Euch nur Eins: Es führt zu nichts."

„Wer weiß, Peter!" sagte der Vorsteher. „Wenn Du mitgehen willst, ich kann Dir heute ein Crucifix zeigen."

„Weil Ihr's sagt, Vorsteher, so macht's mich neugierig. Möchte Euch auch gerne beweisen, daß ich keine Abneigung habe gegen das Bild unseres Erlösers," — als er das sagte, wurden ihm die Augen feucht — „nur vor schlechten Darstellungen fürchte ich mich so sehr; sie thun mir weh durch und durch, ich bin ganz machtlos dagegen und kann mir nicht helfen."

„Nun, wollen einmal sehen, was Du zum Bilde sagen wirst, das ich Dir heute zeigen kann."

Der Peter ging mit dem Mann. Dieser führte ihn in sein Wirthschaftsgebäude und ließ ihn unter den Kühen stehen, welche von der Magd eben gemolken wurden. Die Magd trug ihm einen Trunk frischer Milch an und sagte, kuhwarme Milch mache schön.

Er entgegnete, das Schönwerden zahle sich bei ihm nicht mehr aus und fürchte er auch, daß die Milch doch zu wenig kuhwarm sein dürfte, um bei ihm zu wirken, indeß trinke er der Anbieterin zulieb.

Und er trank und dachte im Trinken an ein Weib, und wie schön, wie unerhört schön es sein müsse, daß es für ihn recht wäre. Denn, wenn der häßlichste Mann nicht das schönste Weib nimmt, so ist für die Zukunft Alles verdorben.

Nun kam der Vorsteher, nahm den Peter bei der Hand, führte ihn durch dunkle Räume bis zur Tenne, wo sonst das Korn gedroschen wird, wo es aber zu dieser Sommerszeit ganz leer und dämmernd war. Und hier stand es. Der Peter stieß vor Schreck einen Seufzer aus, dann blieb er stehen, und in seiner Brust begann es zu pochen und zu zittern.

Das Kreuz war so hoch, daß es mit seiner Inschrift INRI bis zum Dache hinan ragte, und daran hing mit schlank gestreckten Händen und Füßen in Lebensgröße der Gekreuzigte. Die Gestalt, deren Lenden durch ein Leintuch umhüllt waren, zeigte die herrlichsten Formen, und durch die Gestrecktheit — die Arme waren durch die Schwere des Körpers etwas nach abwärts gedehnt — trat die Schönheit jedes einzelnen Körpertheiles nur noch mehr hervor. Wie zart und weiß, o wie wahr in ihrem Gliederbaue, in ihrer Haltung war diese Gestalt! Ueberall Ebenmaß und Harmonie, schlicht und ausdrucksvoll, ohne Absicht zu wirken, und doch zutiefst ergreifend. Es war nicht der sterbende Heiland, es war der Verschiedene, seine edlen Züge waren friedensvoll, die Reste eines unsäglichen Schmerzes waren im Verdämmern. Das Haupt neigte sich, die reichen Haare von einem Dornenreise nach rückwärts gebunden, gossen sich auf die Schultern nieder; Wundmale zeigten sich nur an der rechten Brust und an den Schäften der Hände und Füße.

Tiefe Stille umgab das gewaltige Bild. Der Peter hatte sich in einen Winkel gekauert, verdeckte das Gesicht mit den Händen und weinte.

„Was ist denn das! Was ist denn das!" wimmerte er, „ich kann die Schönheit nicht ertragen. Ein solcher Menschenleib! Und stirbt, auf daß die Seelen leben. Die Schönheit ist nicht das Höchste, sie opfert sich dem Guten. — — Ja, ja, Kirchenvorsteher, ich hab's schon gesehen."

Dieser sagte hierauf zu Peter: „Es freut mich. Ich habe fast geglaubt, es wäre Einbildung von Dir und Du würdest sagen, auch an diesem Crucifix wären die Glieder unnatürlich, oder die Verhältnisse unwahr, da hätte ich Dich gefangen. Denn dieses Bild, wie es vor uns ragt —"

„Wer hat es geschaffen?" rief der Peter.

„Es ist keines Menschen Werk. Siehe — nun hebt er das Haupt, schlägt die Augen auf. — Peter! Ist Dir schlecht? — Um Gottes Willen, Peter! Du bist ja todtenblaß, halte Dich an mich! Peter! siehst Du denn nicht, daß es ein wirklicher, lebendiger Mensch ist?"

Jetzt kamen schon die Männer, welche den Gekreuzigten loslösten. Als Peter aus seiner Ohnmacht die Augen aufschlug und wirren Blickes hinstarrte auf das Kreuz — war dieses leer.

Der Vorsteher bekannte nun, daß die im Orte anwesende Schauspielertruppe heute das Passionsspiel aufgeführt hätte, und ihm — dem Vorsteher — dabei der Gedanke gekommen wäre, durch den herrlich gebauten Darsteller des Christus dem crucifixfeindlichen Peter einmal ein echtes, vollendetes Kreuzbild zeigen zu lassen.

Es war ein Spiel, das tiefer in's Wesen des armen, alten Jungen traf, als sie ahnen mochten. Dieser Abend, sagte er, wäre seine Stunde der Erleuchtung gewesen. Er hätte der Schönheit hinter die Joppe gesehen — inwendig sei sie noch größer, als auswendig. — Man weiß nicht recht,

was er damit sagen wollte. Er änderte sich. Er ging nicht mehr den schönen Menschen nach, sondern solchen, in welchen er einen Kern vermuthete. Doch suchte er keinen Freund und gewann kein Weib.

* * *

Peter war nun fünfzig Jahre alt.

Um diese Zeit betrachtete er einmal seine Ersparnisse. Sechsundzwanzig Jahre hatte er gearbeitet, um in späteren Jahren ein freier Mann sein und sich sorg- und plagelos der Schönheit und dem Frieden der ländlichen Natur hingeben zu können. Nun sah er zu seiner Ueberraschung, daß sein Erspartes durch jährliche Zuthat und Verzinsung so groß gewachsen war, um ihn bei seiner Bedürfnißlosigkeit zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre vollständig zu sichern. Das war eine angenehme Entdeckung. Er konnte sofort Feierabend machen; aber er war noch kräftig, gesund, durfte er sich mit gutem Gewissen zur Ruhe setzen?

Zur Ruhe setzen wird er sich ja nicht. Er wird jetzt anfangen zu wandern, wird das Land durchreisen, wird Städte aufsuchen und Kunstwerke sehen. Jetzt wird er leben; der liebe, ewige Herr im Himmel wird's einem fünfzigjährigen Manne nicht verübeln, wenn er einmal etwas leben will. Das Vermögen ist da und langt reichlich für die noch übrige Lebenszeit; ja, dasselbe ist so beträchtlich, daß es ein bescheidener Alter gar nicht aufzehren kann. Da kommt ihm der Gedanke: Peter, reicher Peter! reicher, mißrathener Peter! Stelle was an. Mache die Faust auf, gründe was! Nicht des Himmelslohnes wegen — sondern, daß was von dir übrig bleibt auf dieser Welt, daß die Menschen was Rechtes und Schönes haben von dem armen, mißgebornen Peter. Sie haben meinen vertrakt häßlichen Leib in ihren Augen

geduldig ertragen, sie sollen dafür belohnt werden. Da oben auf dem Birkenhügel, wo man so schön in das Thal sieht und auf das Wasser und auf die Mühle, die vor dem Walde liegt, lasse ich ein Kreuz aufrichten. Der meisterhafteste Bildhauer im Lande muß mir dazu den lebensgroßen Christus schnitzen, genau so, wie der schöne lebendige Mensch war, den ich am Kreuze hängen sah. Und am Kreuzesfuß die Mutter Gottes, so wie sie in unserer Kirche ist. Das will ich noch sehen und dann will ich sterben.

Das Kreuz wurde erbaut, die Kunstreisen wurden unternommen, die ganze Ersparniß des Peter wurde verzehrt. Für die schweren Schmiedearbeiten war er nicht mehr kräftig genug, so erinnerte er sich, daß er einst ein viel leichteres Handwerk erlernt hatte. Er ging von einem Schneidermeister zum andern, aber keiner wollte den Sonderling als Gesellen aufnehmen.

Das Kreuz im Birkenschachen ob Scharndorf aber sehe ich heute noch. Dort ist die schöne Aussicht und die Ruhe des Waldes, dort steht eine hölzerne Kapelle und darin das lebensgroße Crucifix und die Mutter des Heilandes. Es war ursprünglich kein Weg hinan zu dieser Höhe, aber heute ist einer breit und glatt getreten von den Leuten, die täglich hinaufsteigen, um die außerordentlichen Bildnisse zu betrachten und davor zu beten. Weit und breit im Lande ist kein geschnitztes Bild, welches diesem an Adel und Schönheit vergleichbar wäre. In der Gestalt des Heilandes hat der Glaube des Menschen, die Idee des Künstlers den vollendetsten Ausdruck gefunden. Und Maria, der stillweinende Mutterschmerz, das Thränenlächeln der Hoffnung und des Bewußtseins, wer es war, der da litt und wofür er starb. Sie hat das herbste Weh erfahren, nun schaut sie gütig in jedes

Bedrängten Herz und tröstet es und spricht für ihn den Sohn und Mittler an.

Was ist bei diesem Kreuze nicht schon geschluchzt worden! Die Betrübten gingen getröstet von hinnen, denn gerade auf naive, und auch auf weltverlorene Gemüther wirkt die Schönheit, und Manche beten, als sähen sie hier ihren Gott von Angesicht zu Angesicht.

Und ich sehe mit geistigem Auge noch das alte, häßliche Greislein. Es kauert ein wenig abseits auf einem aus Steinen zusammengesetzten Bänklein und lugt so durch das Birkenlaub auf die Betenden hin, und sein graustruppiger Kopf nickt beständig und zufrieden — der kann gar nicht anders, er ist schon so alt, so locker, er muß nicken fort und fort, auch wenn das Kerlchen hungert, auch wenn es friert, auch wenn die Leute über seine Mißgestalt spotten. Er nickt und nickt, es ist schon recht.

Die Alten sind gestorben, die Jungen wissen es nicht, fragen nicht danach, wer das Kreuz gestiftet hat.

Er nickt und nickt — es ist schon recht.

Zur Abendstunde, wenn Niemand mehr zugegen, wenn die Birkenstämme roth sind im verglimmenden Tag, schleicht der Peter von seinem Steinhäuflein heran und setzt sich auf's Kniebrett und schaut die Bildnisse an. Das sind seine einzigen Freunde auf Erden und im Himmel. — Bald legt er sich nun hin, sie decken ihn zu, den alten, mißgestalteten Peter, sie haben Recht — nur tief, so wie er einst den mißrathenen Knabenkopf in die Erde grub. Und wenn er jemals sollte erwachen — sei es in dieser Welt, sei es in einer noch besseren — so bittet er: für solchen Fall, mein lieber Heiland, gieb mir wieder meine alte Seele, aber einen neuen Leib!

Der närrische Doctor.

Eines Tages bat mich Dandy Wendelin v. Hirsebrei, daß ich ihn einmal auf meinen Alpenfahrten in's Hochgebirge mitnehmen möchte, er sei Naturfreund, hätte aber noch niemals die schöne Natur gesehen. Gerne gab ich dem Bittsteller Gehör, denn man darf nicht sterben, ohne die Natur des Hochlandes gesehen zu haben, und leben noch weniger.

„Wendelin," sagte ich, „so rüsten Sie sich, wir wandern."

Und als hierauf der Tag gekommen war, fanden wir uns auf dem Bahnhofe ein. Ich trug stets meine Bergschuhe, denn die Berge sind aus Stein gebaut; und ich trug meinen derben Stock. Ich hatte auch meine Zwilchkleider an und meine Ledertasche um — des Touristen Vorrathskammer. Ferner trug ich eine schwere Wollendecke und einige Nothriemen mit mir, denn stramm gerüstet, wie ein Krieger muß man ihr entgegentreten, der holden, der hehren — der furchtbaren Natur.

Freund Wendelin indeß schien die Sache ganz anders aufgefaßt zu haben; er wollte dieser „Natur" offenbar eine höfliche Salon-Visite abstatten. Wendelin war in seinen

Stiefeln, schwarzen Tuchkleidern, trug ein zierliches Strohhütchen und in der behandschuhten Hand einen lichten Sonnenschirm.

„Wie ich sehe, lieber Freund," sagte ich, ihn begrüßend, „habe ich mich diesmal zum Ueberfluß gerüstet, „wir promeniren wohl nur im nächsten Parke?"

Er sah mich an. „Wieso denn?" fragte er, „wir fahren ja in's Hochgebirge."

Ich zuckte meine Achseln. Dann fuhren wir fünf Stunden lang auf der Eisenbahn. Wir fuhren vorüber an frischgrünen Wiesen, an sonnigen Feldern des Hügellandes, an freundlichen Halden, buschigen Lehnen und waldigen Höhen. Manch traulich Dörfchen lag unter Obstbaumgärten, manch schneeweißes Kirchlein stand auf dem Berge und manche altersgraue Ruine ragte über dunkelnden Tannenwipfeln. Bemooste Felsblöcke wucherten an den Hängen und ein Wildbach gischtete uns entgegen und verspritzte seine weißen Schäume an dem wilden Gestein; und ein kalter Hauch, der Kuß der Gletscher, stieg aus dem Bette des Bergstromes zu den Fenstern unseres Waggons empor.

Freund Wendelin war eingenickt. Ich zog ihm die glimmende Cigarre aus der Hand, auf daß er sich nicht gar sein feines Beinkleid verbrenne.

Endlich hielt der Zug an unserer Absteigstation. Da hatte ich nun meine liebe Noth mit meinem Reisegenossen; ich versetzte ihm die aufrichtigsten Püffe, allein er wollte nicht erwachen, und der Schaffner rief dem Zugführer schon das „Fertig" zu.

„Die schöne Natur, hören Sie doch, die schöne Natur, die Sie sehen wollen!" zeterte ich. Da taumelte er empor, haschte nach seinen gelben Glacéhandschuhen, und sich die Augen reibend, murmelte er: „Wo denn?"

Und endlich stand er auf dem Perron, und der Zug rollte weiter.

Der kleine Bahnhof schmiegte sich an einen grauen Felsen; den Hang hinan grünte Lärchenwald, über demselben ragten weiße Wände. Das Brausen des Zuges war verstummt. Jetzt hörten wir das Wasser rauschen in der Schlucht; jetzt hörten wir den Specht hacken an den Bäumen und die Amsel schlagen. Jetzt sahen wir den Habicht schimmern hoch in der Bläue des Himmels. Weiterhin stiegen ein paar Bauernweiber herum und sammelten Gefällholz und lachten dabei und sangen sich Trotzlieder zu.

„Da sind wir in ein langweiliges Nest gerathen," bemerkte mein Freund Wendelin.

Ich gab ihm meinen Stock, nahm ihn am Arme und führte ihn bergan. Sachte schritt er hin, ängstlich mied er jede feuchte Stelle, damit der Glanz seiner Stiefelchen nicht erblinde.

Die Flora blühte reichlich; die Vergißmeinnichtchen blickten uns an mit ihren treuen blauen Augen; die Schlüsselblumen und Maßliebchen mahnten uns leise, an ihnen zu untersuchen, ob „sie" — die wir etwa meinten — uns liebe und in welchem Grade; sicherlich „von Herzen". Und die Alpenrosen leuchteten uns entgegen in heller, heißer Gluth; es war, als stiegen lebendige Flämmlein auf aus den lorbeergrünen Sträuchen.

Wir schritten weiter. Noch einmal kam der Wald; wir schritten im Schatten moosiger Zwergtannen. Ameisen krabbelten zu Hunderten zwischen den Wurzeln und schleppten an dürren Nadeln und Harzkörnern und bauten an ihrer Stadt. Kleine Hummeln summten vorüber und versuchten an unseren Hüten und Röcken, ob sie wohl Honig geben; allein

die beflügelten Sammler zogen bald wieder ab. Ein schwarz-goldiger Schmetterling schwebte an dem knorrigen Geäste wie flügge gewordene Dreifaltigkeitsblümchen. Geschäftige Spinnen woben an ihren Schleierwänden — aber höher oben lauerte der Kreuzschnabel; der ist ein halb Dutzend Spinnen und Käfer gewohnt zum Mittagstische, und heute, ihr fleißigen Thierchen, heute hat er noch nicht gespeist!

Als wir endlich durch diesen Wald hinaufgegangen waren, öffnete sich uns die Gebirgswelt.

Es waren ringsum Felsriesen aufgestiegen, während wir im Schatten wandelten, und über eine dunkle Wand stürzten zwei milchweiße Wasserfälle nieder. Das Hügelland und die Ebene draußen waren versunken in ein bläulich-grünes Aethermeer; an dem fernen Horizont zeichnete sich matt röthlich schimmerndes Gewölke. Auch über dem Berglande stand die Herrlichkeit der weißen, scharf geschnittenen Wolken, die, unbeweglich scheinend, sich doch von Minute zu Minute anders formten und in den wunderlichsten Gestaltungen das Auge überraschten.

„Ja, das ist eine Herrlichkeit!" sagte ich und vergaß das Weiterschreiten.

Freund Wendelin ließ sich langsam auf den Flechtenpelz eines Steines nieder und entgegnete: „Hätte ich nur einen Schluck Wasser; mir dorrt die Kehle zusammen."

Durst ist ein garstig Wort, und Wasser war keines vorhanden.

„Aber wo," fragte mein Genosse, „wo ist denn eigentlich die schöne Natur?"

Als ich diese Worte gehört hatte, starrte ich meinem Freunde Wendelin schnurgerade in das Gesicht. „Theuerster!" sagte ich endlich, „Sie haben die Augen offen, und ich weiß

auch sonst nicht, wie das zugeht, aber — Einer von uns Beiden ist nicht bei Sinnen."

Freund Wendelin war über diese unvorhergesehene Wendung meiner Höflichkeit sehr erstaunt; er blickte mit einem Ausdruck wohlwollenden Mitleides auf mich. Und gleich darauf verlangte er zum Beweise seines unbedingten Menschenthums zu essen und wieder zu trinken. Ich überließ ihm die Ledertasche. Dann ging ich seitwärts gegen einen Hang, setzte mich hin und betrachtete das Gebirgsbild.

Der Berg, auf dem wir waren, stand mitten in einer ungeheueren, vielleicht 20 Geviertmeilen weiten Zackenkrone aus Kalkmassen von 7- —10.000 Fuß Höhe. Aus dunkelnden Schluchten, in welchen die Nadelwälder blauten oder die Wildwasser brausten, bis hinan zu den Firnen und Eisfeldern — welche Mannigfaltigkeit! An den Tafeln der Hänge meißelten noch die Strahlen der Sonne ihre goldene Preisschrift, aber über den Gletschern senkten sich Nebelmassen nieder.

Nicht lange saß ich da, so hörte ich ein klägliches Rufen. Es kam von Wendelin, der mir mit ausgestreckten Armen zueilte und athemlos erzählte, er hätte einen großen Vogel gesehen, der auf ihn zugeflogen sei. Noch war ich aus meinem Staunen nicht heraus, als der Vogel bereits um das Felsriff bog — ein Hühnergeier.

Als die Angst beseitigt war, theilte mir Freund Wendelin mit, daß er meine, endlich die schöne Natur gesehen zu haben. Sie sei mit bloßen Füßen zwischen dem Gesträuche der Alpenrosen und Zerben dahingeschwebt und habe einen großen Korb mit frischem Grase getragen. Er — mein Freund Wendelin — habe ihr nachsteigen wollen, da sei eben in den Lüften das Thier genaht.

Wir gingen weiter und immer aufwärts. Die Ebenhütten unter den Wänden, wie ein kleiner Weiler von Sennereien hieß, ließen wir abseits liegen; wir wollten heute noch höher steigen.

Die Sonne hatte sich bereits einem fernen Dreizacke im Westen zugeneigt und drohte in einem rasch sich dehnenden Nebelmeere zu versinken, als wir eine Alpenhütte erreichten. Sie stand einsam auf freier Höhe, nahe an einer Felswand, die von dem zwischen den Dachbrettern aufsteigenden Rauche geschwärzt war. Ich legte mich vor der Hütte auf das feine Federgras und betrachtete nimmersatt die Alpenwelt. Mein Begleiter vertraute mir mit grämlichem Gesichte, daß er „caput" sei. Später ging er auch zur Hütte und sah durch die Fugen in das Innere derselben. Plötzlich kam er zu mir herangehuscht und flüsterte, er habe sie wieder gesehen und jetzt sei sie ohne den Graskorb und sie sei ganz „magnifik", und es ginge auf der Welt nichts über die schöne Natur.

Mit dieser „schönen Natur" begann ich bald hiernach zu unterhandeln bezüglich der Nachtherberge. Sie erlaubte uns das Schlafen in ihrer Hütte, auf dem Dachboden im Heu. Sie brachte uns weiße Milch und schwarzes Brot und zwei graue Blechlöffel dazu, die sie vorher sorglich abgespült und mit ihrer Schürze getrocknet hatte.

Wir sahen uns in der Hütte um, und Freund Wendelin drückte seine Verwunderung darüber aus, daß diese schöne Natur so arm sei. Es sollten sich doch Menschenfreunde finden . . . .

Ich wickelte mich in die Wollendecke, legte mich auf das weiche Gras. Schon der Psalmist sagt, daß er selig gewesen im Schauen der Herrlichkeit Gottes.

Meinen Freund trieb der Rauch des Abendfeuers aus der Hütte. Ich wies mit dem Finger gegen die felsigen Hochzinnen empor und zeigte ihm das Alpenglühen.

„Der Tausend, das ist nett!" sagte er, „man meint, der Berg sei aus rothen Ziegeln aufgeführt." Dann schlich er wieder gegen das kleine Haus.

Meine Augen konnten sich nicht satt trinken an der wunderbaren Gluth, die da hingegossen war über die Alpen. Endlich aber war sie erloschen.

Dunkel lag auf dem Berglande und im Gewölke des Himmels. Dann und wann flackerte ein Lichtschein zwischen den Wolken, und dadurch traten scharf die eigenartigen Gestaltungen hervor, die sonst nicht mehr zu sehen waren.

Plötzlich hörte ich in der Hütte schreien: „Du grauslicher Stadtbub, Du! schamst Dich nicht? — Für so kecke Leut' wächst bei uns im Gebirg der Kehrbesen!"

Gleich darauf kam Freund Wendelin zu mir gestolpert: „Tausendsassa, die Kleine da drin ist eine Bestie!"

„Geschieht Ihnen recht," entgegnete ich, „von der Sittlichkeit der Städter erzählen die Schreibfedern; von der Bravheit der Aelpler die Kehrbesen."

Endlich lag die Nacht über den Höhen. Wir kletterten über eine Leiter und legten uns in das Heu. Wendelin schimpfte über den elenden Comfort. Da waren keine Hausschuhe, da war kein Schlafrock, da war kein Sopha, um vor dem Schlafengehen — auszuruhen.

Freund Wendelin wollte sich resignirt eine Cigarre anzünden. Ich schlug ihm das Zeug aus der Hand. Da brummte er und rückte von mir weg unter das Dach. Dort lag er eine Weile ruhig; sicherlich träumte er von der schönen Natur. Plötzlich — war jetzt ein Aufleuchten in dem kleinen fenster-

losen Raume und bald darauf ging ein dumpfes Dröhnen über das Dach hin.

Die Blitze und das Brausen eines nahenden Gewitters wurden häufiger — schon sauste der Wind und rüttelte an den Schindeln. Ich erhob mich von dem Lager, und an der südlichen Seite des Daches, wo kein Heu lag, schob ich ein Brettchen weg und sah hinaus in die Gewitternacht.

Das war ein gewaltig Bild!

Blitz um Blitz — ein Meer von wogendem Lichte wallte über die Felsen und Höhen — grünlich schimmernd, goldig erglühend, kreideweiß lodernd. Und das war ein Brausen und Grollen, tief und hohl, wogend und dröhnend von einer Wolke zur andern. Dann wieder die Finsterniß in ihrer bangen Schwere nur vom Sturme durchbraust. Plötzlich durch die Nacht ein zuckender Riß vom Himmel bis zur Erde, ein lodernder Schlangenfaden, ein Licht, das nicht allein das Auge blendet, sondern auch den Gedankennerv hemmt — und ein schmetterndes Krachen, als berste die Welt . . . .

Nun ächzte es kläglich im Heu unter dem Dache; Wendelin begann laut zu beten und kroch zu mir heran, auf seiner Stirne lagen kalte Tropfen.

Ich suchte ihn zu beruhigen.

Da hörte ich draußen eine laute Menschenstimme, ich horchte auf und vernahm von der Felswand her in bebendem Tone folgende Worte:

„Das ist der Ruf der Ewigen, deren Kindlein wir sind, deren Herz wir sind, die uns küßt mit den Wonnen des Frühlingsmorgens, die uns umarmt mit den Schauern der Gewitternacht — gleich treu und liebreich im Blicke der Sonne wie in dem Hauche des Blitzes — gleich mütterlich

in dem Flüstern der Quelle und in dem Grollen der Donner. Die erhabene, die heilige Natur, die von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, die ihre Bekenner segnet und ihre Verleugner straft, sie sei verehret außer uns, wie in uns! Sie geleite uns immerdar, die getreue Schöpferin, die uns erlösen wird, wenn die Bande rosten und die Haare bleichen, die uns erwecken wird zur neuen Urständ!"

Das seltsame Gebet war verstummt; auf das Dach prasselte ein Schlossenregen nieder.

„Leut', kommt herab vom Boden!" rief die Sennin unten in der Hütte, „heute geht's bös um — jetzt brennen die Ebenhütten unter den Wänden wie Stroh!"

Wir stiegen hinab; Wendelin taumelte wie sinnlos umher.

„Das ist doch aus der Weis'!" jammerte die Almerin, „wenn's nur kein Vieh hat derschlagen! Ei mein, ei mein, 's wär' um die Leut' auch ein Schad'!"

Ihre Bettdecke warf sie um sich, verließ die Hütte und lief durch Sturm und Regen davon.

Ueber der Höhe, der sie zueilte, lag ein Schein, und als Regen und Hagel etwas nachgelassen hatte, sahen wir die überragende Felswand hellroth beleuchtet.

Nicht lange aber standen wir am Herde und starrten in die Kienspanflamme, als an den Brettern von Neuem die Schlossen zu knattern begannen. Um die Scheiben zu retten, öffneten wir die Fenster. Da blies der Wind herein auf den Herd und wirbelte die glühende Asche auf und löschte den Span aus.

„Das ist mein Erstes und mein Letztes auf der Alpe!" wimmerte Freund Wendelin, welcher vor Angst und Frost zitterte.

Endlich ließ der Sturm nach. Wohl flammten noch immer die Blitze, aber die Donner wurden heiser und seltener. Draußen erscholl Geschrei und Glockengeschelle und das Brüllen von Rindern.

Später kam die Sennin mit mehreren anderen dürftig gekleideten Weibern in das Haus. Es waren die Bewohner der abgebrannten Hütten.

„Du himmlische Baßgeige!“ rief die Sennin in ihrer Art, als sie uns merkte, „jetzt hocken sie da und haben gar kein Licht! Nicht einmal ein Todter mag sein ohne Licht, geschweige ein Lebendiger! — Nein, dem Herrgott und unserer lieben Frau sei gedankt, daß es nicht noch schlechter ist gekommen. Die Hütten werden sie wohl wieder aufbauen, aber wer weckt Menschen auf, die der Donnerkeil trifft?“

Sie schloß die Fenster, machte Licht und betheilte aus ihrer Truhe die Nachbarinnen mit trockener Kleidung. Die Weiber thaten die Kleider über, wanden ihre nassen Haarlocken um den Kopf und weinten.

Wir saßen hinter dem Herde. Wendelin hatte die Angst nicht ganz verwunden, denn im Osten wüthete noch das Gewitter.

„Was ist denn noch für ein Mann in der Nähe?“ fragte ich die Almerin, „ich habe vorhin da draußen an der Felswand eine Stimme gehört.“

„Ei ja,“ antwortete die Almerin, „das ist der närrisch' Doctor.“

„Wie?“ fragte ich, „ein Narr?“

„Närrisch sind viele Stadtleut', aber der ist doch am närrischsten,“ war die Antwort. „Der steigt schon seit vielen Jahren herauf auf diesen Berg und hält den Rindviehern Predigten vor — wie ein studirter Pfarrer. Ja, geht nur

und guckt ihn an; in der Hütt' will er mir nicht schlafen; da draußen in der Steinwand ist eine Kluft, da liegt er drin. Ein Doctor ist er, sagen die Leut', aber er legt Niemand was in den Weg; 's ist ein Kreuz und Leiden mit ihm; er soll keinen Menschen haben auf der Welt, sagen die Leut'."

Die Sennin redete nicht weiter. Wir gingen endlich wieder hinauf in unser Heu. Ueber dem hinziehenden Gewitter stieg der Tag herauf. Das Meer des Morgenrothes lag hingegossen und schwarze Wolkenstreifen wie Sandbänke auf dem Meere. In unsäglicher Pracht strahlte das große Rund der Sonne auf, und das Licht, vor wenigen Stunden noch in wilden Strahlen zuckend, lag nun still und unendlich auf dem Hochlande.

Ein kühler, klarer Tag war gekommen; die Zerbenstreifen dämmerten blau, die Felsen leuchteten, die Flora war ausgebreitet wie zu einem lieblichen Sonntag. In den Schluchten aber lagen die niedergeschwemmten Eiskörner.

Freund Wendelin verschlief Alles, und als er erwachte, wollte er Thee und gewichste Stiefel. Die Almerin war nicht mehr daheim; sie war drüben bei den rauchenden Stätten der Ebenhütten und zog mit den Anderen Eisennägel und Thürbänder aus der Asche. Die Rinder grasten unten auf der weiten Au; eine Glockenkuh sah der Arbeit bei den rauchenden Trümmern zu und schüttelte ihren großen Kopf.

Auch Wendelin war zu den Brandstätten hinabgegangen und er wollte sich an einer glühenden Kohle derselben seine Cigarre anzünden. Das soll ihm aber die Sennin streng verwiesen haben: „Er leichtsinnig Ding! Daß Ihn 'leicht auch der Donner erschlagen thät! So ein Feuer da!"

„Beim Zeus!" hatte der erfreute Wendelin darauf gerufen, „die Weibsperson ist mir zuletzt gar nicht fâchée!"

Er wurde ganz zutraulich gegen die Sennin, und als sie hernach ihrer Hütte zuging, schlich er ihr nach, wagte einen zärtlichen Händedruck und dann bekam er die Ohrfeige. — Gleich darauf packte ihn das Heimweh nach der Stadt.

Während die Leute bei der Brandstätte waren, hatte ich die folgende Begegnung.

Hinter der Hütte an der Felswand saß ein Mann in dunkler, städtischer, aber abgebrauchter Kleidung und mit grauem, kurzgeschorenem Barte. Es war ein Greis; die rauhen Wangen waren braun und eingefallen, doch in den Augen glühte es, als wäre eine Flamme des nächtlichen Blitzes darin hängen geblieben.

Er blickte vor sich auf den Boden. Zwischen den weißen Steinen grünten die Blätter einer Myrte.

Ich trat zu dem Manne und sagte: „Das ist doch seltsam, wie auf solcher Höhe dieses Gewächs fortkommt."

„Nicht wahr, das ist seltsam!" antwortete der Alte.

Das war wohl der närrische Doctor! Um mich dessen zu überzeugen, suchte ich mit diesem Manne ein Gespräch anzuknüpfen. Es wollte kaum gelingen.

„Das war eine wüste Nacht heute," bemerkte ich.

„Eine wüste Nacht," bestätigte er.

„Sie haben wohl ein gutes Schutzdach gehabt?"

„Ein gutes Schutzdach habe ich wohl gehabt."

„Sie weilen gewiß schon länger in diesem schönen Hochland?"

„Ich weile schon länger hier," war die Antwort.

„Und werden sicherlich noch eine Weile hier verbleiben?"

„Ich werde hier in Ewigkeit verbleiben!" rief er aus; „da hat mir ja der Blitz meine Braut erschlagen. Da unter den weißen Steinen schläft sie; da in dem weißen Kelche der

Myrte steigt ihre Seele herauf zu mir, bis ein Blitzstrahl kommt für mich und wir Hochzeit halten."

Ich habe dem Greise stumm die Hand gedrückt und voll Theilnahme und Neugierde die Worte gesagt: „Das muß eine traurige Geschichte sein."

„Das ist eine traurige Geschichte," war wieder die Antwort. —

Später führte ich meinen Freund Wendelin die Alpe hinab gegen den Bahnhof. Er war wortkarg und hinkte gewaltig. Aufathmend schwang er sich in den Waggon und fuhr dem heißersehnten, weltlustschwangeren Stadtbrodem entgegen.

Ich aber blieb im Gebirge zurück. Und hätte uns diese arge Welt auch schon fast ganz zernichtet, im Hochgebirge allein ist sie noch liebenswürdig. Im Alpenthaue blühen welke Herzen wieder auf wie die rothen Rosen auf den Matten.

Den Beweis davon hat auch der alte Mann, der „närrisch' Doctor", von Neuem geliefert.

Nach Tagen, da mir endlich die Annäherung an diesen Mann gelungen war, hat er mir unter dem Schatten von Wachholderbüschen die folgende Geschichte erzählt:

„Vor vierzig Jahren — junger Mann, diese Zeit vermögen Sie noch nicht zu messen! — war ich ein Brausetoll von dreiundzwanzig Sommern. Armer Eltern Kind, vermeinte ich Alles gethan zu haben, nachdem ich die medicinische Facultät absolvirt und mir den Doctorrang erworben hatte. Mein erster und einziger Gedanke war nun: heiraten. Eine Geliebte hatte ich mir schon auserlesen, ein schönes, ein sehr schönes Kind! Waldine hat es geheißen. Waldine! Sie war eines Gutsbesitzers Tochter, die ich auf Vacanzen kennen gelernt. Gott weiß es, sie hat auch mich lieb gehabt! Aber ihr

Vater war ein Mann, der sein gutes Kind Gott zurückgeben wollte und nicht den Menschen. Und mir, mir noch am wenigsten. Die Doctoren konnte er nicht leiden, sie hätten, so behauptete er, seinen Vater noch auf dem Todbette umgebracht. Und sehen Sie, als ich nach vollendeten Studien Doctor war und an die Gründung eines häuslichen Herdes dachte, da — kennen Sie das Kloster zum heiligen Kreuze? es steht auf einem Hügel, in der Nähe Ihrer Stadt — in diesem Kloster saß Waldine, hatte eine fuchsgraue Kutte an und sollte eine Nonne werden. Dieses liebe, lustige Mädchen eine Nonne! — 's ist zum Lachen! Und ich habe auch gelacht, hab' mich mit zwei Studiengenossen verbunden. Der Eine ging verkleidet als sittsame Jungfrau zum Kloster hinein und hielt eine Sprechstunde mit Waldine, in der er ihr den Plan mittheilte und sie darauf vorbereitete. Der Zweite vermummte sich in die Kutte ihres ehemaligen Beichtvaters, führte sie im Garten spazieren und steckte ihr den Anzug eines Chorknaben zu. Und an demselbigen Abend stand ich im Wäldchen, das hinter dem Kloster ist, und es kam der „Beichtvater", der mir das Gelingen der Sache anzeigte, und es kam ein Chorknabe gesprungen, und er eilte an meine Brust. Hinter dem Wäldchen harrte ein Wagen, der rollte mit uns die ganze Nacht, und als es Morgen ward, befanden wir, ich und meine Waldine, uns im Gebirge.

„Was dem Mädchen an Leichtsinn abging, das ersetzte ich ihm durch überredende Worte. In der Gegend jenseits des Gebirges stand ein Waldkirchlein, das ein mir befreundeter alter Priester verwaltete Dort wollten wir uns trauen lassen, dann einige Zeit in der Zurückgezogenheit leben und endlich wieder in die Stadt einkehren und den Segen des Vaters erwerben.

„Der Weg über das Gebirge — Sie kennen ihn ja, Sie sind ihn gegangen — war mühevoll, und ich mußte den lieben wunderschönen Chorknaben oftmals auf den Armen tragen. Wahrlich, es ist eine süße Last gewesen! „Oskar," hat sie gesagt, „das will ich Dir Alles vergelten, mit Blumen will ich den Boden Deines Hauses bestreuen und kein Sandkörnlein soll Deinen Fuß drücken, wenn ich erst Deine Gattin bin."

„Als wir auf diese Höhe gelangt waren, wo die Wälder enden und nur die Wachholder- und Zerbensträuche stehen, haben wir den Pfad verloren, sind rechts hinangestiegen gegen die Felsen. Die Sennerei ist dazumal noch nicht gestanden. Ein sonniger Tag ist gewesen, die Alpenrosen haben uns zugelacht schon von Weitem. „Siehst Du," hatte Waldine noch gesagt, „auch auf den Bergen brennt die Liebe in den Rosen und in den Wolken, die dort am Himmel stehen." — O wie sollte ich das Wort vergessen können? Sind es doch dieselben Wolken gewesen, die — ja, hören Sie doch, wie es gekommen ist. Ein paar kalte Tröpflein fallen nieder aus der warmen Luft: „Waldine," sage ich, „dort an der überhängenden Felswand wollen wir ruhen und den Streifregen vorüberziehen lassen." Und wir saßen zusammen auf dem grauen Moose eines Steines und blickten hinab in die Tiefe des Landes, das vor uns ausgebreitet lag, und wir blickten zu den schönen hohen Bergen hinüber, die heute noch stehen, wie sie an jenem Tage gestanden sind. Der leichte Regen zog auch bald vorüber. Die Sonne trat hervor aus dem Gewölke. Ein weißer Schmetterling gaukelte an der Wand hernieder und wiegte sich an dem Halme einer Rispe. — „Kommst ja gerade vom Himmel her, du Blüthe!" rief das Mädchen und hüpfte behendig in ihrem sammtnen Knabenkleide dem Schmetterlinge nach. — In demselben Augenblicke

schlägt mir ein Feuerball in das Gesicht, daß ich besinnungslos nach rückwärts taumelte; — — und wie ich wieder erwache und mich aufrichte, da ist bereits die Dämmerung des Abends angebrochen und ich bin allein. — Auf der Matte, wo der weiße Schmetterling geflattert, liegt Waldine hingestreckt und die verbrannten Fetzen der Chorknabenkleider hängen an ihrem Körper. — —

„Der Blitz hat sie erschlagen," fuhr der Alte nach einer Weile leise fort, „ich bin die Nacht bei ihr gesessen und habe gebetet. Und am Morgen habe ich mit dem Haken meines Stockes an der Felswand ein Grab gescharrt; und am Abende habe ich meine Braut an der Felswand begraben. Erst in der zweiten Nacht, da ich auf dem Grabe gesessen bin, ist mir mein Unglück klar geworden, daß ich gemeint habe, das Herz müßt' mir zerspringen.

„Am dritten Tage endlich habe ich weiße Steine zusammengetragen auf das Grab, und dann bin ich mit meinem zerstörten Leben hinabgestiegen in die Thäler, wo Menschen wohnen, wo ich aber eine weit größere Oede gefunden habe, als jene ist auf der stillen Höhe.

„Freudlos habe ich mein Dasein fortgeführt in Kümmerniß und Einsamkeit, und die Leute haben mich den närrischen Mann geheißen. Wahr ist's, jener Blitzstrahl hat mir mein Gehirn verbrannt. Heimweh hab' ich noch gefühlt, das Heimweh nach der Felswand, wo das Grab ist. Und zu jeder Sommerszeit bin ich zur Höhe emporgestiegen. Wenn ich die erste Blume geküßt habe, die auf dem Grabe gewachsen ist, dann wird mir immer leichter. Heute bin ich ein alter Mann, aber meine Seele ist nicht mehr krank, ich habe mich ergeben der Herrschaft, die über uns waltet, in der wir werden vergehen und uns verwandeln zu ewig neuem Sein.

Meine Braut liegt längst nicht mehr im Grabe; im Myrtenbusch, in Allem lebt sie fort, und die Natur nenne ich meine Braut — mit der ich eines Tages werde vereinigt sein."

Der Mann mit dem wunderlichen Pathos sprach nicht weiter; ein Wachholderzweig fächelte um seine weißen Locken.

„Ihre Geschichte ist eigen," sagte ich, „darf ich sie den Menschen unten wieder erzählen?"

„Sie dürfen die Geschichte wieder erzählen," antwortete er, „aber erst, wenn ich vereinigt bin mit meiner Braut. Es ist ja so der Brauch, daß jede Geschichte mit einer Hochzeit endet," setzte er ein wenig lächelnd bei. Dann erhob er sich, ohne ein Abschiedswort zu sagen, stieg wie träumend einem bunten Schmetterlinge nach, der durch das Knieholz hinanflatterte. —

Manches Jahr ist seitdem vergangen. Freund Wendelin v. Hirsebrei hat sich unzählige Male der magnifiken Bergfahrt, wie er sagt, gerühmt. Von jenem Berge aber drang eines Tages die Kunde nieder, es sei an einer Felswand, wo die weißen Steine liegen, ein todter Greis gefunden worden. Man wußte kaum, wer er war und welches Todes er starb.

Mir aber ahnt, es ist der Bräutigam gewesen; und somit betrachte ich des Schweigens Siegel für gelöst und gebe diese kleine Geschichte den Menschen.

Der Zillacher-Anderl.

Samstag war's. Der Anderl saß in der Flachsdörrkammer, wo er auch sein Bett hatte, und that sich den Bart rasiren.

Die Stadtherrchen kratzen mit dem Scheermesser zumeist just dort herum, wo sie gerne einen Bart haben möchten. Der Bauernbursch rasirt sich, wo ein Bart steht. Freilich war der Anderl schon fünfunddreißig Jahre alt und sein Bart so steif, daß man nach der Bauern Sprichwort den Dreschflegel daran hätte hängen können. Trotzdem ließ der Anderl vor dem Scheeren die Seife ordentlich in die Borsten trocknen und kramte mittlerweile, seine grauen Backen vollblasend, in den Hosentaschen herum. Da drin hatte er einen alten Taschenveitel, ein Stück Zunder und einige Kreuzer, die sich aber bei näherer Untersuchung in der Mehrzahl als Messingknöpfe herausstellten. Der Anderl blies die Backen noch bauchiger. Messingknöpfe! Für den morgigen Sonntag Messingknöpfe? Mit derlei hat der Hirschenwirth seine Hosen und Wämser sicherlich versehen. Heute schon hätte der Anderl Durst.

Jetzt trat eine alte Magd in die Flachsdörrkammer: Der Anderl möge eilends in die Stube zum kranken Vater kommen. Und als der Bursche bei dessen Bette stand, sagte

der alte Zillacher: „Anderl, nimm Deine Zipfelmütze ab. Anderl paß auf, Dein Vater macht's Testament. — Aha! gelt, jetzt kannst losen! Hast gleichwohl nicht immer so auf mich hören wollen; soll Dir aber geschenkt sein, will Dich nicht verkürzen. Deine Brüder und Schwestern, die haben das Ihrige. Wenn ich die Augen zugemacht hab', Anderl, so weißt es, die braune Kuh ist Deine Erbschaft."

„Vergelt's Gott zu tausendmal," rief der Anderl.

„Aber sei brav und thu' Dir das Trinken ab, und der himmlisch' Vater soll Dich beschützen und bewahren."

Der Alte schwieg. „Kann ich jetzt die Zipfelmütze wieder aufsetzen?" fragte der Anderl.

„Jetzt kannst Du machen, was Du willst," versetzte der Zillacher.

Als nach einigen Tagen der Alte todt und begraben war, führte der Anderl die braune Kuh aus dem Stall. Er trieb sie die Straße entlang, und da er so hinter dem Thiere dahertrottete, führte er mit diesem folgendes Gespräch: „Du alte Kuh, du bist ein zaunmarterdürres Vieh. Ich möcht' meine Joppe an deinen Hüftknochen hängen." Und als sie zu einem Wassertrog kamen und das Rind stehen blieb und trank, sagte der Anderl: „Ja, meine liebe Kuh, ich hätte auch Durst!" Er trank aber doch nicht.

Da kam ein Bauer des Weges, der fragte: „Wo treibst Du Deine Haut hin?" Der Bursche knirschte die Zähne und schritt fürbaß. Mittlerweile war das Euter voll geworden, und als sie zu einer Schenke kamen, unterhandelte der Anderl mit der Wirthin, ob sie nicht seine braune Kuh melken und ihm dafür ein Krüglein Wein geben wolle. Das Geschäft war abgemacht. Und so trieb der Zillacher-Anderl seine Erbschaft viele Stunden weit fort, weidete sie an guten Rasen-

plätzen, tränkte sie an den Brunnen, und wenn das Euter voll war, so vertauschte er die Milch gegen Wein. Für die Länge aber blieb das Euter der braunen Kuh immer kleiner, während der Durst des Burschen größer wurde. Da dachte der Anderl, das muß anders gemacht werden, und verkaufte das Rind an einen Wegmacher. Der Wegmacher vermied die Frage, ob die Kuh nicht etwa gestohlen sei, bot hingegen nur fünfunddreißig Gulden Kaufpreis. „In Gottesnamen!" sagte der Bursche, und als er das Geld in die Tasche schob: „Hab' ich noch weit zu einem Wirthshaus?"

Fünfunddreißig Gulden, das ist meine Erbschaft, dachte er dann, mit dieser will ich recht wirthschaftlich umgehen. Mit dreißig Gulden läßt sich schon was anfangen; die fünf Gulden aber — damit will ich jetzt gründlich meinen Durst löschen. Einmal im Leben muß der Mensch seinen guten Tag haben; — dann heißt's arbeiten und fleißig sein.

Als er zum nächsten Wirthshaus kam, suchte er sich den bequemsten Tischwinkel aus und hub an zu trinken. Die Wirthin setzte sich zu ihm und schwätzte und sagte, sie hätte frische Butterkrapfen in der Küche, die seien ihr diesmal vortrefflich gerathen; ob er — der Anderl — denn nicht ein paar verkosten wolle. Ihm war's recht, und die umsichtige Frau Wirthin wußte wohl, daß nach den Butterkrapfen wieder neuer Durst kommen müsse. Der Wirth jedoch hatte sich seinem Gaste gegenüber so verhalten: in das erste und das zweite Glas schenkte er reinen Wein; in das dritte und vierte that er ein wenig Obstmost dazu; dann that er zur Hälfte Wein und zur Hälfte Most in den Becher; später goß er die Hälfte Obstmost, ein Viertel Wein und ein Viertel Wasser zusammen. Als endlich dem Anderl auf seiner Bank einmal ordentlich warm geworden, sein Durst jedoch immer

noch nicht gelöscht war, da schüttete ihm der Wirth im Keller blos Obstmost mit ein wenig Zwetschkenbranntwein vermischt in das Weinglas, hernach nur mehr Most allein, und endlich, wer am dritten Tage den Wein des Anderl untersucht hätte, der würde gefunden haben, daß der Bursche gut gegohrenen Aepfelmost mit etwas frischem Wasser trinke.

Natürlich that dieses der Rechnung keinen Eintrag, und am dritten Tage waren fünf Gulden vertrunken. Zu dieser Zeit hatte die Wirthin jedoch bereits für frischen Durst gesorgt. Da sagte sich der Anderl: Im Grunde ist es eine Narrheit, wenn ich mir jetzt einen Abbruch thue, der leicht der Gesundheit schaden könnte. Der Fieberdurst muß gelöscht, durch und durch gelöscht werden. — Dasselbe sagt auch der Bader daheim. Zwei Gulden spendir' ich noch.

Er blieb wieder ein paar Tage sitzen; dann aber brach er auf, um mit seinen achtundzwanzig Gulden ein nutzbares Geschäft zu beginnen. Als jedoch der gute Zillacher-Anderl im heißen Tage auf der staubigen Straße so wanderte, da kam er mit sich überein, daß er seine Erbschaft auf ein viertelhundert Gulden abrunden wolle! Blieben ihm drei Gulden gut, die er in der nächsten Schenke vertrank.

Da war aber in demselben Jahre ein sehr heißer Sommer; entweder es war die Hitze oder es waren die heftigen Gewitterregen unerträglich, in beiden Fällen muß der Mensch ein Dach haben, und dazu hat Gott die Wirthshäuser erschaffen. Als die Baarschaft des jungen Zillacher auf beiläufig zwanzig Gulden herabgesunken war, da sagte er: „Jetzt, Anderl, ist's g'nug!“ Da er nun die Zeche gezahlt hatte, blieben ihm blos neunzehn Gulden und fünfundneunzig Kreuzer in der Tasche. Ei, dachte er sich, der Gulden ist angezwickt, weg damit! — Und in ähnlicher Weise ging's auf fünfzehn, auf zwölf, auf

zehn herab. Und nun sagte der Zillacher-Anderl das denkwürdige Wort: „Mit zehn Gulden richtet Einer heutzutage nicht viel mehr aus. Der Mensch, der auf eine Erbschaft ansteht, ist schlecht daran; mit eigener Kraft muß der Mann das Seine erwerben."

Er ging von einem Wirthshaus in's andere, und trank und trank. Und endlich war nichts mehr in seiner Tasche, als die Messingknöpfe. Da haben aber die Wirthe neben der Wanduhr oder neben der Stubenthür so schwarze Tafeln hängen, auf welchen mit der Kreide allerhand Buchstaben geschrieben werden können. Sagte eines Tages der Anderl: „Herr Wirth! Meines Vaters Sohn trägt einen ehrlichen Namen; thät Euch keine Schand machen auf der Tafel."

„Das nicht," antwortete der Wirth, „aber die Tafel könnte leicht dem ehrlichen Namen was herabzwicken. Traue dieser schwarzen Tafel nicht, mein Freund!"

Der Anderl stutzte und war trübsinnig. Endlich sagte er zu sich: Was braucht man auch so einen dicken Brustfleck in der heißen Zeit? — Er verkaufte seine Tuchweste und vertrank das Geld. Dann vertauschte er seine Ochsenlederstiefel gegen ein paar leichte Schuhe, sein Lodenwamms gegen ein kühles Leinwandröcklein; das dadurch gewonnene Geld vertrank er.

Wohl hatte er sich mittlerweile auch ein paar Groschen Taglohn erworben; aber das liebe Wirthshaus hatte ihm's angethan, und ehe noch zwei Monde nach seines Vaters Tod verflossen waren, saß der Anderl da, arm wie eine Kirchenmaus, bärtig wie ein Waldteufel; auch sein Scheermesser hatte er vertrunken.

Jetzt war er tief verzagt. — Wenn Einer nichts mehr hinabzugießen hat, so muß man die Gurgel zubinden, hat einmal Einer gesagt — das leuchtete dem Zillacher-Anderl

wohl ein. Wenn der Fisch nicht mehr trinken kann, was hat er sonst auf dieser Welt? — 's ist gar grausam bitterlich! — Aber was kannst machen?

Der Anderl wußte draußen in der Dorfau einen alten Birnbaum. Zu dem ging er hinaus, an dem kletterte er empor mit harter Mühe bis zum Wipfel, von welchem aus er das Dorf sehen konnte mit seiner Kirche und mit seinem Wirthshaus. Hierauf machte er Reue und Leid, wie es einem guten Christen geziemt, nestelte dann sein Hosenband los und schlang es um den Hals.

Zur selben Stunde ging der Pfarrer am Birnbaum vorüber, er erschrak höchlich, als er das Beginnen des Mannes da oben bemerkte. — Zachäus, steig' eilends vom Baum herab! heißt's in der Bibel; war hier aber schlecht angewendet. „Anderl," rief der Pfarrer, „thu' Dir das nicht an! Aufknüpfen, na, das wär' doch eine Dummheit, die Dich Dein Lebtag reuen würde!" Vergebens, der Anderl wand bereits das Hosenband um den Ast. Der Pfarrer versuchte auf den Baum zu klettern, um die That zu verhindern, und der Selbstmörder kam mit seinen Vorbereitungen schon zu Rande. Da fiel dem Priester was ein. „Anderl!" rief er auf den Baum, „Du mußt herabsteigen, ich such' Dich schon seit einer Stunde, ich habe just ein frisches Faß angezapft."

„So!" sagte der Anderl, „ja das ist schon wieder ganz was Anders," und sogleich kletterte er dem Erdboden zu. Sie gingen mitsammen in den Pfarrhof. Der Pfarrer schoß eine Weile im Hause herum, dann kam er zurück. „Das ist schon eine verzwickte Sach', Anderl, jetzt haben wir den Kellerschlüssel verthan. Die Köchin war beim Teich unten, hat Karpfen ausgeweidet, da ist ihr der Schlüsselbund in's Wasser gefallen. Was wir nur anfangen?"

Der Anderl rieth den Schlosser an, allein der Pfarrer versicherte, das Kellerschloß sei so gar heiklich bestellt und ein hiesiger Schlosser könne es justament nicht aufsperren. — Die Thür erbrechen, schlug der Durstige vor; nicht möglich, meinte der Pfarrer, sie sei mit eitel Eisen beschlagen über und über. Das einzige Mittel: der Schlüssel müsse aus dem Wasser hervorgeholt werden — ob der Anderl dazu behilflich sein wolle? — Das versteht sich. — Wurde denn für's Erste der Teich abgelassen, der da war, um des Pfarrers Kornmühle zu treiben; und als das Wasser verflossen war, machte sich der Anderl an den Schlamm, hub ihn schaufelvoll um schaufelvoll an das Ufer, arbeitet bis spät in den Abend und suchte den Schlüsselbund.

Und als es finster geworden war, rief ihn der Pfarrer in's Haus und sagte: „So, mein lieber Zillacher-Anderl, jetzt hast Du mir ein gut Theil Schlamm aus dem Teich gefaßt, dafür sollst heut' fünf Groschen haben und das Nachtmahl und ein Krügelchen Wein — der Kellerschlüssel hat sich vorgefunden."

Glotzte der Anderl verwunderlich drein.

„Und wenn Du mir den ganzen Teich ausschaufelst," fuhr der Pfarrer fort, „so sollst Du für das Tagwerk zwölf Groschen haben und die Köstigung und Dein Krügelchen Wein."

So wurde es abgemacht. Und als der Teich in der Ordnung und wieder mit Wasser gefüllt war, da bekam der Anderl Geschäfte in der Mühle. Nur immer hübsch beim Wasser, daß der Durst nicht zu stark wird. — Es ist gar nicht zu glauben, wie ein Mensch sich ändern kann, wenn er danach geleitet wird. Der Pfarrer wußte den Zillacher wohl zu behandeln, und der Anderl wurde sein bester Arbeiter, den er je noch gehabt hatte.

Wenn sie dann Abends beim Krügelchen Wein saßen, das dem braven Hausgenossen niemals vorenthalten wurde, und es anmuthig zu sehen war, wie glatt und lind die lieben Tropfen ihrer Wege gingen, so sagte der Herr Pfarrer dem Anderl auf die Achsel klopfend: „Wär' doch jammerschade um Deine Gurgel, wenn Du sie dazumal zugeschnürt hättest!“

Der Pfarrer von Grabenbach.

Kennt Ihr das kleine Dorf Grabenbach? Im Lande giebt es drei Dörfer, die so heißen, und sehr viele Dörfer, die nicht so heißen, aber doch von jener Gattung sind, die ich meine.

Nun, im kleinen Dorfe Grabenbach lebte ein Pfarrer, dem es nicht am besten ging. In seiner Seelsorge waren lauter arme Seelen, die des Fuhrmannbauers ausgenommen, der besaß zwei Paar Pferde und einen Wald. Hielt sich denn der Seelsorger mitunter ein wenig an die Seele mit vier Pferdekraft, und der Fuhrmannbauer ließ den geweihten Herrn hübsch danebenkommen. Da war es, daß der Fuhrmannbauer einen Kohlenmeiler anzündete und Niemanden hatte, der dabei blieb, um ihn zu bewachen und zu fördern.

Dachte sich der Pfarrer: Der Nachbar hat mir schon mancherlei Gutthat erwiesen, die ich ihm nicht werde abstatten können, warum soll ich mein Brevier nicht drüben im Schachen beim Kohlenmeiler beten? Wozu wäre ich denn ein Waldbauernsohn, wenn ich nicht mit einem Kohlenmeiler umzugehen wüßte? In der nächsten Woche muß der Fuhrmannbauer nach meiner Raitung seinen feisten Hammel stechen, warum soll ich nicht auf das Kohlenwerk schauen?

Da trug es sich zu, daß am nächsten Sonntage derselbigen Diöcese Bischof auf einer Reise über Land im kleinen Dorfe Grabenbach anhielt, um eine Messe zu lesen oder zu hören. Auf seine Frage nach dem Herrn Pfarrer wurde ihm gesagt: Der Pfarrer sei drüben im Grabenschachen und thäte kohlenbrennen. Der Bischof fragte das zweitemal, wo der Herr Pfarrer sei, denn er meinte, nicht recht verstanden zu haben; aber auch das zweitemal war der Pfarrer drüben im Grabenschachen und that kohlenbrennen.

So dachte der hohe Herr bei sich: Wenn der Pfarrer glaubt, daß ein Seelsorger kohlenbrennen darf, so ist das ein Köhlerglauben. Dem Mann werde ich meine Meinung sagen, daß ihm die Ohren gellen. Augenblicklich soll er geholt werden!

Der Pfarrer, als ihm der ehrenvolle Besuch hinterbracht wurde, schwemmte eilends den Ruß von Gesicht und Händen und dachte bei sich: Heute wird mir den Kopf schon auch noch ein Anderer waschen. Dann eilte er rasch über den hinteren Kirchhof in die Sacristei, besann sich, wie er durch einen auferbaulichen Gottesdienst die Scharte wieder auswetzen könnte, und flehte zum heiligen Geist um Erleuchtung, denn er hatte gar keine Predigt studirt.

In größter Eile, aber mit tiefster Reverenz begrüßte er den gerade in die Kirche tretenden Kirchenfürsten, sich unterthänigst entschuldigend, daß er sofort auf die Kanzel müsse, weil die Glocken schon längst zur Predigt gerufen und die Gläubigen versammelt wären.

Fahr' hin, dachte sich der Bischof, Du entgehst mir nicht, und bin ich nur begierig, wie Du Deine Pfarrkinder an ihre Pflichten erinnern wirst, während Du Deine eigenen verabsäumst.

Bald darauf stand der Pfarrer im Chorhemd und Stola auf der Kanzel und las das Evangelium vom ungerechten Haushalter. Dann that er das Buch beiseite, streifte die weiten Aermel des Chorhemdes ein wenig zurück, legte die Hände auf die Kanzelbrüstung und hielt, zuerst mit mäßiger, nach und nach mit lauter und endlich mit heftiger Stimme, folgende Predigt:

„Meine geliebten Zuhörer!

Wir haben das Evangelium vom ungerechten Haushalter vernommen. Ich aber sage Euch, daß wir keine ungerechten Haushalter sein sollen. Wir sollen gerechte Haushalter sein, das heißt, wir sollen unsere Pflichten erfüllen. Jedermann, vom Fürsten bis zum Bettler, vom Erzbischof bis tief herab zum armen Dorfseelsorger hat seine Pflichten. Der Fürst soll seine Unterthanen lieben, der Bettler soll für die empfangenen Wohlthaten beten, der Bischof soll für seine Priesterschaft sorgen und der Dorfpfarrer soll die Kinder taufen, die Kranken versehen, die Todten begraben und an Sonn- und Feiertagen pünktlich sein Amt und seine Predigt halten. Und gesetzt den Fall, ich nehme nur ein Beispiel, und daß Ihr sehet, ich nehme Niemanden aus, so nehme ich den Dorfpfarrer zum Beispiel — gesetzt den Fall, der arme Dorfpfarrer würde von seiner Obrigkeit vergessen, daß er zum Nothleiden kommt und nur der armen Seelen im Fegefeuer willen sein Almosen kriegt, so darf er doch nicht hergehen und sich durch Kohlenbrennen einen Nebenerwerb schaffen. Er darf aus Nächstenliebe kohlenbrennen, er darf zur Ehre Gottes kohlenbrennen, denn es steht nirgends geschrieben, daß der Priester aus Nächstenliebe oder zur Ehre Gottes nicht kohlenbrennen dürfte. Aber am heiligen Sonntag

den Gottesdienst vernachlässigen und eines fetten Hammelstückes wegen kohlenbrennen, das ist unrecht, das ist unchristlich, das ist heidnisch, das ist eine Schand und ein Spott für den ganzen ehrwürdigen Priesterstand. Ah, 's ist nur ein Exempel, aber ich weiß recht gut, wen ich meine, er ist in diesem Gotteshaus zugegen; ich aber sage, das geschieht mir in meiner Pfarre nicht mehr, daß Einer auf so gröbliche Weise seine Pflichten verletzt, es geschieht mir nicht mehr, daß am Tage des Herrn erst die Glocken die Gemeinde müssen zusammenschreien von Gassen und Straßen, von Hald und Schachen, den Ersten und den Letzten! In Zukunft hat Jeder zu rechter Zeit in der Kirchen und auf seinem Platz zu sein — das wollen wir vor dem Hochaltar geloben. Und wer ein gerechter Haushalter ist, heißt das, wer seine Pflichten gewissenhaft erfüllt, dem werden seine bisherigen Fehler durch die liebe Barmherzigkeit Gottes verziehen werden, und der wird — ich hoffe es — nicht blos in jener Welt, sondern schon in dieser seinen wohlverdienten Lohn empfangen. Amen!"

Nach der Predigt folgte ein feierliches Amt und nach dem Amte ging der Pfarrer dem Bischof seine Freude zu bezeugen über dessen Einkehr in die bescheidene Dorfkirche. Dem Bischofe war der Zorn vergangen, seiner geplanten Strafrede die Spitze gebrochen, er sagte nun, daß ihn die Predigt, so kurz sie gewesen sei, recht erbaut hätte, und es interessire ihn nur, zu wissen, ob hier zu Lande Predigten wohl auch ihre guten Früchte trügen?

„Wunderselten," antwortete der Pfarrer, „es meint halt Jeder allemal, ich hätte die Anderen gemeint; außer ich hebe mir, wie heute, einen Bestimmten heraus, den ich auf's Korn nehme und so tüchtig abkanzle, daß er sich's merkt,

von so Einem darf ich nachher überzeugt sein, er folgt mir und thut's nimmer."

„Nun, das ist brav," sagte der Bischof, dem Dorfpfarrer die Hand schüttelnd, „und jetzt, denke ich, sind wir Beide hungrig geworden."

„Ich kann Eurer bischöflichen Gnaden halt nur mit kalter Küche aufwarten," sagte der Pfarrer.

„Thut nichts, bin ein Freund von kalter Küche."

„Die meinige," stotterte der Pfarrer, „ist halt ein bischen stark kalt, sie ist seit etlichen Tagen, da ich bei meinem Nachbar, dem Fuhrmannbauern speise, nicht mehr geheizt worden."

„Ihr macht mir ja das Vergnügen," lächelte der Bischof, „mit mir nach Niedermarkt zu fahren, wo ich ein Mittagsmahl bestellt habe. Der dortige Herr Dechant liegt auf den Tod und so leistet Ihr mir doch Gesellschaft."

„Vergelt's Gott," sagte der Pfarrer, „ich muß wohl daheim bleiben, weil in Grabenbach um zwei Uhr der Nachmittagssegen ist?"

„Nun, Eurem Bischof zuliebe könnt Ihr wohl einmal eine Ausnahme machen und den Nachmittagssegen absagen," meinte der Kirchenfürst.

„Das geht nicht, bischöfliche Gnaden, das geht einzig nicht," sagte der schlaue Pfarrer, „es thut mir bis in den Tod leid, daß ich nicht die Ehre haben kann, aber der Mensch: was er Vormittag versprochen hat, das muß er Nachmittag halten. Nichts für ungut."

Der Bischof fuhr allein von dannen. Aber nach wenigen Monaten fuhr auf demselben Weg der Pfarrer des kleinen Dorfes Grabenbach dahin — in seiner Rocktasche die Ernennung zum Dechanten von Niedermarkt.

Der Musikanten-Joggel.

Halt' mir's nicht für übel, mein lieber Knöpfeldrachsler-Joggel, daß ich Dich denn hervorrufe aus dem Grabe, ehvor die Posaune schallt und Dein Lohn im Himmel fällig ist. Ich rufe Dich zur Zeit Deiner blühenden Jugend, als Dir — wenn Du Dich noch erinnern kannst — vom Vormund Deine Großjährigkeit und von der Landesinnung Deine Selbstständigkeit im Handwerke zuerkannt wurde. Du hattest damals die blauleinene Kniehose an und das gestrickte Schafwollenjäcklein, an dem Deine Großmutter selig drei Jahre gearbeitet hatte. Die Knöpfe waren von Dir und dem Ahornholze, das im Gemeinwalde wuchs. Von den Knieen bis abwärts hast Du Dir nie viel gekostet, denn Du gingest gern barfuß; weißt Du noch, wie Dich Schulmeister's Laura einmal in die Waden gezwickt hat? Ja, Schulmeisters Laura, das war ein Meisterstück, aber viel zu hoch stand sie für Dich, viel zu hoch. Hat Dir aber doch eines Tages einen Strauß auf Deinen Hut gesteckt, aber einen Strauß von Immergrün, das in der Blumensprache so viel heißt, als: sollst ein Junggeselle verbleiben Dein Lebtag lang. Bist es auch verblieben, und der Strauß ist nicht mehr von Deinem merkwürdigen Hut gewichen. Knöpfeldrachsler-Joggel, schon dieses Deines Hutes

willen solltest Du noch einmal von den Todten auferstehen. Es war Deines Großvaters Hut. Er war für die Ewigkeit gebaut und hätte zur Noth ein größer Haupt bedeckt, als das Deine gewesen. Die Krempen waren so breit, daß Du darunter selten ein Stück blauen Himmels sahest; der Boden war mächtig ausgeschweift, und die sehr große Scheibe, die er darstellte, war die einzige Grund- und Bodenfläche, die Du auf Erden besaßest. Ein breites Sammtband mit einer stets funkelnden Messingschnalle umwand das Ganze. So gingest Du, das Schwergewicht zu oberst, in Form eines wandelnden Rettigs einher. In den Taschen der Schafwollenjacke trugst Du Deine Werkstatt mit herum, das Schnitzmesser und das Drachselrädchen, und Du arbeitetest in allen Häusern, wo sie Knöpfe, Ahlhefte, Messerhefte u. s. w. brauchten. Dein blaues Taschentuch hieltest Du stets in den Räumen des Hutes verborgen, und so kam es, daß Du den Hut abzogest, nicht allein wenn Du an dem Herrn Pfarrer oder Amtmann vorübergingst, sondern auch, so oft Deine Nase den Beistand des blauen Tuches verlangte. In einer Ecke des blauen Sacktuches hattest Du — darf ich's ausschwätzen? Dein Geld gewickelt. Auch wenn Du ein Stück Brot besaßest, das der Magen nicht unmittelbar begehrte, so bewahrtest Du es in den Tiefen des Hutes. Endlich, Joggel, mußt Du Dich doch auch erinnern, was sich noch im Grunde des Hutes auf der weiten Scheibe befand; da hattest Du zwei sinnige Bilder aus dem alten Testamente, auf dem Kirchtag gekauft, aufgeklebt: Josef und die Frau Potiphar, und Judith und Holofernes. Das war das keusche Schild Deiner ewigen Junggesellenwürde.

So führe ich dem geneigten Leser meinen Knöpfeldrachsler-Joggel vor. Der Mann hatte, wie wohl ersichtlich, das

Knöpfedrehen erlernt. Bald aber hatte er von seinem Handwerke nichts mehr, als den Namen; die Krämer und Schneider ließen die Knöpfe in großen Partien aus der Stadt kommen. Verlegte sich der Joggel zwar auf das Drachseln von Rosenkranzperlen, einer im Lande sehr begehrten Waare; aber nicht sieben Rosenkränze brachte der Arme an den Mann; von Eschen- und Lindenholz, unter welchem die Leute voreinstmalen viel weltlich Allotria getrieben, konnten sie Rosenkränze nicht brauchen. Solche mußten aus Cedernholz oder gar aus dem Kreuze Christi und in Zell hochgeweiht sein.

Den letzten seiner Rosenkränze brachte er mit List und Trug an — das Weib.

Begegnete er auf dem Kirchwege der Gemeinschusterin.

„Magst Dir nicht eine Betschnur mitnehmen?" rief er mit etwas heiserer Stimme.

„Du, Narr!" sagte die Schusterin, „hab' ich eh' die beste bei mir selber. Mein Rosenkranz da, vom Kalvariberg ist er."

„Vom Kalvariberg?" fragte der Joggel, „laß schauen!"

Und als er die braune Holzperlenschnur in der Hand hatte, blinzelten seine Augen sehr heftig unter der schattigen Krempe, und seine Nasenspitze bog sich tief herab und sein scharfes Kinn ging weit hervor. Und als er den Rosenkranz eine lange Weile geprüft, und als er die Kügelchen von allen Seiten befühlt und beguckt und berochen hatte, sagte er in sehr leisem und heiserem Tone — durfte doch der allgegenwärtige Gott das Wort nicht hören —: „Je, das ist Dir ein verdächtig Ding, Schusterin. Vom Kalvarienberg freilich, aber nicht vom Christikreuz, wie Du doch glaubst — ja, riech' nur selber, das wirst Du doch kennen, daß dieses Rosenkranzholz von des linken Schächers Galgen ist."

Bis in's Herz hinein erschrak die Schusterin, und gleichwohl sie der Behauptung des Joggels nicht geradewegs glaubte, so war doch ihr Vertrauen zu ihrem Rosenkranz dermaßen erschüttert, daß sie auf der Stelle eine neue Betschnur kaufte.

Aber ehe an demselben Tage noch die Sonne niederging, wüthete in Joggel's Seele das Gewissen ob des vollführten Unrechtes so sehr, daß er der Schusterin das Geld für die Betschnur zurückbrachte und auch die Ehre ihres Kalvari-Rosenkranzes wieder zu retten suchte.

Von jener Zeit an ließ er die Sache bleiben, drachselte für Nähterinnen Nahtreiber, für Spinnerinnen Garnspulen, drehte Salznäpfchen, Wandnägel und was solcher Dinge so sind.

Es war gut, er verhungerte nicht.

Allfort was zu essen — so war sein Wunsch — und nach dem Tode eine „schöne Leich'". Allein dieses letzte Begehr machte dem Joggel manche Sorge, sah er doch fast allwöchentlich einmal, wie im Dorfe arme Leute begraben werden. Ein schlechter Sarg, keine Musik, kein Gesang, und ein einzig Glöcklein, so werden sie in die Grube geschoben. Das ist doch wahrhaftig nicht der Mühe werth, sich fünfzig Jahre und noch länger auf dieser Welt herumzufretten, wenn es nachher so mir nichts, dir nichts aus ist. — Wo es ein pomphaftes Begräbniß gab, da war der Joggel dabei. Hatten sie im Flecken einmal einen Obristen begraben, war gar die türkische Musik dabei gewesen. Das war unserm Drachsler das Wichtigste, was ihm auf dieser Welt begegnet.

Wenn er es nur so weit brächte im Leben, daß sie ihn dereinst mit Musik auf den Friedhof begleiten! — Doch, das war viel verlangt. Starb in der Gegend ein reicher Bauer, der hatte zwölf Paar Ochsen hinterlassen und drei schwere

Zugpferde und, weiß Gott, über hundert Schafe — 's war Alles umsonst: viel geläutet und gebetet wurde beim Begräbnisse — aber Musik — nicht ein Pfiff! . . .

Doch fast zur selben Zeit ereignete sich ein anderer Fall Der Geigenschneider, der an Sonntagen Vormittags in der Kirche und Nachmittags im Wirthshause die Fiedel strich, ein armer Mann, der guten Gewissens nicht einen Faden sein nennen konnte von dem Beinkleide und der Joppe, so er am Leibe trug — dieser Geigenschneider starb und wurde . . . mit Musik bestattet. Der Kirchenchor ging hinter dem Sarge mit Trompeten und Hörnern, mit Posaunengeschmetter und Paukenschall, daß es eine Pracht und eine Freude war. — Was geschah?

Am Grabe des Schneiders gelobte es sich der Joggel unverbrüchlich: er werde Musikant.

Und durchgesetzt hat er's. Ich habe den Mann in der Kirche jenes Dorfes oft genug pfeifen gehört. Er blies die Clarinette und blies sie zur Begleitung des Gesanges der Laura — Schulmeisters Laura. Aber nicht lange das. Laura wurde Frau Kaufmännin, da war ihre Stimme im Gewürzstaube bald erstickt, während der Joggel Musik machte viele Jahr' und Tag'. Er konnte so lieblich jodeln mit seiner Clarinette, und wenn er Solo hatte, so horchten nicht allein die Andächtigen in der Kirche auf, sondern gar auch die Heiligen Gottes, die auf den Wänden und Altären herumstanden. Völlig das Herz wurde Einem warm, hörte man ihn blasen, aber auf den Takt achtete er nicht sehr, auf die Noten auch nicht; gerade wie ihm zu Muthe war, so blies er, und darüber vergaß er, was diese Welt an Noth und Zurücksetzung ihm bot.

„Ich pfeif' was drauf!“ sagte er zu Allem, was ihm beikam; und hatte er keine Arbeit, so blies er Clarinette,

und hatte er nichts zu essen, so blies er Clarinette. Blies aber nicht vor den Thüren, blies auf der Heide, im Walde, und wenn Sonn- oder Festtag war, so blies er recht herzlich und fromm dem lieben Gott sein Anliegen vor. Und der liebe Gott horchte baß auf den Musikanten und ließ ihn hungern.

Nur einmal des Jahres konnte er sich satt essen. Am Frohnleichnamstage war es stets, daß der Herr Pfarrer nach der feierlichen Procession seinen Kirchenmusikanten zu Dank und Anerkennung eine Mahlzeit gab. — Waren aber dem guten Joggel zu dieser gesegneten Stunde durch die vorhergegangene Anstrengung die Lippen stets dermaßen angeschwollen, daß der Bissen allzu große nicht in den Mund gingen.

Von einer anderen Entlohnung der Kirchenmusikanten kann im Dorfe keine Rede sein. — Macht ja nichts, dachte sich der Joggel, ich will nichts und verlange nichts, als das Eine, so mir gebührt. Sie werden mich musikalisch begraben.

Und an keinem Sonntage fehlte er auf dem Chore. Freilich mußte er jetzt Schuhe und Strümpfe tragen, denn barfuß zum Tantum ergo den Takt treten — der Regenschori litt es nicht. Auch die blauleinene Kniehose war durch eine baumwollene Kniehose von dunkler Farbe verdrängt worden. Allein, die gestrickte Schafwollenjacke wollte nicht weichen, und der Hut war derselbe. Das Mundstück seiner Clarinette, sowie ein allfälliges Notenheft trug er stets in seinem Hute, und so hatte er den Schlüssel seiner vielverheißenden Kunst bei sich auf allen Wegen und Stegen.

Es ist in der Pfarrchronik, die der Schulmeister führt, nachgesehen worden: achtundvierzig Jahre und neunzehn Wochen lang war der Clarinett-Joggel Kirchenmusikant gewesen. Dann kam er in das Armenhaus.

Hier lebte er noch eine Weile fort, aber er durfte nicht mehr blasen; die Genossen wollten Ruhe haben. Und als der Joggel endlich starb, wurde er begraben, wie arme Leute eben begraben werden — ein schlechter Sarg, ein einzig Glöcklein, ein paar Vaterunser — aber Musik? — nicht ein Pfiff.

Ei doch. Nachher erst haben die Leute daran gedacht, haben untereinander erzählt: während des Begräbnisses des alten Musikanten sei in der Kirche heller Orgelklang gehört worden, und die Posaunen hätten geschmettert und die Pauken hätten sich gerührt. Und als man nachsehen gegangen, was denn für ein feierlich Fest, sei kein Mensch in der Kirche gewesen, und auf dem Chore hätte Todtenstille geherrscht.

Mag ja sein, daß die Instrumente dankbarer waren, als die Gemeinde. Mag ja wohl sein. Du aber, mein lieber Knöpfeldrachsler-Joggel, sei froh, daß Du von dieser Welt nichts mehr hörst; halt' fein die Ohren zu und schlafe. Ist es Zeit, so wird die Posaune Dich schon wecken, wie geschrieben steht; und dann, Joggel, gehen wir, Du und ich zu Paaren, und die Engelein all' werden uns mit hellem Musikschall in's Himmelreich geleiten!

Der Wiedergetaufte.

Erschütternd ist es, wenn man in kecker Jugendlust lichten Alpenhöhen zujagt, um die Herrlichkeit der Welt zu schauen, und man starrt plötzlich in die Ungründe eines verlornen Lebens.

Die Bergwanderung war beschwerlich, mein Gaumen wollte Wasser. Erst nach mehrstündigem Durst hörte ich das Rauschen einer Quelle; sie sprudelte in einem Fichtenwäldchen, das im entlegenen Felsenkare stand. Aus moosigem Gestein quoll das klare Wasser. Ich sank hin und trank. Wäre ich ein Steinmetz gewesen, ich hätte die Worte in den Felsen gegraben: „Das Wasser ist das Beste auf der Welt."

So sehr die Quelle entlegen und versteckt war, so schien sie doch zuweilen besucht zu werden, es war das Kreßkraut zertreten und am Wässerchen stand ein Schöpfgefäß aus Baumrinde geformt.

Und siehe, als ich noch in der Kühle saß, kam ein Mensch herangeschlichen, der mir für all meine Zeit unvergeßlich ist. Es war ein hagerer Mann mit sonnverbranntem Gesichte und wüstem Bartwuchs. Nichts als ein braunes Lederhemd und eine ähnliche Schürze und einen Hut aus Binsengeflechte und Stiefel aus Baumrinden trug

er am Leibe. Das war eine spärliche Hülle, und dennoch verbarg sie mir den inneren Menschen.

Sein Auge war hohl und unstet, schoß jählings hervor und duckte sich eben so hastig wieder in seine Höhle. In der knorrigen Hand hielt er einen knorrigen Stock. So stand er vor mir.

„Bist durstig geworden?" redete er mich an; seine Laute waren ungeübt.

Mein Gegengruß war sicherlich nicht sehr männlich gewesen, denn der halbwilde Mann sagte nun: „Wirst Dich fürchten vor mir! Magst Du Brot zum Wasser? So gehe mit mir."

Die Furcht schwand, die Neugierde wuchs, ich ging mit ihm.

Er führte mich durch das finstere Wäldchen gegen die Felswand. In der Felswand war eine Spalte, davor lehnten Bretter und Baumrinden, durch Erlenzweige aneinander gebunden. Mein Gefährte kroch durch die Spalte und winkte, daß ich ihm nachkommen möge.

„Da gehe ich nicht hinein," sagte ich leise.

„Wenn Du ein Hasenfuß bist, so kriegst Du auch kein Brot," versetzte er.

Ich schämte mich und schlüpfte durch die Oeffnung. Da war es sehr finster, der Mann führte mich mit seiner harten kalten Hand und drückte mich endlich auf einen Stein nieder, daß ich raste. Dann schob er eine Rindentafel beiseite, und das Tageslicht fiel in die Höhle. Die Wand war rauh und bildete an einigen Stellen Nischen, in welchen mancherlei sehr einfache Geräthe standen. Der Fußboden war mit Tannenreisig belegt. Neben mir auf zwei Steinen lag ein Brett als Tisch; dahinter war ein Haufen von Kieselsteinen

und weiter abseits zeigten glühende Kohlen, an denen ein zugedeckter Topf stand, die Feuerstelle. Ein geschnitztes Heiligenbild war auch zu sehen.

„Das ist mein Haus," sagte der Mann.

„Wo schlaft Ihr denn?" fragte ich.

„Hier ist ein Bett," antwortete er und wies auf die Kieselsteine, „da bin ich vor dem Ungeziefer sicher."

Hierauf legte er mir ein sehr hartes Stück Schwarzbrot vor und sagte: „Gesegne Dir's Gott!"

Ich aß die vertrocknete Rinde nicht ohne Mühe. Er sah es. Dann zog er die Binsenkappe ab, da merkte ich sein graues Haupt.

„Ja," meinte er „es thut Einem gut, wenn einmal wer kommt. Viele Leut' beisammen mag ich nicht sehen, aber Einen allein hab' ich gern. Bist grad so groß wie mein Bruder. Kommst Du von weit?"

„Ich komm' von der Stadt."

Er stutzte, hernach fragte er kleinlaut: „Reden sie noch von mir?" Und nach einer Weil: „Ja, das wirst Du nicht wissen; geschlagen haben sie mich."

Er starrte zu Boden.

Nach einer Weile, als der Sonnenstrahl auf ein schneeweißes Steinchen schien, welches mitten in der Höhle auf dem Reisig lag, sagte er: „Jetzt ist es Mittag. In Zell werden sie zum Gruß der lieben Frauen läuten. Wenn Du gegessen hast, so wollen wir beten."

Hierauf faltete er die Hände und sagte langsam: „Der Engel des Herrn bracht' Maria die Botschaft, daß sie empfangen von dem heiligen Geist! Gegrüßt seist Du Maria!" Dann betete er eine Weile still, und plötzlich wendete er sich zum geschnitzten Bild und rief: „Maria sprach: ich bin eine

Dienerin des Herrn, mir geschehe nach Deinem Worte!" Hierauf ließ sich der Alte auf das Knie nieder und murmelte lange vor sich hin, und endlich sagte er: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt! Gegrüßt seist Du, Maria!" Dann nahm er das Ding von der Wand und küßte es.

„Was habt Ihr da?" fragte ich.

„Sei still," antwortete er. „Das ist die Mutter Gottes. Paß auf, in hundert Jahren wird auf diesem Platze eine große Gnadenkirche stehen, und alle Sünder von der Welt werden kommen, und Allen wird verziehen werden. Auch jene, die mich geschlagen haben, werden kommen, aber denen wird nicht verziehen werden."

Armer, irrer Mann! dachte ich und wollte mich wenden.

„Schon davon gehen willst Du?" fragte er überrascht, „ach ja, auf meinem zerfleischten Rücken schleppe ich es, wie die Erbsünde, und kein Mensch bleibt mehr bei mir."

„Ist es Euch lieb, so bleib' ich noch ein wenig bei Euch," sagte ich, „Menschen, die grau geworden sind und viel gelitten haben, muß man nicht so sehr fliehen."

„Nicht?" versetzte er gedehnt, „nun, gelitten, das hätt' ich wohl."

„Erzählt mir von Eueren vergangenen Tagen, lieber Mann."

„Erzählen," sagte er, „nein, das kann man nicht erzählen. Vor zwanzig Jahren etwa, da war's hier so, wie heut'. Nur war dieses Brot nicht da und Du auch nicht."

Dann hob er den Topf vom Feuer, nahm einen Holzlöffel und aß. „Die Speis' haben mir die Engel vom Himmel gebracht," lächelte er, „gekochte Pilze sind es."

Nach dem Essen faßte er wieder seinen Stab und führte mich aus der Höhle.

Ich bat nochmals, daß er mir aus seinem Leben etwas erzähle; da schritt er gegen den frischen Quell und setzte sich auf einen Stein.

„Wasser muß ich fortweg haben," meinte er hierauf, „mir steigt gern das Blut zu Kopf und mein Gehirn ist auch schwach. Ja, dem Hes ist es grimmig ergangen. — Guck mich an! Schau ich aus wie andere Leut'? Wie der Prinz schau ich aus, der in einen Bären verwunschen worden."

Er biß in die Lippen, und seine Augensterne zogen sich ganz zurück in ihre Höhlen.

„Der Kohlenbrenner da unten, der sagt, seit der großen Kriegszeit wären über zwanzig Jahre vorbei. Ist das wohl wahr? Jetzt schau einmal, zu derselben Zeit bin ich so ein Bursch gewesen wie Du da. Ist mir der erste Bart gewachsen."

Nun hielt er die hohle Hand zur Quelle und fuhr sich damit über die Stirne, daß die hellen Tropfen über sein Gesicht rieselten.

„Ist eine gefährliche Zeit, wenn der erste Bart wächst," fuhr er hierauf fort, „man ist frei ein Narr vor lauter Uebermuth und Heißblut; aber verstehen thut man gar nichts. Bin eines reichen Bauers Kind gewesen. Meine Mutter hat gemeint, ich hätt' das Zeug zum Predigen und Messelesen in mir; aber mein Vater hat gesagt: „Hat mir noch nicht fünf Groschen in's Haus gebracht, und jetzt sollt ich tausend Gulden für ihn ausgeben? Nichts da, der Hes bleibt daheim bei der Düngerfuhr! — Ist daheim verblieben, ist tolllustig gewesen — oder wo lebt der blutjunge Bursch, der nicht freudig ist? Mit einem jüngeren Bruder hab' ich mich um-

getrieben bei den Rehen im Wald und in der Nachbarschaft bei den Mägdelein. — Jählings aber wird's gewendet. Der Amtsbot' bringt einen Brief, der ruft mich zur Rekrutirung. Ja, Du, jetzt schaut die Welt anders aus. Du mußt in ein fremdes Land, mußt hungern und dursten; mußt exerciren des Tages, mußt Dich abrichten lassen, wie ein Hund; mußt Wacht stehen in der kalten Nacht. Mit schwerem Sack und Pack mußt Du wandern in Staub und Sturm und Sonnenhitze. Und ist Krieg, so mußt Du die Hütten plündern und zerstören, in denen Du ausruhen möchtest, mußt todtschlagen .... Endlich trifft Dich selbst die Kugel.

Er schwieg und netzte sich wieder die Stirne.

„Ja," fuhr er fort, „Soldatenleben! Die halben Nächte lang hab' ich gebetet: Maria Mutter Gottes, ich opfere Dir Leib und Seel und tausendmal von Herzen will ich Dich grüßen alle Tag, wenn sie zu Deinen Ehren läuten, nur vor dem Soldatenleben thu' mich gnädiglich behüten! — Verzeih' mir Gott, mein Vater hat eine Handvoll Geld lieber gehabt als seinen Sohn, hat mich nicht losgekauft, gleichwohl ich vor ihm auf den Knieen bin gelegen. Da höre ich, ein Mittel gäb's: das Heiraten könnt' mich retten. — Jetzt, schau mich an, Du hast einen großmächtigen Narren vor Dir; das erstbeste Mädel hab' ich geheiratet und gegen meiner Eltern Willen und zu meinem Verderben. Kehr' die Hand um, sagt das Gesetz: Heirat und Familie ist kein Befreiungsgrund. Der Hes muß zu den Soldaten — gar ist's."

Der seltsame Mensch wusch sich wieder die Stirne, wusch sich lange und ächzte dabei. Dann stand er auf, die dürren Finger in einander geklammert und die Augen fest geschlossen, murmelte er: „Ich hab' mich geflüchtet in die Wildniß. Schergen sind nach mir ausgezogen, sie hätten mich nicht

ertappt, da hat mich mein eigen, mein bluteigen Weib verrathen, ha ha ha, 's ist doch ein Hauptspaß auf dieser —" er biß die Zähne zusammen, zerbiß die „Welt".

„Mit gebundenen Händen, wie einen Spitzbuben, haben sie mich davongeschleift. Zwei Zähn' hab ich mir ausgebissen unterwegs. — Kennst Du die Schmach? — Sie treiben Dich durch Dein Heimatsdorf, vorbei an den guten Bekannten und Verwandten — wie einen Schelm. Kennst Du die Schmach? — Geh', Du hast noch keine böse Stunde gehabt. — In die Stadt haben sie mich getrieben. In der Stadt haben sie mich geschlagen — Jesus, Jesus!"

Er erraffte das Schöpfgefäß und goß sich Wasser über das Haupt, daß es von allen Seiten niederfloß über die grauenhafte Gestalt.

„In zwei Reihen," fuhr er dann fort, „haben sie sich aufgestellt. Jeder mit einer schweren sausenden Ruthe. Mit mutternacktem Rücken bin ich da mitten hindurchgetrieben — zwei-, dreimal hindurch . . . . . Spießruthenlaufen heißt man das Spiel. — Ein Mensch schlägt den andern, und der Himmel bricht nicht zusammen? — Du, ich sag's: Seit diesen Schlägen kann ich mich selber nicht mehr leiden, Tauf' und Chrisam ist verloren!"

Wieder begoß er sich mit Quellwasser.

„Wie ist es weiter geworden, Du guter, armer Mann?" so fragte ich.

„Anders," versetzte der Alpeneinsiedler. „Ehvor die Wunden noch geheilt, bin ich ausgebrochen, bin davon in einer Wetternacht. Bin meinem Weib ausgewichen und meinem Bruder und jedem Menschen. In diese Wildniß bin ich heraufgegangen. Das Haus hab' ich mir gebaut, von Kräutern hab' ich gezehrt, und vom Fleisch der Thiere, die

ich mit der Schlinge gefangen. Nur mit einem Kohlenbrenner da unten, auch schier so schwarz wie ich, bin ich bekannt worden, der hat mir Manches zugeschwärzt. Auch die Mutter Gottes hat er mir gebracht, die Du gesehen hast. Rechtschaffen haben wir zusammen gebetet und geflucht. Allbeid' will uns der Höllteufel haben."

Wieder begann der Mensch, sich mit Wasser zu begießen, so daß ich ihn doch endlich fragte, was er denn damit wolle.

„Der Kohlenbrenner," entgegnete er, „der hat ein Buch, da steht die Geschicht' von den Wiedergetauften drin. Und schau, ich will auch so ein Wiedergetaufter sein. Meine erste Tauf' die ist ja todtgeschlagen mit den Spießruthen. Mit anderem Wasser muß die Schmach abgewaschen werden. — Sie haben auch schon die Sterbglocke für mich geläutet draußen in meinem Dorf, haben mich für todt gehalten, weil mich gar die Häscher nicht mehr gefunden. Aber ein Gemsjäger hat mich einmal gewahrt, hat mich wollen mitschleppen hinab zu den Leuten. Bin nicht gegangen. Darauf sind meine Verwandten gekommen; ich hab' mich vor ihnen verkrochen zu hinterst in die Felsen. Mir graut vor den Leuten. Ich will da verbleiben im Gestein bis zur zweiten Taufe. Von da hab' ich nicht weit in den Himmel hinauf. — Aber mein Bruder" — fuhr er fort, „aus dem ist nichts geworden. Der ist bei den Soldaten, soll in Welschland gewesen sein und soll gerauft haben. Heut' hätt' er ein goldenes Kreuz auf der Brust, wär' längst schon frei, geht Dir aber gar nicht mehr weg von den Soldaten. — Kannst es glauben, es ist bitter für mich."

Ich stutzte; — schien mir doch plötzlich, als spräche eine bedeutsame Stimme aus dem Munde des Irren.

„Armer Freund," sagte ich, „recht mögt Ihr denken, aber dieser Welt seid Ihr einmal ein kranker närrischer

Mann; das ist nicht zu ändern. Das beste ist doch, Ihr kommt wieder mit mir hinab zu den Menschen, in das Haus, wo Ihr geboren worden, wo Eure Eltern gewaltet und Euch geliebt haben. Wo die Wiege des Kindes gestanden, dort ruht sich's für den alten Mann am besten."

Jetzt verbarg er sein Antlitz in das Moos und schluchzte: „Sei still und führ' mich nicht in Versuchung! — Ich mag nichts mehr von dieser Welt. Meine Stunde wird bald kommen, ich gehe zu Jesus und Maria. Nur mit meiner Seel' möcht' ich voreh in Ordnung sein. Du bist noch jung," hier faßte er meinen rechten Arm, „sag' mir, hat diese Hand schon wen geschlagen?"

„Diese Hand," entgegnete ich, „hatte schon manch' ein Stück Arbeit verrichtet, aber geschlagen? Nein."

„Gott sei Dank!" versetzte der Einsiedler aufathmend, „so thue mir jetzt das christlich' Werk, nimm mit dieser Hand das Gefäß, fülle es mit Wasser und taufe mich."

Ein seltsames Gemüth geht seine seltsamen Wege. Ein krankes Herz muß man laben mit dem, wonach es dürstet. Ich faßte mit meiner rechten Hand das Schöpfgefäß aus Baumrinde, füllte es mit Wasser und sagte: „Du gute Seele, so taufe ich Dich im Namen Gottes."

Er war auf die Kniee gefallen, ich goß das Quellwasser über sein graues Haupt.

Da war es einen Augenblick sehr still, nur der Wind sauste oben in den hohen Felsen.

„Jetzt bin ich erlöst!" rief plötzlich der Einsiedler und umfing meine Kniee, „jetzt ist die Last von meinem Rücken. Dir lohne es Gott, Menschenbruder, Dir lohne es Gott!"

Rief's, sprang auf und eilte durch den Wald der Felswand zu. —

Das ist die Geschichte von dem Wiedergetauften. Noch im selben Sommer wurde der arme irre Mann todt an der Quelle gefunden. Sie trugen ihn hinab auf den Kirchhof des nächsten Alpendörfchens. An der Quelle aber steht heute ein Kreuz aus nacktem Tannenholze. Die Geschichte von dem unglücklichen Manne hat sich verbreitet. Zuweilen ein Alpenwanderer steht davor still; vielleicht selbst manch' ungerechten Schlag auf seinem Leib oder in seiner Seele tragend, denkt er mit Wehmuth an die Geschichte von dem Wiedergetauften.



Der Seelen-Erlöser.

Im Kärntnerland, am Ossiacher See war's. Abendlich still und kühl war die Landschaft, auf den Matten der hohen Gerlitzen lag noch das gelbliche Licht der Sonne. Ich war am Ufer des Sees entlang gekommen bis zu dem kleinen, waldschattigen Ort, der genannt: das Heidengestade, weil einst alldort die letzten Heiden erschlagen worden sein sollen. Der Volksmund hat aus dem „Heidengestade" keck die Benennung „Heiligenstadt" gedrechselt, obwohl der Ort mit den drei Häusern und der kleinen Kirche nichts weniger ist als eine Stadt, und darin auch, wie mir ein Einheimischer versicherte, von der Heiligkeit nicht gar viel zu verspüren sei.

Ich ging in Heiligenstadt einer Fischerhütte zu, die am Ufer des spiegelglatten, weiten Sees stand, und fragte dort an, ob ich nicht könnte an das jenseitige Ufer gesetzt werden, um den Bahnhof von Ossiach zu erreichen, noch ehe die Nacht einbreche.

Noch heute liegt es wie ein warmer Sonnenblick auf meiner Seele, wenn ich an die Herzlichkeit denke, mit der ich in der Hütte empfangen wurde. Drei ältliche Leute waren da, der Fischer, sein Weib und seine Schwester. Alle Drei zeigten sogleich die größte Theilnahme für mein Anliegen

und beriethen in den lebhaftesten Stimmen und Geberden, auf welche Weise ich am sichersten und bequemsten über den See kommen könnte. Als ich um ein Glas Wasser bat, merkten sie, daß ich Erquickung bedürfe, und geschäftig eilte die Fischerin um Milch und Butter, und der Fischer brachte einen mächtigen Brotlaib herbei, und endlich kam seine Schwester auch mit dem Wassertopf herangehumpelt und entschuldigte sich gar verlegen, daß sie kein ordentlich Wasserglas hätten, und mir einen so ungebührlichen Topf vorsetzen müßten. Ich aß und trank mit großer Neigung, und die Leutchen sahen mir zu und schienen schier selbst dabei gesättigt zu werden, so wohlwollend und fröhlich guckten sie drein. Das waren biedere Leute. Da waren sie arme, blutarme Fischer, die verlassen und vergessen sind auf der Welt, die so selten eine Gutthat zu üben vermögen und noch weniger eine solche empfangen. Draußen ist die große, reiche, vornehme Welt, die weiß nichts vom einsamen Fischerhaus, sie braucht es nicht und beachtet es nicht, und seit hundert Jahren steht die Hütte am Ufer, und der Großvater und der Vater haben darin gelebt ein armes, mühevolles Leben, und Alles ist vergangen und es war wie nichts, und so ein Fischerhaus mit Allem in ihm ist wie verloren und wie vergraben. Und auf einmal geht die Thür auf und ein fremder Mann tritt ein; er ist von der weiten Welt, er ist verbunden mit dem Ganzen, das die Welt heißt; und nun sitzt er da auf dem rauhen Block, auf dem der Großvater im Märchenerzählen zur Ewigkeit entschlummert war, und nun kann ihm die Hütte ein Dach geben und kann seinen Hunger und Durst stillen, und sie, die liebe arme Hütte hat in ihren alten Tagen Anwerth und Bedeutung.

Vielleicht mochte den guten Menschen so zu Muthe gewesen sein. Mein Geldstück, das ich ihnen reichen wollte, wiesen sie verlegen zurück und meinten, wenn ich schon ein paar Kreuzer geben wolle, so möge ich sie dem Luidle geben. Der Luidle würde mich über den See rudern. Der Luidle sei der Bruder des Hausvaters und müsse beim Hause verpflegt werden. Er sei ein Hascher und könne sich die Dinge im Kopfe nicht ordentlich zurecht legen; es sei ihm nicht gegeben und so könne er selbstständig sein Brot nicht erwerben. Aber des Ruderns wegen könne ich mich dem Luidle schon anvertrauen, da sei er verläßlich; er sei oft ganze Tage und Nächte auf dem Wasser, habe es auch schon mit bösen Wettern aufgenommen, sei ihm nie etwas passirt. In einem Stündchen hätte er mich drüben; ihm möge ich die paar Kreuzer geben.

Hätte mich nicht mein Reiseplan noch an demselben Abende nach Villach gerufen, ich wäre am liebsten in der Hütte geblieben und hätte mich geatzt an der Biederkeit und Herzinnigkeit dieser Menschen.

Der Hausvater selbst ging das Fahrzeug flott zu machen. Gar einladend war dieses just nicht; die Wände hielten nicht mehr ganz niet- und nagelfest, waren zum Theile auch schon durchmorscht, und aus dem Boden gab's viel Wasser zu schöpfen. Ich drückte mein Bedenken nicht aus, aber der Alte mußte mir's ansehen. „Ist gar nicht gefährlich,“ sagte er, „ist ein gutes Schinakel. Das hat zu unserem Hochzeitstag mich und mein Weib von Ossiach herüber geführt.“ Ich fragte, wie lange das schon her sei, da antwortete er, daß er das nicht genau wisse; es sei wohl auszurechnen, ihr ältester Sohn sei jetzt im dritten Jahre beim Militär.

Als nun der Kahn in Bereitschaft war, wurde der Luidle herbeigerufen. Der kam in seinem grauen, halb zerfaserten

Leinengewand dahergetorkelt. Die Hände gingen ihm, wären sie nicht am Ellbogen eingezogen gewesen, fast bis zu den Knieen hinab und die Kniee drohten jeden Augenblick einzuknicken; da sah ich's wohl, der Mann war nicht für das trockene Land gemacht. Am Halse hatte der Luidle einen Zwillingskropf, der besorgte strenge die Censur der Worte, wenn welche herauf wollten, und stumpfte die scharfen, schneidigen Accente ab und strich ganze Silben weg. Die Augensterne des Mannes waren so geartet, daß sie sich allbeide gerne der Nase zudrängten, und die Wangen waren eingefallen und hatten weiße Bartstoppeln.

Als er mich sah, zog er seinen schwarzen Strohhut ab und schien zu überlegen, ob er mir die Hand küssen oder irgend eine andere Auszeichnung anthun sollte. Zuletzt, als er in das Fahrzeug stieg, fiel er schier selbst in's Wasser, was ihn schmunzeln machte, weil eine nasse Fahrt dem Fischer Glück bedeute.

Ich hatte vorgehabt, den guten Fischersleuten zum Abschiede meinen allerbesten Händedruck zu geben; nun aber stieß mein Schiffer ab, und der Kahn glitt vom Ufer, und wie ich die Hände auch noch zurückstreckte zum Fischer und den beiden Frauen, es war kein Erreichen mehr; da deuteten wir es in die Luft hinaus: „Behüt' Gott! behüt' Gott!" Die Sonne auf der hohen Gerlitzen war verloschen, dunkel war die Fläche des Sees, und nur die Furche, die der Kahn zog, war wie ein silbernes Kettenband Ueber Heiligenstadt dämmerte der schwarze Wald; dort in der Ferne stand der weiße Würfel des Klosters Ossiach; über den Bergen im Westen zogen goldig leuchtende Wolkenstreifen.

Ein unterhaltliches Wort auf der Wanderschaft ist nie von Uebel. So fragte ich meinen Begleiter: „Kennst Du

die Geschichte vom polnischen König, der einen besoffenen Priester am Altare niedergestochen hat, zur Sühne dieses Frevels nach Rom pilgern sollte und unterwegs im Kloster Ossiach unerkannt als armer Laie verblieb bis an sein Ende?"

„Den hab' ich erlöst," versetzte der Alte geheimnißvoll, „der wär' verdammt gewesen, in die neunte Hölle hinunter verdammt, zuweg, weil er nit zum heiligen Vater ist gangen, weil er dahier verblieben ist und keine Verzeihung gehabt hat. Auf die Meinung, daß der Polenkönig sollt' erlöst werden, hab' ich drei Jahr lang keinen Traum ausgesagt. Und wie die drei Jahre vorbei, ist mir der König erschienen mitten in der Nacht, hat ein schneeweißes Kleid tragen, hat gesagt: Du hast den Abbruch than, hast drei Jahr lang die allermerkwürdigsten Träume verschwiegen; das ist ein gut Werk allerwege. Jetzt bin ich erlöst. Aber noch zwei andere Seelen sollst Du erlösen, eh' Du den vergrabenen Schatz wirst finden."

„Du suchest nach einem vergrabenen Schatz?" fragte ich, um ein wenig näher mit dem Geistesleben des alten Fischers bekannt zu werden.

Der ruderte baß und entgegnete nichts auf meine Frage. Endlich hielt er ein, daß das Schiffchen still hinzog auf der Fläche, sah mich an und versetzte strahlenden Auges: „Die zweite Seel' hab ich auch schon erlöst. Mein Aehndel ist auf dem Sitzblock in der Stube beim Geschichtenerzählen jählings verstorben. Ohne Beicht und Oelung ist er dahin gefahren, und darauf ist er mir oft gekommen in die Dachkammer hinauf zu meinem Bett, er thät bitterlich leiden in der heißen Gluth; ich sollt so barmherzig sein, sollt vom Sitzblock herunter neun scharfe Splitter schneiden und in meine Schuhsohlen legen. Fünf Jahre und darüber bin ich gegangen auf

den Splittern vom Sitzblock, da ist mir der Aehndel wieder erschienen, hat ein weißes Kreuz gehabt auf der Brust und neun blutige Splitter daran, hat freundlich gelächelt und gesagt: Zu tausendmal dank Dir Gott, Du hast mich erlöst. Jetzt geh' und such' die dritte Seel', daß Du den vergrabenen Schatz magst finden."

Wenn es solch ein Wasser regnet, da schießen Einem die Gedanken auf wie Pilze; Leutverbesserungsgedanken, ich hätte sie nicht aussprechen sollen. Aber ich that den Mund auf und redete.

„Luidle," sagte ich, „Du bist kein Halbnarr. Du redest nur so. Der polnische König ist vor vielen hundert Jahren gestorben. Wie ihm jetzt geschieht, das weiß ich nicht, weißt Du nicht; aber ihm geschieht genau, wie er es verdient hat, darauf können wir uns verlassen. Ob Du Deine Träume aussagst oder nicht, das kann ihm weder nützen, noch schaden.

„Und Dein Aehnl, wenn er gestorben ist, so hat Gott mit ihm abgeschlossen, das weißt Du von der Predigt her. Ob Du Holzsplitter oder Baumwolle in Deine Schuhe thust, davon verspürt er nichts mehr. Du allein verspürst die Splitter und Du hinkest herum und leidest, und der Herrgott lacht Dich aus, daß Du so albern bist. Habe des Tages keine hirnverrückten Gedanken, so wird Dir kein Geist mehr erscheinen, hättest auch selber keinen bei Dir. — Und gehst Du auch mit dem Gedanken um, arme Seelen zu erlösen, so thust Du es nicht den Seelen zulieb, Du thust es des vergrabenen Schatzes wegen. — Siehst Du, so steht's und ich weiß es, Luidle, Du bist kein Halbnarr, Du redest nur wie einer. Im Geheimen bist Du gescheiter als wir all' mit einand."

So sprach ich und merkte nicht, daß ich selbst den Seelen-Erlöser spielen wollte.

Der Luidle hatte das Ruder niedergelegt und starrte mich entsetzt an.

„Wer sollt' sich so was vom Luidle denken," murmelte er, „jetzt führt er einen Heiden über den See! — Etwan schickt ihn Gott zu mir, daß ich ihn bekehre und erlöse. Das wär' die dritte Seel', und den Schatz kunnt ich heben."

Es war schon dunkel; wir standen mitten auf dem See; gegen Sonnenuntergang hin hatte ich einigemale wetterleuchten gesehen. Da ich merkte, mein Begleiter stelle die Arbeit ein, wollte ich das Ruder erfassen. Aber der Alte haschte es mir vor der Hand weg und rief: „Oho!"

„Ich bin schon an die fünfzig Jahre auf dem Wasser," sagte er hierauf und röchelte dabei, „aber eine so schauderhafte Red' hab ich noch nit gehört, 's ist wohl wahr, was der Pfarrer sagt, 's thät' so viel Ketzer geben auf der Welt; Du bist einer. Der See ist gut christlich gewesen seit eh vorzeit; der kann Dich verschlingen. Aber 's darf nit sein, daß Deine Seel' zugrund geht; ich erlöse sie bei lebendigem Leib. Mensch, Du fährst in Deiner Verblendung in die neunte Hölle hinab."

Ueber der Villacher Alpe donnerte es leise; schwül und still lag's über dem See; im Boden des Kahnes sickerte das Wasser. Ich sah die Gefahr, und ich war einem fanatischen Narren übergeben. Das waren keine erfreulichen Zustände. Sollte ich dem unthätigen Alten das Ruder mit Gewalt aus den Händen ringen? Das konnte die Gefahr nur erhöhen; das Fahrzeug schwankte bei jeder leisen Bewegung. Da überlegte ich rasch: mit einem Narren ist nichts anzufangen; laß Dich flugs erlösen, auf daß Du in's Trockene kommst. „Du wirst

schon recht haben, Luidl," versetzte ich geschmeidig, „ich will Alles gern glauben und mich sofort nach Deiner Lehre von der ewigen Verdammniß erretten. Aber nur das möchte ich wissen, ob Du wohl gewiß recht daran bist; ob Dich der Geist nicht belogen hat, ob Du den vergrabenen Schatz wirklich finden wirst. Zu tausendmal, Luidle, wünsch' ich Dir den Schatz, und ich will zu Gott beten, daß Du ihn erlangest. Nur wissen möchte ich's, ob's wahr ist; nachher bin ich für mein Lebtag bekehrt, kannst Dich verlassen drauf."

Da war er ganz glückselig, er haschte nach meinen beiden Händen und hauchte: „Du liebe Seel'! Du liebe Seel'! — und morgen in der Früh heben wir den Schatz — ich weiß' schon. Willst morgen zu Sonnenaufgang bei der Ruprechter Kirchen sein — bei der katholischen aber und nit bei der lutherischen; dort bei der Freithofthür wirst mich finden."

Mit erneuter Kraft handhabte er nun das Ruder; und es war hohe Zeit, das Gewitter kam näher und das Wasser wurde bereits unruhig.

Als wir landeten, war es finstere stürmische Nacht. Ich gab dem Luidle ein Silberstück; er wog es in der Hand, blickte mich verwundert an und sprach: „Du bist reich!" Ich glaubte, ihm sei das Geldstück zu gering, „da ich reich sei," und legte noch ein zweites dazu. Da rief er: „Herr, führ' uns nicht in Versuchung! Ich hab' noch nicht gegraben und — der giebt mir den Schatz in die Hand!"

Hastig sprang er zurück in das Fahrzeug, stieß es vom Ufer ab und ich sah nichts mehr von ihm; ich hörte nur das Rauschen des Sees.

Doch, er hätte es schon oft mit bösen Wettern aufgenommen, erzählte mir sein Bruder; so eilte ich beruhigt dem Bahnhofe zu.

Mir hatte in derselben Nacht im Gasthofe zu Villach viel geträumt; aber ich habe mir vorgenommen, drei ganze Jahre lang all' meine Träume zu verschweigen.

Für den andern Tag hatte ich einen Ausflug in das Treffenthal vor. Der Weg dahin führt an Sanct Ruprecht vorüber; als ich an der Kirche hinging, hörte ich pfeifen; der Luidle war's, er rief mich. Er hielt hinter seinem Rücken eine kleine Haue versteckt. Ich hatte an die verabredete Zusammenkunft kaum mehr gedacht. Indeß schlägt man eines solchen Abenteuers willen gerne das Treffenthal in den Wind. So ein Seelen-Erlöser und Schatzgräber begegnet Einem nicht alle Tage, und heute konnte mir der Mann doch nicht so leicht mehr gefährlich werden. Ich beschloß, mich mit dem alten Luidle auf das Schatzgraben zu verlegen — ich hatte es gestern ja selbst gewollt.

Der Luidle war sehr feierlich gestimmt; er hatte ein papierenes Amulet über der Brust hängen und einen Rosenkranz um die rechte Hand gewunden. Er führte mich aus dem Ort hinaus, und als wir auf der einsamen Weide standen, vertraute er mir, daß er den Schatz nun wohl wisse; er habe es gesehen, wie der Häusler Sepple vor ein paar Tagen mit Strick und Spaten den Schatz habe heben wollen, wie er aber beim Graben verscheucht worden und mit leeren Händen den Berg herabgekommen sei.

Der Alte war so aufgeregt, daß sein Athem fast zum Pfeifen und seine Worte zum Röcheln wurden. Er schnaufte und hastete voran, er führte mich empor durch den Wald gegen die Ruine Landskron.

Hoch und stolz ragt die Ruine über den Tann empor; das ist ein alter Ritterhort, dahinein hat in alter Zeit sich mancher Kauz geflüchtet mitsammt seinem Schätzlein; ob das

Schätzlein nun von Fleisch und Blut war, oder von Silber und Gold. Im ganzen Lande weiß man es, daß in der Ruine Landskron ein Schatz vergraben liegt, und der Häusler Sepple hätt' ihn vielleicht gehoben, hätt' er drei Seelen erlöst gehabt.

Indeß, der Luidle wußte die Stelle, wo der Sepple gegraben, ganz genau; aber mitten im Gestrüppe des Burggrabens blieb er stehen und fragte mich, ob ich's ehrlich meine und für alle Zeiten bekehrt bleiben wolle, wenn er den Schatz fände.

„Freilich, freilich!" sagte ich.

Wir wanden uns durch Dickicht, wir krochen über Gestein. Ich pflückte Haselnüsse und knackte sie auf; da warf mir der Luidle vor, ich sei leichtsinnig und ließe mir die Sache nicht genug angelegen sein. So knackte ich denn keine Haselnüsse mehr, sondern schlich still hinter meinem Führer her, bis er plötzlich an einer sehr abgelegenen Stelle hinter dem Gemäuer still stand. Er senkte seine Haue zu Boden und hub an zu beten. Er küßte das Amulet und rief die drei Seelen an, die er erlöst hatte. Nun, die meine war gleich zuwege; die war außerordentlich neugierig, was da nun kommen sollte. Das Gestrüppe war theils zertreten, theils geknickt, und vor Luidle's Füßen war die Erde ein wenig aufgewühlt. Da war es offenbar, wo es der Sepple versucht hatte.

Der Luidle beschrieb mit der Haue einen Kreis um die aufgelockerte Stelle und um uns Beide; dann bekreuzte er sich, starrte zu Boden, und seine Augensterne allbeide versteckten sich schier hinter das Nasenbein. Eine gute Weile stand er so; wahrscheinlich erforschte er sein Gewissen und rechnete ab mit seinem Gotte. Endlich begann er zu graben. Die Erde war locker; hastig und hastiger grub er. Er freute sich auf

den Schatz und auf meine Bekehrung; ich mich auf die seine. Doch wahrhaftig, der Menschen Geschicke sind wunderbar. Luidle's Haue kam an's Ziel — ein Hund lag in der Grube.

Das Thier gehörte wahrscheinlich dem Häusler-Sepple, der nach der Bestattung leer den Berg herabgekommen war.

Der Luidle war blaß wie die nahe Mauer; einmal nach rechts und einmal nach links blickte er, dann huschte er die Lehne abwärts durch das Gesträuche — und seither habe ich ihn nicht mehr gesehen.

Der erlöst sicher noch ein paar Dutzend arme Seelen, bis er den vergrabenen Schatz der ewigen Ruhe gefunden hat.



Der Fünfguldenwirth.

Ein besseres Einkehrhaus kann es nimmer geben, als das Fünfguldenwirthshaus in Katzenbach.

Wenn sonst der kräftige Holzschläger eine ganze geschlagene Woche schlagen mußte, um sich im Walde fünf Gulden herauszuschlagen, so ging es im Wirthshaus zu Katzenbach auf Einen Schlag. Und buchstäblich auf Einen Schlag.

Die Sache läßt sich so erklären: Der Katzenwirth ist ein seelenguter Mann; in guten Tagen bereitet er die heilsamsten Harzsalben für die Wunden, die er in bösen Stunden seinem Weibe schlägt. Und die Frau Wirthin nimmt die böse wie die gute Zeit ergeben hin, wie es auch uns Allen ist vorgeschrieben.

Der Katzenwirth kann nichts dafür, daß er sein rothes Blut nicht einzudämmen vermag, wenn es aufwallt und gischtet, wie das Wildwasser des Katzenbaches. Wenn ihn was aufbringt, so wird er zornig, und wenn er zornig ist, so schlägt er drein. Und die Frau Wirthin achtet nur, daß ihr die Faust nicht in's Auge fliegt.

Anders freilich ist's bei Gästen. Die sind gewöhnt im Wirthshaus, wo hinein sie ihr Geld tragen, nur Gutes zu genießen und frei und lustig dabei zu sein. Wenn dann was Uebles kommt, so sind sie sehr verblüfft.

Anfangs, da thut der Wirth harmlos mit, es ist ein lustig Singen, ein heiter Wortgefecht über dies und das, wie es Gott in die Welt gesetzt und die Menschen gebogen haben. Der Wirth ist Stammgast in seinem Hause und wird warm, wird lebhaft, wird hitzig. Da kitzelt ihn jedes spitze Wörtchen, er fühlt lauter Distelstiche, jedes schneidige Wort ist ihm ein boshaft Dörnlein; sein rothes Blut wallt und wogt und wüthet — kehr' die Hand um, so sitzt Fünffingerkraut auf des Gastes Angesicht.

Bricht dann das Wetter los: „Du Wirth! Kreuzmordsacrament! Schlag' Du Deine Leut'!"

„Freilich, ja, thu's ohnehin auch," meint der Wirth durch die Entladung besänftigt und wieder bei Humor.

„Klagen geh' ich Dich, Du vermaledeiter Waldbär; ein halb Jahr Sitzen kostet's, dafür steh' ich gut!"

„Ja, wenn's Dir nicht recht ist," meinte der Wirth, „so mach' Dich bezahlt; hau' wieder zurück!"

Aber der Gast haut nicht zurück; er weiß recht gut, daß man mit dem Gegenstreich sein Recht todtschlägt. Er will klagen.

Da tritt den Wirth die Angst an. Die Leidenschaft ist vorbei, das Blut gekühlt; nun kommt das „Sitzen".

Sitzen oder ein gut Stück Geld zahlen, so muß es kommen; er weiß es, hat's erfahren, drei ganze Jahre seines Lebens hat er schon versessen im Arrest, zwei Paar Ochsen — wenn er's berechnet — hat er verhaut, seinen Gästen, statt ihnen dieselben auf den Tellern vorzusetzen, rein an die Backen geworfen.

Um der unausweichlichen Sache möglichst gelinde zu begegnen, zieht der Mann nun seine Brieftasche hervor: „Geh', Vetter, wegen so einem Tatscherl da wirst Dich nicht

aufhalten. Zahlt sich hell nicht aus, daß Du deswegen zu Gericht läufst und die Stiefel zertrittst. Da sind fünf Gulden, die gehören Dein; und was die heutige Zech anlangt, so reden wir nichts davon. Nachher, Vetter, sind wir wieder auf gleich."

Der Vetter — wenn er auch eine geschwollene Wange hat, schmunzeln kann er doch noch — steckt die fünf Gulden ein. Und etwan sitzt er darauf noch eine Weile in der Schenke, sucht wieder ein lebhaft Gespräch anzuknüpfen, so ein hitzig Wortgefecht, denn — auf der andern Wange hätte noch Fünffingerkraut, in seinem Beutel noch ein Fünfguldenschein Platz. Aber der Wirth giebt jetzt in Allem recht und schleicht, ehe ihm das Blut wieder anhebt zu jucken, schön sachte zur Thür hinaus.

Ein andermal vergißt er sich aber doch wieder.

In der Gegend giebt es arme Häusler. Das Weib klagt: „'s ist kein Brot im Haus, 's ist kein Geld im Haus, nichts als große Sorge und kleine Kinder!" — Da sagt der Mann: „Nu, nu, wer wird denn verzagt sein! 's lebt ja der Herrgott noch und der Katzenwirth. Zum Wirth geh' ich, bin gleich wieder da; sei so gut, Weiberl, richt' mir dieweilen ein Pechpflaster."

In's Wirthshaus geht er, der Lump, während daheim die Noth ist? Aber er vergißt der Seinen nicht. Ein Glas um's andere leert er aus, der Wirth hält gleichen Schritt. Beide werden lebhaft, es kommt zum Wortstreit, Händel giebt es. Mit vollen Backen und Beutel kommt der Häusler zurück.

Mancher Holzhauer ist lässig geworden, liegt die Woche hindurch unter dem Schatten des Baumes, den er fällen sollte. Aber am Sonntage geht er zum Katzenwirth, hebt Händel an.

So ging die Sache lange fort, und ist der Eingangssatz dieses Capitels endlich erklärt.

Dem Katzenwirth fiel es schließlich auf, daß in seinem Hause so häufig Händel waren, ohne daß aber nun viel Klagen und Gerichtsunannehmlichkeiten vorkamen. Immer und immer leichter schlichteten sich seine Handgreiflichkeiten durch Fünfguldenscheine. Nun durchsah er das Ding und ahnte, worauf es seine werthen Gäste gemünzt. Er nahm sich fest vor, durch keine Anfechtung sich mehr verleiten zu lassen, hingegen aber einmal ein Allotria anzustellen, das den Gästen keinen Groschen, aber was Anderes eintragen sollte. — Doch, mit Vorsicht, Katzenwirth!

Da war einmal Sonntag. Das Wirthshaus war voll von Bauern und Waldleuten. Der Wirth schenkte tüchtig ein, trank aber auch selbst einen frischen Tropfen. Was, er läßt es nicht? — „Und zum Branntweinsaufen hebt er auch schon an!" munkelten die Leute untereinander.

Der Wirth hatte aber frisch Wasser in seinem Gläschen. Bald hub Einer oder der Andere mit ihm zu „warteln" und zu sticheln an. Aber heute verstand er einen Spaß und lachte zu Allem. Er gab lustige Schwänke zum Besten und war und blieb überaus heiter. Dabei wußte er für jeden was Besonderes. Dem Peter theilte er mit, was der Paul über ihn gesagt; dem Paul vertraute er, was der Peter von ihm gesprochen; dem Thomas erzählte er, wie der Peter und der Paul über ihn losgezogen. — Inzwischen kam immer Wein, starker — billiger Wein. Der Katzenwirth kann, wenn er will, seine blecherne Katz' draußen über der Thür mit Ducaten vergolden, der zahlt heute Alles.

Einen so billigen Rausch zu trinken, giebt's selten Gelegenheit. Die Leute griffen zu und waren nicht blöde. Bald

wurden sie laut, warm, heiß, und immer noch versuchten sie's mit dem Wirth. Es war umsonst.

Indeß aber stichelte der Peter schon auf den Paul, zankte der Thomas mit dem Peter, bespöttelte den Paul u. s. w. Aus dem Zanken wurde ein Schimpfiren, aus dem Sticheln ein Stechen, aus dem Spotten ein Fluchen. — Dann ging's los.

Der Wirth schmunzelte bei sich, jetzt grünte sein Klee.

— Die Stuhlfüße und Fensterscheiben, die zugrunde gingen? — Ei was, allzusammen kostet es nicht fünf Gulden. Gerne hätte der Wirth mitgeholfen; in seinen Fingern zuckte so etwas. Hat sich aber doch überwunden. Und dennoch war das Ende anders, als er wohl vermeint.

„Der Wirth ist auch so ein Händelstifter!" rief plötzlich der Peter aus dem Lärm hervor.

„Und heut' will er den Friedfertigen spielen, der Heuchler!" schrie der Paul.

„Gehetzt hat er uns! Haut ihn!" polterte der Thomas. Und so sind sie über ihn hergefallen.

Später saß der Katzenwirth still in der Kammer, wo die weißen Ziffern stehen auf der schwarzen Tafel. Sein Antlitz sah aus wie der aufgehende Vollmond. Hätte er auch sich „das Stück zu fünf Gulden" berechnen lassen können, seine Backen würden ein nennenswerthes Capital repräsentirt haben.

Und fragt ihr die Fürsehung, warum die doch so löbliche Selbstbezähmung ein so schmachvoll Ende genommen? Die Antwort wird sein: Seht euch seine Schadenlust an; das Geschick ohrfeigt Jeden, der es verdient. —

Seit jenem denkwürdigen Tage war in Katzenbach das Fünffingerkraut außer Cours gekommen. Der Wirth hatte durch die tiefempfundenen Eindrücke jenes Tages gelernt, sich

selbst zu beherrschen, was ihm und seinem Geldbeutel sehr wohl bekommt. Seine Wangen sind längst wieder in ihrer ebenmäßigen Gestalt, und dennoch ist von den bösen Geschichten etwas verblieben, woran auch einige Glieder der Nachkommenschaft noch zu beißen haben werden. Das Katzenwirthshaus heißt „beim Fünfguldenwirth". — In seiner Gaststube habe ich unter dem Schutze Gottes diese wahrhaftige Geschichte aufgeschrieben.



Der Samer-Sim.

Es ist doch recht schmeichelhaft für diese Welt, daß Keiner aus ihr hinaussterben will. „Das Sterben, das spar' ich mir bis zuletzt," sagt ein Volkswort, aber wenn dieses „zuletzt" kommt — es kommt zu früh. Die Jungen möchten alt werden, die Alten möchten sich am Sonnenlichte ein Jährchen oder zweie noch erfreuen; der Gesunde möchte leben, der Kranke gesund werden; der Arme möchte sich erst Schätze erwerben, der Reiche sie genießen; der Todtengräber hängt mit denselben Stricken am Leben, als die in Weltlust badende Tänzerin auf der Bühne. Der Familienvater will leben, um der Seinen Glück zu gründen und sich daran zu laben. Dem einsamen Junggesellen oder Hagestolz ist es schon gar bitter, von der Erde zu scheiden, denn er weiß, er läßt keine Spur zurück, er ist mit seinem letzten Athemzuge verweht und vertilgt — wahrhaftig gestorben.

Denen aber der Tod nicht zu früh kommt, denen kommt er — zu spät; sie wollten ja sterben, wenn's nur schon — geschehen wäre. Es liegt ihnen am Leben nichts, aber ihnen graut vor dem Todeskampf.

Zu diesen Letzteren gehört auch der Samer-Sim. Dem kann am Leben freilich nichts liegen, er ist im Dorfe der

Einleger. Vor Zeiten hat er mit einem Maulesel Kornsäcke über's Gebirg gesäumt; den Namen hat der Sim noch davon, aber sonst auch gar nichts. Er weiß, wie der Hunger schmeckt und wie der Frost in den Gliedern bohrt; weiß wie die Gicht thut und wie böser Leute Spottreden und geiziger Leute Nachreden klingen. Er weiß auch, daß nichts Besseres für ihn mehr kommen wird, daß er nichts mehr wünschen darf, daß er Zeitlebens der Schuhhadern des Dorfes sein wird — aber nur leben, nur leben, lange leben, immer leben — nur nicht sterben.

Der Samer-Sim meidet den Friedhof, der außer dem Orte liegt, aber auch den Weg dahin; er thut oft einen halbstundenlangen Umgang, nur um den Friedhofsweg nicht zu kreuzen. Vor Leichen fürchtet er sich, wie vor der Pest, und es geht ihm, wie Allen, die selten Leichen sehen und also glauben, was ihnen die Einbildung vormacht, daß nämlich die Todten so grauenhaft zu schauen wären.

Am Ende des Dorfes steht eine Wirthskeusche; diese ist dem Sim der liebste Ort; nicht als ob er den schlechten Krätzer, den man in der Keusche haben kann, gerne tränke, sondern weil der Wirth ein Geschichtenbuch besitzt. In diesem Buche steht die anmuthigste Geschichte, die der Sim je gehört hat, die Geschichte von dem ewigen Juden — das ist der Mensch, der nicht stirbt.

Beim Wirth sitzt zuweilen auch der Bader des Ortes, ein Spaßvogel. „Ja, mein Lieber," sagte der eines Tages zum Sim, „letzthin hätt's den Mann doch bald getroffen — nu, wie lang mag's sein, Hirschenwirth, daß der ewige Jude bei Dir da vorbei gegangen ist?"

„Je," antwortete der Wirth, auf den Scherz eingehend, „das wird sein höchstens sechs Wochen — nit länger. Hat

bei mir eingekehrt; just da auf der Ofenbank, wo der Sim sitzt, ist er gesessen.

„Ja, schau," fuhr der Bader zum alten Sim gewendet fort, „und da hat der Mann unvorsichtiger Weis', wie er schon von seinem ewigen Herumvagabundiren erhitzt ist, ein Glas von Hirschenwirth's Vierziger getrunken. Augenblicklich hat er auch das schauderlichste Bauchgrimmen gehabt, und Krämpfe dabei, wie mir erzählt ist worden — hat schon Alles gemeint, 's wär' das letzt' End' mit dem ewigen Juden."

Der Hirschenwirth stutzte, als er die Spitze des Scherzes nicht gegen den Sim, sondern gegen sich selber gekehrt sah. — Na wart, Bader — dachte er — Du kriegst mir auch Eins.

„Ja, ja," bekräftigte der Wirth dem Sim gegenüber, „'s ist, wie der Herr Doctor gesagt hat. — Leut'! schreit er jählings, der ewige Jud', mir ist auf einmal nit gut — 'leicht könnt ich doch endlich versterben; lauft's geschwind um einen Doctor! — Ich schick' den Halterbuben eilends in's Dorf, aber der Herr Doctor da ist nit zu Haus gewesen; der arme kranke Mann hat keine Hilf' können haben und so ist er richtig wieder gesund worden."

Der Bader hat kein Wörtel mehr gesagt. Der Sim aber, die zwei scharfen Nadeln des Gespräches nicht ahnend, schüttelte verwundert sein Haupt. „Welch' Seite ist er denn zugegangen?" fragte er angelegentlich. Es fiel ihm ein, dem ewigen Juden nachzugehen, ihn aufzusuchen und nicht mehr von seiner Seite zu weichen, auf daß er noch dem bitteren Tod entrinne.

Es sind der kleinen Geschichten und Wunderlichkeiten mehr, die man von dem kindischen, alten Mann erzählt. Vor Kurzem wollte er, der Siebzigjährige, mit einem zwanzigjährigen Mädchen eine Liebschaft anfangen, weil man ihm gesagt

hatte, er müsse, um den Tod zu hintergehen, sich wieder jung stellen. In vollem Ernste machte er seinen Liebesantrag, und das ganze Dorf hatte was zu lachen.

Das Lachen war allerdings dumm. Der Samer-Sim ist ein armer schwachsinniger Greis, der mit Angst die letzten Körner seiner Sanduhr verrinnen sieht. Das falsche Leben, das ihm vorenthalten, was es Anderen in reichem Maße hingeschüttet, das ihm keinen seiner Wünsche erfüllt hat, das ihn um seine berechtigtsten Hoffnungen betrog — dieses falsche Leben will der alte Mann noch zurückhalten am Mantelsaum, wie man einen fliehenden Dieb zu halten sucht. Das Gebaren des alten Samer-Sim, die vieljährige Todesangst des im Sonnenlicht Wandelnden ist allerdings seltsam genug — aber ein Stoff zum Lachen ist es nicht.

Als ich dem Mann begegnete und er mir wie so vielen anderen Leuten seine Todesfurcht bekundete, suchte ich ihn mit milden Worten zu trösten. — „Wenn's dereinst dazukommt, guter Sim, so ist es nicht halb so schrecklich, als es von weitem aussieht. Bei betagten Leuten gar ist es wie ein süßes Einschlummern nach der Lebensmüh' — und sie wissen, ahnen kaum, daß es der Tod ist."

„Aber Herr," rief der Alte, „der Todesstoß, der Todesstoß im Herzen!"

„Die Sinne erlahmen schon früher und empfinden den Augenblick des Todes nicht mehr."

„Oh, wenn sie Einen aber hineinlegen in den Sarg, hinabsenken in die tiefe Erde und es kriechen die Würmer heran!"

„Mußt denken, Simon, Du liegst nicht lebendig drin, und es ist ja ein Glück, daß Du früher gestorben bist, als sie Dich begraben haben."

„Und erst die arme Seele!“ sagte darauf der Alte, „die muß in den glühenden Ofen des Fegfeuers, wenn's gut geht, und muß brennen Jahr und Tag, wer weiß, wie lang'!“

„Wer hat Dir denn das gesagt, Sim?“

„Das? Das hat der geistliche Herr Hochwürden bei der Christenlehr' gesagt. — Ach, und ich hab' doch so viele Sünden und keinen Kreuzer Geld für ein paar heilige Messen!“

„Lieber Freund,“ sagte ich und faßte seine kalte Hand, „Gott, der die Haare auf unserem Haupte zählt, wird sein Geschöpf liebevoll in seine Hände nehmen. Glaubst Du nicht, Sim, daß Gott besser ist als die Menschen?“

„Das glaub' ich wohl.“

„So siehe, gute Menschen verzeihen ihren Beleidigern, anstatt sich an ihnen mit Feuer oder anderswie zu rächen.“

„Ja, freilich“, unterbrach mich der Sim, „so hat's Gott gelehrt!“

„Und wird er's selber nicht auch halten, was er von Anderen verlangt?“

Alte Menschen lassen sich eben nicht umwenden wie alte Röcke.

Der Samer-Sim murmelte was und holperte seines Weges.

Er simulirt und bangt vor dem Sterben und — lebt noch heute. —

Obige Zeilen habe ich mehrere Monate früher als diese niedergeschrieben, unmittelbar nach dem Eindrucke, den die Begegnung mit dem alten Samer-Sim auf mich gemacht hatte. Ich hielte die Sache nicht für bedeutend genug, um sie zu erzählen, denn wunderliche Menschen findet man doch allerorts, und es ist schließlich keine Moral aus ihnen

zu ziehen. Erst die Art seines Todes macht mir den Samer-Sim merkwürdig. Eines Tages erhielt ich vom Schullehrer jenes Dorfes folgenden Brief:

„Geschätzter Freund!

Sie haben sich immer für den alten Samer-Sim interessirt. Den haben wir heute begraben. Der Mann ist lachend gestorben. Seit längerer Zeit schon lag er beim Moosbrunner auf dem Oberboden krank. Ich habe ihn selber einmal daselbst besucht; er war stets der Alte mit seiner Todesfurcht und meinte, er wollte gern alles Böse ertragen auf dieser Welt, wenn er nur wisse, daß er nicht auf dem Todbette liege. — Nun, es ist eigentlich komisch, hat ihn eine Maus umgebracht. Eine solche war unter seine Decke gekommen; vor Zappeln und Lachen über den Gast fiel der Alte in einen Krampf und nach wenigen Minuten war's vorbei. Der plötzliche Ueberreiz der Nerven, sagt der Arzt, habe ihn getödtet. — Vielleicht vermag Ihre Feder etwas aus der Sache zu machen" u. s. w.

So das Schreiben. Ich habe aus der Sache nichts Anderes zu machen versucht, als was sie in Wirklichkeit ist. — Der Samer-Sim hat seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gelacht aus Angst und Furcht vor dem Tode. Derselbe Samer-Sim ist lachend gestorben.



Der versilberte Mann.

Der Mann trieb Wucher im Kleinen. Er wußte nichts von der Börse. Er gewann nicht, er verdiente nicht, er sparte. Wer vom Ennsthale her nach Mariazell wallte, der konnte ihm wohl begegnen. Er saß gerne am Wege und zeigte seine linke verkrüppelte Hand. Diese Hand war sein Capital und konnte sich trotz ihrer argen Verkrümmung glatt und luftdicht schließen, legte ihr der Wallfahrer die Gabe hinein.

Sie hießen ihn den Zellerröthel; er hatte rothe Haare und einen rothen Bart — war aber zumeist kurz geschoren. Nur im Frühjahr und im Spätherbst konnte man sehen, was der Zellerröthel für einen schönen, langen, hellrothen Bart hatte. Sie hießen den Röthel auch den „silbernen Mann", weil er es verstand, Alles an sich zu versilbern. Um die Zeit der Schafschur kam stets ein Hausirjude in die Gegend, der kaufte den Schäfern die Wolle ab und dem Röthel seinen Bart. „Gieb ihn mir um fünf Groschen," sagte der Jude einmal, „Dein Bart macht ein wahrhaftiges Glück, es werden daraus geflochten feine Kettlein für feine Mägdelein."

Da lächelte der Röthel; da schmunzelte der Hausirer, aber nicht lange. „Ist das wahr," sagte Ersterer, „so wird

mir der Jud' gern zehn Groschen geben für den Bart, hab' ihn selber nicht billiger in Händen."

Die Gegend um Zell ist für Bettelleute rechtschaffen gedeihlich; in derselben steht manch' stattlich Haus und Hof, von Bettelleuten gebaut. Aber das Sprichwort ist wahr: Auch dem Mann mit Gut und Hab' ist nicht verbrannt der Bettelstab. Und manch' wohlhabender Hausbesitzer in der Zeller Gegend geht mit solchem Stabe fleißig — spazieren.

Unser Röthel aber ist schlau, er traut dem Teufel nicht und auch nicht unserem Herrgott, und Haus und Hof kann niederbrennen über Nacht. Wofür gäbe es denn auf der Welt eiserne Kochtöpfe? Es sind Landes- und Bezirkssparcassen errichtet worden, hübsche Anstalten; aber so Häuser können durch Erdbeben verschüttet, durch den Feind zerstört werden. Ein eiserner Kochtopf aber, in einem sicheren Winkel tief in die Erde vergraben, steht fest, weit fester, als die Schatzkammer zu Zell, in welcher die größten Reichthümer hinter eitel Glaswänden verwahrt liegen.

Unter einer alten Buche hat der Röthel in einem eisernen Topf seinen Silberschatz vergraben. Unter einer alten Buche! Und jetzt suchet! Alte Buchen giebt es genug auf der Welt.

Aber einmal hatte der Röthel einen gräßlichen Traum. Er schnitt sich seinen Bart, verkaufte ihn wie gewöhnlich dem Juden, und der Jude hatte in der Zerstreuung statt zehn, elf Groschen dafür gegeben, und er — der Röthel — hatte den Groschen nicht zurückerstattet. Was geschah? Ein unredlicher Mann hat keinen redlichen Bart, und der verkaufte Bart verrieth dem Juden die Stelle, wo der eiserne Topf vergraben war. — So der Traum.

Jedoch, der Topf war gewahrt und der Zellerröthel saß am Wege und zeigte mit traurig-ergebener Miene, was das

für ein Unglück ist, wenn man eine so verkrüppelte Hand hat und sein Brot nicht erwerben kann. Ja, da sprang manch Gröschlein aus den Säcken der Wanderer, und die Gut- und Frommherzigsten küßten die Gabe noch, ehe sie dieselbe dem armen Mann reichten.

So wurde der Topf unter der Buche immer inhaltlicher; aber voll muß er sein, daß ich einen zweiten anlegen kann, dachte der Röthel.

Um dieselbe Zeit erkrankte in einem Nachbarsthale der Knochenmüller. Er war ein wohlhabender Mann, sein Knochenmehl ging weit in's Land hinaus und die Beindrechslerei verstand er auch. Das dürre Geschäft war einträglich, und der Müller war ein lustiger Kauz. Aber nun siechte er, und kein Mensch konnte ihm helfen. Da kam einmal zur Sommerszeit ein junger Arzt in's Land, um die schönen Felsenberge anzusehen.

Er fand zu seinem Erstaunen in dem frischen grünen Berglande so viele unglückliche und kranke Menschen, wie daheim in der großen Stadt. Er sah auch den Knochenmüller und sagte: „Mann, Euch fehlt's an Blut, Ihr müßt Euch von einem gesunden Menschen frisches Blut in Euerer Körper überführen lassen."

Da nickte der Kranke. Allzu viel Knochenstaub im Blut, das will er wohl glauben. Aber wer war in der Gegend, der sich den Lebenssaft abzapfen lassen wollte? Es fand sich Niemand.

Wohl, es fand sich wer, und man hatte es gar nicht geahnt, daß in dem armen Krüppel, der an den Straßen bettelte, so viel Nächstenliebe stecken sollte.

Der Röthel ging in das Haus des Knochenmüllers, bedauerte sehr den kranken Mann und sagte, dem müsse auf

jede Weise geholfen werden, und die Gesundheit sei ein unschätzbares Gut. Er, der Röthel, sei ein armer Mann, aber Blut habe er, Gott sei Dank, ein gesundes. Und dann fragte er, wie heuer das Seitel bezahlt würde. Der Arzt fand den Mann für diesen Zweck nicht just am tauglichsten, aber da sonst Niemand bereit war, so bot der Knochenmüller dem Röthel zweihundert Silbergulden.

Das ist denn doch ein unsägliches Glück. Man weiß gar nicht, welchen Reichthum man in seinen Adern herumträgt. Nicht blos der Bart, auch das Blut läßt sich versilbern.

Nach einigen Tagen war der Zellerröthel blaß und ein wenig angegriffen, aber er konnte sich nun der edelsten Menschenthat rühmen, er hatte sein eigen Blut hingegeben für den kranken Mann im Nachbarsthale.

Will nun der Leser noch Weiteres wissen, so muß er mir mit verbundenen Augen folgen. Ich führe ihn zur alten Buche. Der Röthel keucht heran; versilbertes Blut ist gar schwer zu tragen.

Als er mit seinem vollen Sacke zur Stelle kommt, um die lieben Schimmelchen zu ihren Brüdern zu legen, wird er völlig starr vor Entsetzen. Just auf dem Rasen, unter welchem die Theuren ruhen, liegt ein Mann. Der Röthel will sofort umkehren, aber der Mann hat ihn schon bemerkt und schreit: „He, Du alter Rothbart, schau her, da liegt Einer im Schatten, der nicht werth ist, daß ihn die Sonne anscheint!"

Der Urlauber Franz war's; wollte sich jetzt erheben, brach aber schmählich zusammen und lachte.

„Kannst wohl bis auf neun zählen, Alter?" rief er lallend, „schau, das ist brav von Dir; ich kann's auch. Neun Räusch' hab' ich mir heut' angesoffen!"

Der Röthel schauderte; das „Saufen“ war ihm ein Greuel ohnegleichen. „Mit einem Verschwender mag ich nichts zu thun haben,“ murmelte er entrüstet, und noch einen besorgten Blick nach seiner vielbedeutenden Stelle werfend, wollte er sich wenden. „Verschwender?“ rief der Urlauber, „gegen das Laster hat mein Herrgott bei mir vorgesorgt; der hat mir nichts in die Hand gegeben. Aber einen Rausch muß der Christenmensch sich saufen können. Hast schon nichts zu brauchen, so brauch', was Du bist! Brauch' Dich selber. Laß' nichts übrig für Andere. Geh' zum Knochenmüller, Du kreuzgescheiter Kerl, und verkauf' Deine Knochen und sauf'!“

Diese tollen Worte des Betrunkenen waren dem Zellerröthel wie eine Offenbarung. Ja, warum nicht? Bart und Blut sind verwerthet, warum sollen nicht auch die Knochen zu Geld gemacht werden können? — Aber dieweilen braucht man sie ja noch nöthig, die Beine und die Rippen da drinn! — So bedenk', Alter, und rechne! Der Kaufmann muß auch rechnen, will er ein Geschäft machen. Der Wegersepp hat gestern sein Haus verkauft, ist er heute dachlos? Nein. Er hat sich darin eine Wohnung für sein Lebtag ausbedungen. Der Mann hat das Geld und das Haus noch dazu. Mach' Du es so mit Deinen Knochen. — So hatte es der Röthel berechnet. Nach einiger Zeit ging er zum Knochenmüller. Der war richtig schon besser. „Vetter,“ sagte der Röthel, „machen wir noch ein Geschäft. Was gebt Ihr für Knochen, das Pfund?“

„Einen Sechser! für die Eueren noch zwei Pfennige mehr,“ lachte der Müller. „Wollt mir sie verkaufen, so kommt mit in die Stampfe, heute wird just eingestampft.“

Beim Müller war's Spaß, beim Röthel Ernst. „Ja,“ sagte dieser, „so nicht. Ich will mein Zeug beisamm' behalten,

so lang's zusammhält. Dann aber sollt Ihr das Eure haben, geb's Euch schriftlich."

Leider rann in dem Knochenmüller nun Blut von dem Zellerröthel, und so wollte er sich in den Kauf auf Grund lebenslänglicher Benützung von Seite des Röthel nicht einlassen. Er verliere dadurch zu viel an Zinsen. Doch sei er bereit, einen Termin auf sieben Jahre zu stellen, so lange könne der Röthel mit seinen Knochen herumgehen, wo ihm beliebe. Nach Verlauf des siebenten Jahres aber müßten sie in die Stampfmühle.

Da dachte sich der schlaue Röthel: ich bekomme heute mein Geld, und bis in sieben Jahren ist der kränkliche Müller längst todt, und ich behalt' meine Knochen, so lange ich will.

Schriftlich wurde es abgemacht, und der Knochenmüller händigte dem Alten, dem er doch vielleicht sein Leben verdankte, als Almosen das Geld ein, behielt die Schrift und lachte viel über den Spaß.

Der Röthel aber legte sein Geld in den eisernen Topf und war und blieb in seiner einfältigen Verschmitztheit der Meinung, er habe seine Knochen wahrhaftig verkauft. Und da die Zeit verging und der Knochenmüller gesund blieb, wurde dem Röthel angst und bang. „Ei, jerum, jerum," sagte ihm da einmal der Jude, „so geht's, wenn man Alles will haben im Sack. Hättest Du dem Mann nicht verkauft Dein Blut, wär' er caput und könntest Du behalten Deine Knochen. Schau an Deine Beine, es werden daraus gedrechselt Pfeifenspitzen, Hosenknöpfe, heißt das, wenn sie nicht zu morsch sind und zu faul. Was verlangst Du für Deine Haut? Phi, der Gottsleben ist ein armer Jud, aber die Haut zieht er Dir nicht über die Ohren. Du Schelm, das thust Du

Dir selber. Magst auch behalten Deinen Bart, sind mir darin schon allzuviel Eselshaare. Du Geizfilz, Du bringst Dich ja selber um!"

Da wird dem alten Zellerröthel roth und blau vor den Augen. Von einem Juden muß er sich das sagen lassen. Aber der hätte das Geld nur selber gern, das ist ein Fuchs. Und die schlechten Zeiten, die nun sind! Nicht einmal der schöne lange Bart ist mehr an Mann zu bringen.

Wie wird erzählt? Ein Bauer ging in der Johannisnacht auf einen Kreuzweg und hatte dort seine Seele gegen einen Hutvoll Thaler dem Teufel verschrieben. — Die guten alten Zeiten sind vorbei, aber ein Hutvoll ginge noch baß in den eisernen Topf.

Als die sieben Jahre um waren, rief der lustige Knochenmüller unserm traurigen Röthel einmal zu: „Nu, Alter, was ist's mit den Knochen?"

Dieser hastete davon, so gut ihn die Knochen noch trugen. Er eilte, daß er sich und das Seinige rette, der alten Buche zu. Mit einem stumpfen Spaten grub er die Erde auf, und auch die krumme Hand that dabei wacker das Ihre; nun konnte sie ja bald wieder wühlen im Silber, im hellen schweren Silber.

Aber der Topf lag tief, war vielleicht von selbst noch tiefer gesunken, war ja doch schon erklecklich schwer geworden. Und wie der Röthel grub und grub, immer tiefer und weiter um sich, da war — Todesschweiß trat ihm auf die Stirne, die ganze Welt tanzte vor seinen Augen wie ein toller Kreisel — da war kein eiserner Kochtopf zu finden.

Rief vom dichten Buchenlaub herab eine helle Stimme·
„Wen suchest Du?"

„Mei — meinen Sparpfennig," gab der Alte halb bewußtlos zur Antwort.

„Der ist auferstanden und nicht mehr hier." Es rauschte der Baum, der Urlauber Franz stand vor dem Röthel und lachte: „Bist ja ein Verschwender Du, das gute Geld so in die Erde zu vergraben! Und lug', Du silberner Mann, Du hast Dich ja selber im Topfe vergraben mit Haut und Haar! Ein Glück, daß Du noch gefunden bist worden, ehe Du verrostet und verdorben ganz und gar!"

„Gottlob!" kreischte der Alte, „so komm' ich wohl wieder zu meinem Geld!"

„Das Geld?" rief der Urlauber, „ja, mein Freund, das hab' ich versoffen!"

Der Röthel sank in die Grube, die er soeben gegraben, aber der Franz fing ihn auf und lachte: „Oho, mit dem Begraben ist's nichts, Du bist ja Deine Knochen noch schuldig! Geh', Röthel, dort unten auf der Straße singt eine Wallfahrerschaar daher, mußt Deinen Erwerb nicht versäumen. Du bist ein Glückspilz. Hätt' Unsereiner Deine krumme Hand, man müßt' nicht soldatenleben und durstleiden auf der Welt. Hörst, und noch Eins, Deinen Eisentopf kannst wieder haben, komm morgen zum Richter."

Und beim Richter stand der Eisentopf mitsammt all' dem Silbergeld. Und weil das schon gar nirgends mehr sicher, so hat es der Röthel, dem die Hölle heiß gemacht worden, gegen Schrift und Siegel der Gemeinde geliehen. Und aus dem „versilberten Mann" ist ein Armenhaus erbaut worden.

Bei der Einweihung desselben wurde der Zellerröthel im Triumph auf den Achseln getragen, und der Franz, der beiweitem nicht so betrunken war, als er sich stellte, hielt

eine Rede: „Ja, der Röthel, das ist ein Ehrenmann, der giebt Gut und Blut für seine Mitmenschen."

Der alte Rothbart aber will im Armenhause nicht bleiben; er sitzt wieder an den Straßen und bettelt. Kein Mensch weiß, wo er den Topf das zweitemal vergraben hat.

Der Schenker-Karl.

Beim Kaufmann. Draußen im Dorfe birgt dieses Wort unsäglichen Reiz. Beim Kaufmann findest Du englische Nadeln und chinesischen Thee, Pinzgauer Pfeifen und italienischen Safran, schlesische Leinwand und spanische Rohre, indischen Rosenbusch-Balsam und steierische Taschenfeitel; da findest Du Seide und Gewürz und Baumwollstrümpfe, Zucker und Feigen, Regenschirme und „Weinbeerl“, Schuhnägel und Zacherl-Pulver, Seife und Kunstblumen, Kölnerwasser und Rosenkränze, Kleiderbürsten und Schnupftabak — o Gott, ein Universum! Das ganze Dorf ist ein klein Daheim, beim Kaufmann fängt die weite Welt an.

Und an den Sonn- und Feiertagen nach dem Gottesdienste gehen die Burschen und die Mädchen in die Fremde. In die Fremde zum Kaufmann und sehen sich die Welt an, und naschen Zibeben und trinken Weichselgeist, und nehmen so manch kleines Ding mit heim. Und die Bedürfnisse im Dorfe werden von Jahr zu Jahr mehr, weil der Kaufmann von Jahr zu Jahr mehr Dinge, Modeartikel mit aus der Stadt bringt. Vor dreißig Jahren haben die Bauern noch weite Lodenhosen und lange Lodenröcke getragen, ohne Unterbeinkleid, ohne Hemd, auf dem Kopfe eine dicke Schafwoll-

haube — Winter und Sommer fast gleich. Heute tragen sie Baumwollkleider; an Sonn- und Feiertagen müssen sie ihre Tuchhosen und glatten Flanelljacken, ihre schneeweißen Hemden und seidenen Halstücher, ihre feinen Filzhüte mit Federbusch, ihre Uhrketten und Kalblederschuhe haben. Vor dreißig Jahren haben die Bäuerinnen noch Kittel von Wilfling (grobes Gewebe von Schafwolle und Garn) getragen, sind barfuß herumgelaufen über Stock und Stein in alle Weiten und haben die Haare fliegen lassen, wie sie geflogen sind. Heute plündern sie schier ein Kaufmannsgewölb aus, wenn sie ihren Putz machen! Kittel von feinster Wolle, Schürzen von Taffet, Joppen von Sammt, Mieder von Batist, Busenhüllen von flammender Seide, Kopftücher von Neutuch, Strümpfe von feinster Baumwolle kann man sehen, und die Schuhe müssen sein von Wichsleinwand oder glattestem Filze. Die taubenweißen Handtücher haben sie mit Kölnerwasser befeuchtet, in den gesalbten, künstlich geschichteten Haaren haben sie Gewürznägelchen versteckt — des lieben „guten Geruches“ wegen. Mit Fischbeinen haben sie ihren Leib eingespannt, daß sie ja Alle dastehen grad und glatt, wie sie sollten gewachsen sein. Sich die Leber zu schnüren, heben sie schon an, aber da tritt oben umsomehr das Kröpflein hervor — eigentlich doch nicht mehr recht in der Mode.

Das ist nun schier ein wenig zu weit ausgeholt für gewöhnliche Bauersleute. Der Kaufmann ist schuld. Anfangs hat er das Zeug gezügelt, um sich ein weiteres Feld für seine Waaren zu schaffen; jetzt wächst ihm die Mode über den Kopf, jetzt kann er den Leuten nicht mehr genügen; auf den Markt schicken sie, oder gar von der Stadt lassen sie die Dinge kommen, die der Kaufmann nicht auf dem Lager hat. Und der Dorfkaufmann hat heutzutage wahrhaftig kein

kleines Gewölbe mehr; aber nur den engbegrenzten Leuten ist dieses noch ein Universum.

Wie war es voreinst anders! Er lebt noch, der Mann, von dem ich erzählen will; heute heißt er vielfach Sägespänkrämer, seiner Tage war er der Schenker-Karl genannt. Er war eigentlich weit mehr, er war Meßner in dem kleinen Alpendorfe, und er war Müller, und er war Lodenwalcher, und er war Wachszieher, und er war ein kleiner Grundbesitzer, und er war nebenbei noch Kaufmann. Es giebt wenige so vielseitige und so gute Menschen auf der Welt, wie der Karl war. Für das Meßnergeschäft kriegte er nichts, das war nur ein Ehrenamt. Für das Hafermahlen nahm er nichts, „der lieb' Herrgott," sagte er, „läßt das Körndl dem Bauer umsonst wachsen, warum soll ich es ihm nicht umsonst mahlen?" Für das Lodenwalchen verlangte er nichts und das Aufnöthigen ist im Dorfe nicht Sitte. Das Wachsziehen war ihm ein heiliges Geschäft; für das Meß- und Sterbekerzenmachen wollte er sich nicht bezahlen lassen. Darum nannten sie ihn den Schenker-Karl, und der Schenker-Karl hatte allfort viele Arbeit, er wurde aufgesucht von weit und breit.

Er lebte nur von dem, was ihm das kleine Bauerngütchen bot; das Kaufmannsgeschäft führte er, weil es für die Gegend ein Bedürfniß war. Von den Waaren nahm er sogar Gewinn — etwa einen Kreuzer von jedem Gulden. Er sagte es den Kunden, daß er Gewinn nähme, denn er glaubte, sonst sei es Betrug. Und kostete die Waare weniger, als einen Gulden, so hielt es der Karl für unschön, davon einen Profit zu nehmen. — Ja wahrlich, es wäre kein Wunder, wenn mich bei Schilderung meiner Sonderlinge der Leser der Uebertreibung beschuldigte. Es sind in der

That mitunter wunderliche Gesellen, und ich würde der Letzte sein, sie zu glauben, wenn sie mir nicht selbst vorgekommen, oder von sehr glaubwürdigen Leuten erzählt worden wären.

Den Schenker-Karl habe ich besonders gut gekannt. — Sein Waarenlager hatte er in einem alten Kasten, der in der Stube stand. Es war nicht sehr reichhaltig; es bestand aus Feuerzeug, Wundsalben, Hosenträgern und dem, was der Schneider brauchte. Der Schneider brauchte eben damals nicht viel. Es ging, Gottlob, recht passabel ab; zweimal des Jahres mußte der Karl seine Holzkraxe nehmen und in die Hauptstadt wandern, um Einkäufe zu machen. Der Weg ging über Berg und Thal, die Hauptstadt war zwei Tagreisen weit entfernt.

In der ersten Nacht beherbergte er sich bei irgend einem Bauer ein, der ihn schon kannte, freundlich begastete und kein Geld dafür nahm. Der Karl aber war dankbar und bezahlte auf der Rückreise die Nachtherberge immer mit einem Strähnchen Zwirn oder mit rothen Bändern, die er den Töchtern zusteckte.

In der zweiten Nacht quartierte er sich schon in irgend einem Vorstadt-Hotel ein, handelte aber stets mit dem Wirthe vorhinein den Preis für das Essen und Schlafen aus.

Die Kaufleute kannten ihn schon, riefen ihm seinen Namen gleich entgegen, wenn er zur Glasthüre hineinging, schüttelten ihm tüchtig die Hand und ließen ihm dann ihre schlechteste Waare auf die Kraxe binden. Dazu lispelten sie ihm noch heimlich in's Ohr, daß sie von ihrem großen Lager ihm das Allerbeste und Billigste mitgäben, weil es gerade er sei; und der gute Kerl meinte wirklich, er habe auf der ganzen Welt keine besseren Freunde, als seine Geschäftsfreunde in der Stadt. So kam er dann mit hochgeschichteter Kraxe, mit

strahlendem Gesichte ganz glückselig nach Hause und packte seine neuen Waaren musternd und glättend fürsorglich in den alten Kasten.

Eine Buchhaltung führte er nicht. Er wußte von jedem Stück den Preis auswendig, und bei jedem Guldenwerthe einen Kreuzer dazuschlagen, das war im Kopfe leicht auszurechnen. Und wenn nach einiger Zeit die Waare alle, war dafür das Geld da, und der Karl nahm wieder die Kraxe und reiste in die Hauptstadt.

Da ereignete es sich eines Tages, daß er, als er von der Stadt heimkehrte, außer der Waare noch etwas Anderes mitbrachte. Das war nicht alt, wie die Waare oft sein mochte, sondern recht jung und frisch, das war nicht abgelegen, sondern ihm recht angelegen, ein Mädchen war's. Er hatte ihr so oft rothe Bänder zugesteckt, wenn er unterwegs in ihres Vaters Hause übernachtete, und so hatten sie „angebandelt". Jetzt brachte er sie mit heim und jetzt wurde sie sein Weib. Sie lernte das Mahlen und das Wachsziehen und das Walchen und das Ave-Läuten, und Anna Maria war so lieb und gut, daß die Leute bei ihren Kerzen und bei ihrem Läuten schier lieber beteten, als sie's sonst gewohnt waren. Und gar die Waaren gingen mehr ab, so daß Karl nun noch eine zweite Kraxe machen ließ. Und wie er früher allein in die Stadt gereist war, so reisten sie jetzt Beide, und kehrten ein unterwegs beim Vater und Schwiegervater, und die Kaufleute in der Stadt riefen den Beiden noch lauter entgegen und schüttelten ihnen noch derber die Hand und gaben ihnen noch schlechtere Waare, als früher dem Karl allein.

Und daheim mußten sie bei einer solchen Vergrößerung und Blüthe des Geschäftes einen zweiten Kasten machen lassen — da kann man sich's denken, wie es in der Stube

eng war, ein zweites Bett und ein zweiter Kasten. Aber letzterer war nothwendig.

So ging es fort, lange Zeit. Oft und oft zogen sie Beide in die Stadt, zuweilen der Karl allein.

Ich überspringe Vieles und knüpfe bei der ältesten Tochter wieder an. Denn als die älteste Tochter erwachsen und sehr schön geworden war, da ließ der Karl eine dritte Kraxe machen, und nun zogen sie alle Drei in die Stadt und kehrten unterwegs beim Vater, Schwiegervater und Großvater ein. Und die Kaufleute in der Stadt riefen noch lauter die Namen und schüttelten ihnen noch derber die Hände und gaben ihnen vom Ausschuß den Ausschuß.

Karl aber brauchte schon gar Verschiedenes; mit dem Feuerzeug, der Wundsalbe und den Schneiderbedürfnissen war es nicht mehr abgethan.

Nun wollten daheim in der Stube auch die zwei Kästen nicht mehr genügen, und der Karl sah es ein, er müsse ein Gewölb bauen lassen. Die Waaren vermehrten sich im Verhältnisse mehr als die Käufer, indeß Karl blieb Karl, er nahm vom Guldenwerth einen Kreuzer „Gewinn".

Es war aber anders geworden in der Welt. Wenige Stunden von unserem Dorfe ging die Eisenbahn vorüber; allein Karl wollte mit dieser neuen hochmüthigen Einrichtung nichts zu thun haben, wie vor und eh nahm er die Kraxen und ging mit den Seinen über Berg und Thal in die Hauptstadt.

Da war in der Hauptstadt ein junger Gewürzkrämer, der fragte die Tochter unseres Karl einmal, wie sie heiße.

„Marie," sagte sie und guckte zu Boden.

„Wenn Du Marie heißest, so wird die Marie die Kraxe drücken."

„Ich heiß' aber Maria Anna", versetzte das Mädchen schelmisch.

„Dann wird die Kraxe Beide drücken, und ich möchte Euch wohl Allen den guten Rath geben, die Eisenbahn zu benützen."

Der Karl hörte es, blickte ein wenig lächelnd sein Weib an und seine Tochter, diese aber sagten: „Wär' schon recht, wenn uns die Kraxe drücken thät', hätten wir viel drauf. Wir sind zu Fuß noch gut und bleiben beim Alten."

Darob schüttelten die Kaufleute, die Solches hörten, die Köpfe und lachten. Und unsere Drei gingen richtig mit ihren hochgeschichteten Kraxen über Berg und Thal der Heimat zu. Sie gingen über zwei Tage, sie schwitzten und schnauften; die Waare war schwer.

Gar oft setzte sich der Karl auf einen Stein oder auf einen Baumstock und wischte sich den Schweiß und murmelte: „Wie sich Eins doch plagen muß auf der Welt, wer zu was kommen will!" Zuweilen hörten sie von der Ferne den Eisenbahnzug pfeifen, da sagte der Karl: „Magst lang' winseln du, wir verdienen unsere Sach' mit redlicher Müh'!"

Sie hatten dasselbemal besonders viel eingekauft, sie waren in die Seel' hinein froh, als sie endlich mit ihren Lasten nach Hause kamen.

Aber nun war das sonderbar. Kaum sie daheim die Gewölbthür öffneten, sahen sie auf den Stangen und in Fächern wohlgeordnet alle Waaren, die sie vor zwei Tagen in der Stadt eingekauft hatten.

„Was ist denn das?" rief der Alte, schnell die Ballen der Kraxen öffnend, „haben wir's denn doppelt, ist das eine Hexerei?" Aber bald sah er's, sie hatten auf ihren blau geriebenen Rücken zwei Tage lang bis heim nichts als

Sägespäne geschleppt und die echte und rechte Waare war mit einem Handlungsreisenden auf dem viel kürzeren Wege der Eisenbahn gekommen.

Das war ein artiger Witz des Kaufmannes in der Stadt, der die Dinge einpackte.

Die Leute, die im Gewölbchen waren, schrieen: „Du himmlischer Fasching! Das ist nachher ja der Sägespänkrämer!“

„Der Sägespänkrämer! Wirst sie wägen, wirst sie messen, giebst sie nach der Elle? Und wieviel um einen Groschen?“

Zuerst war der gute Karl zornig, aber bald lachte er, lachte umsomehr, als der junge Gewürzkrämer hervorkroch und um die Tochter Maria Anna anhielt.

Ein Gewürzkrämer steht stets in gutem Geruche, und Maria Anna war erwachsen; sie konnte eine Kraxe mit schweren Sägespänen ertragen, warum nicht auch ein Hauswesen! Alle sagten Ja, und sie — saß im Pfeffer. Aber nicht lange. Der Gewürzkrämer war ein geschickter Geschäftsmann; heute ist er Industrieller und besitzt ein weitläufiges Etablissement. Sein alter Schwiegervater ist sein getreuer Kunde, aber er will nichts geschenkt von seinem Eidam, er zahlt jedesmal Alles bis auf den letzten Kreuzer, und er geht immer noch mit der Kraxe über Berg und Thal, und er führt immer noch keine Buchhaltung, und er nimmt immer noch vom Guldenwerth seinen Kreuzer Gewinn.

So trieb er's nun über die vierzig Jahre, und man sagt, er hätte bei seinem Kaufmannsgeschäft nichts verloren und nichts gewonnen, als Eins, den Spitznamen: „Sägespänkrämer“.

Sein Gewölbchen ist einsam, auf manchen seiner Waaren wächst der Schimmel — grau, wie sein Hauptthaar.

In der Nachbarschaft erstanden Kaufleute, die haben den Mann verdrängt und sein Geschäft erdrückt. Jetzt hält er sich wieder mehr an sein Bauerngütchen, an den Meßnerdienst, an das Mahlen, Wachsziehen und Lodenwalchen, aber er nimmt nichts dafür, er ist trotz praktischer Leute Prophezeiungen nicht einmal ganz verarmt, und was auch spottsüchtige Mäuler schreien, er sei der Sägespänkrämer — so ist er doch und bleibt bis an sein Lebensende der Schenker-Karl.

Der Vetter-Bub.

Wer mag mit mir die Bergfahrt machen? Ich steige empor bis zur Sennin, bis zum Alpensee, bis zum Gletscher, zum ewigen Schnee! — Fromme Liebe zur Einfalt armer, freud- und mühevoller Menschen, Lust und Drang zum Wandern, zur Höhe und Herrlichkeit Gottes muß Einer in der Brust haben, will er mit mir gehen."

In Spaß und Ernst war's, als ich diese Rede that. Sie lachten und ließen mich allein gehen.

Dem Wasser ging ich entgegen und immer dem Wasser entgegen. Es wurde stets kleiner und reiner und frischer und lauter. Es rieselte, flüsterte, rauschte, brauste, toste, stürzte donnernd über die Felsen nieder, an denen ich empor wollte. Oben am Hang fluthete es eisigkalt aus einer Kluft. Still war's jetzt und ich stieg höher. Da kam der Durst. Erdbeeren sah ich stehen, aber sie waren noch nicht reif; Alpenrosen und allerhand Blumen in schönster Zier erfreuten mein Auge; aber mein Gaumen sehnte sich nach dem Wasser, das vorhin so viele Stunden lang mit mir gewesen war.

Glocken und Jauchzen hörte ich klingen. Eine Heerde von Rindern und Ziegen wurde empor getrieben an den waldigen, buschigen Hängen gegen die Hochmatten. Ein toll-

lustiger Bursche und ein heiteres Mädchen waren dabei, und ein schwarzes Hündlein keifste vor eitel Freude, daß der „Auswärts" gekommen, daß es wieder empor gehe aus schattigen Engen zu lichten Weiten.

Ich schloß mich bald dem frohen Zuge an, in welchem, wie ich sah, Thier und Mensch gleich viel galt. Ein freundliches, trauliches Wort hatte ich gerne für die junge Sennin, war aber purer Eigennutz von mir, bald gestand ich, wie gar sehr ich durstig sei.

„Durstig bist, Du armer Kerl?" rief der Bursche, „halt, steh' still, Alte! durstig ist er." Eine schwer beeuterte Ziege packte er bei den Hörnern, hielt sie fest und sah mich an. „Nu," sagte er dann, als er sah, daß ich sein Thun nicht verstehe, „jetzo trink! Hast es schon vergessen seit Deiner Mutter her?"

„Der Herr wird sich nicht schicken können," redete das Mädchen drein, „es wird das Gescheitest' sein, ich melk' ihm in ein Töpfel was heraus."

Sie that's, und ich trank frische, warme Ziegenmilch. Und als ich getrunken hatte, fragte der Bursche: „Magst noch? Hast schon genug?" Und als er sah, mein Bedürfniß war gestillt, rief er: „So, Alte, nachher gehen es wir Zwei an!" und legte sich der Länge nach unter die Ziege, hielt sie mit beiden Händen an den Hinterfüßen und saugte sich mit aller Behaglichkeit aus den Zitzen seinen Trunk.

Endlich kamen wir empor zu der Sennhütte; über deren Dach stieg schon der Rauch auf. Ein alter Mann mit einem dunkelrothen Runzelgesicht und einem schneeweißen Schnurrbart kam uns entgegen. Die beiden jungen Leute hießen ihn den Vetter-Bub. Der war gut an mit den Rindern und brachte sie in Gewahrsam. Ich blieb die nächstfolgende Nacht

in der Sennhütte. Da ist's mir gut ergangen: Milch, Butter und Brot so viel mein Herz verlangt; aber Käse war noch keiner fertig.

„Branntwein haben wir auch!" sagte mir der aufgeweckte Bursche.

„Trinke keinen."

„Ich auch nicht," versetzte er, „wir haben ihn nur für's Zwicken bei uns." Er deutete dabei nach dem Unterleib, so daß ich verstehen konnte, den Branntwein verwendeten sie als Medicin gegen Bauchgrimmen. „Den Vetter-Bub thut's halt mannigmal so viel zwicken," flüsterte mir der Bursche schalkhaft in's Ohr. Ich verstand ihn.

Und als die Branntweinfrage erledigt war, fragte mich der Bursche: „Magst mit uns den Rosenkranz beten?"

„Gern," sagte ich und kniete zum Behufe dessen neben der Sennin Bett hinter den Ofen, wo sich auch der Alte bequem gemacht hatte. Der Alte aber brummte, als vom Rosenkranz die Rede war: „Das wird jetzt wieder eine ewige Beterei sein, sind Die heroben!" Und mir in's Ohr: „Das sind zwei Fromme! Sie, die Stasi, ist bei dem Aloisi-Verein; er, der Toni, ist bei der Bonifazi-Bruderschaft. — Und jetzt gehen sie Allbeid auf die Alm herauf," setzte er zwinkernd bei.

„Sind sie Geschwister?" fragte ich.

„Gar nicht; auch nie gewesen," versetzte der alte Schelm und zwinkerte wieder.

Der Rosenkranz begann; der Toni machte den Vorbeter und war außerordentlich ernsthaft dabei. Das Mädchen und ich beteten tugendsam nach. Der Alte im Winkel schlief bald ein, und als wir fertig waren, erwachte er wieder.

Dann nahm er mich mit hinaus in den Stall auf's Stroh. Dort legten wir uns Beide zusammen.

„Das ist meine Liegerstatt Sommer und Winter," erzählte mir der Alte. „Mein Bruder ist Bauer drunten; der mag mich aber nicht leiden, weil ich mich von der Betbruderschaft hab' ausstreichen lassen. Bin Soldat gewesen, bin so ketzerisch zurückgekommen. So hat mich mein Bruder auf die Alm gethan. Er schickt mir im Sommer die Rinder und eine Tochter herauf, und heuer zum erstenmal auch den Zuchtbuben mit, armer, fremder Leut' Kind, das er auferzogen hat. Nein, 's ist gar keine Gefahr bei denen, sie beten viel und fasten brav."

„Wo liegt denn der Toni?" wagte ich nicht ohne Beklemmung zu fragen.

„Der Toni?" sagte der Alte, „den lass' ich mit Fleiß gehen, wie er will. Ich sollt' eigentlich auf die jungen Leut' aufpassen. Mach' mir aber gar keine Sorg', er gehört der Bonifazi-Bruderschaft an, und sie ist beim Aloisi-Verein. Wird sich schon zeigen, was die Frommheit thut. Mich haben sie ja allweg verlästert, weil ich kein Betbruder bin. Jetzt sind sie da, jetzt lass' ich's just einmal d'rauf ankommen."

Ich war entsetzt über die Bosheit meines Beischläfers.

Er hatte aber keine rechte Ruh in der Nacht, und endlich stand er gar auf und ging hinaus. Nach einer Weile kam er zurück und murmelte selbstzufrieden: „Schau, brav das, er schläft auf dem Dachboden oben zu hinterst im Heu."

Am andern Morgen war Alles lustig wohlauf. Bei meiner Treu, der Toni und die Stasi, die haben zusammen das Jodeln verstanden. Hab' nach des Alten Deutung gemeint, sie müßten geistliche Lieder jodeln; gar nicht, Liebesgesangeln sind es gewesen.

Ich dankte für die Gastlichkeit; sie luden mich ein, wieder zu kommen. Ich faßte mein festes, scharfes Griesbeil (Ge-

birgsstock mit einer Eisenhacke) und stieg empor, dem Hochgebirge zu. So lange das Knieholz mit mir war, ging's mir gut. Dann aber kam ich in arges Gerölle, in steiles Gewände; ich kam zu einem stillen See, der ganz tintenschwarz dalag zwischen den grauen, klüftigen Hängen. Niedergebrochene Felsblöcke lagen an dem Ufer oder ragten halb aus dem todten Wasser hervor. Nichts regte und rührte sich; es war, als sei die Einsamkeit selber eingeschlummert an dem ewigen Gewände.

Ich zog weiter, kam in ein anderes Felsenthal. Das war zackig und schründig und Gemsen hüpften an den Riffen. Steinchen rieselten nieder, dann hörte ich zuweilen ein gedämpftes Donnern, ich wußte nicht, von wannen es kam, aber schier der Boden bebte davon. Der Himmel war grau, die Luft kühl. Als ich weiter emporstieg, zog ein sehr kalter Hauch; als ich noch weiter emporkletterte, hörte ich, wie im hohen Gewände der Wind brauste. Endlich kam ich zum Eis. Es war schmutziggrau, hart wie Stein und fast trocken; es hatte Sprünge und Risse, wie die Felsen, gewaltige Blöcke waren davon niedergebrochen und lagen unten im Grunde. Plötzlich war ein Krachen über den Gletscher her, wie ein starker Pistolenschuß. Das Eis barst; ein Stück — nur Gottes Hand hat es gewogen — bewegte, hob sich, kam in's Rutschen, rollte dröhnend wie ein Donnern, stürzte über die Wand in den viele hundert Fuß tiefen Abgrund und schlug unten an eine mächtige Steintafel, daß im Moment ein greller Feuerschein hinweglohte nach allen Seiten.

Da bin ich völlig starr dagestanden und habe endlich zu mir gesagt: „Menschenkind, was bist du für ein armseliger Wurm.“

Der Wurm kroch aber noch höher empor. Und erst als ich über das Schnee- und Steingebirge her die weite Welt in bläulicher Dämmerung vor mir liegen sah, setzte ich mich nieder auf den ewigen Thron des Eises und der Felsen, auf dem sonst nur der Herr ruht.

Da war es wieder still, und ich hörte nichts als mein eigenes Athemholen. Die Luft war kalt und unsäglich rein; meine Lunge athmete rasch. Nebel zogen heran von anderen Höhen und Spitzen, aber als sie in die Nähe kamen, lagerten sie zu meinen Füßen, und ich saß über den Wolken.

Im weiten Firmamente flog mein Blick. Da sah ich einen schwarzen Punkt am Himmel stehen. Eine Weile stand er unbeweglich, dann zitterte er hin und her und wuchs; er kam näher, war wie ein Stäbchen, dann wie ein Kreuzlein, dann wieder wie eine Scheibe. Bald erkannte ich es, was da nahte, ein Riesenvogel war's, kohlschwarz, aber eine weiße Krause um den Hals; seine Flügelweite schien über zwei Klafter zu sein. Er bewegte die Flügel nicht, er schwamm ruhig heran, aber ich hörte das Schwirren. — „Ein Condor!" rief ich, das Griesbeil fassend, mir zu: „Mensch, jetzt halte dich wacker!"

Aber der Vogel schwirrte an mir vorüber und sank in einem ungeheuren Bogen langsam hinab in die Tiefe, bis er hinter Felsen meinem Auge entschwand.

Ich blieb nicht lange mehr sitzen; hub wieder an niederzusteigen. Das aber ging weit schwerer, als das Emporklettern. Ich war sehr froh, als ich wieder zum todten See herab kam. Am Ufer desselben blieb ich eine Weile und dachte: Warum doch die Natur hier gar so geheimnißvoll thut? Es muß was dahinter sein! — Viele Alpenwanderer sind vor und nach mir bei dem See gewesen, keiner hat das

Geheimniß erforscht. Warum auch wollen wir so oft außerhalb uns ein Geheimniß suchen, das zutiefst in unserer Seele selbst liegt. Ein tiefer, dunkler, grundloser See. — Nun, kommt nur weiter mit mir.

Bereits das letzte Alpenglühen verlosch an den Zacken und Kuppen, als ich des Abends wieder in der Sennhütte einsprach.

Der Alte mit dem weißen Schnurrbart saß an der Thürschwelle und schüttelte fortwährend seinen Kopf. — „'s ist kein gut Vorbedeuten!" murmelte er in sein nacktes Knie hinein, „'s ist kein gut Vorbedeuten!" Dann stand er auf und rief mir zu: „Heut' habt Ihr's versäumt! Der schwarze Vogel ist dagewesen; hat uns die beste Gais zerhackt!"

„Ja, und dieselbig, von der Du gestern die Milch trunken hast!" schrie das herbeieilende Mädchen dazwischen.

„'s ist kein gut Bedeuten," grübelte der Alte weiter. „Meinem Großvater ist auch der schwarze Vogel gekommen; drei Tage danach ist ihm das Haus niedergebrannt."

„Wird wohl derselbe gewesen sein, den ich gesehen habe," sagte ich, „das war ein Condor; der bedeutet nicht mehr als ein anderes Raubthier. Er wird in unseren Alpen selten gesehen; wohl aber in Amerika. Wenn er doch zuweilen bei uns auftaucht und nach den Gemsen und nach unseren Hausthieren fahndet, so sollte man ihn eben von der Luft schießen."

Da lachte der Alte: „Ihr versteht mir gar nichts. Einen Gemsjäger habe ich gekannt, der hat einmal nach so einem Ungeheuer geschossen. Einen Tag darauf finden wir ihn todt und zerschmettert in der Felsenschlucht. 's ist ein Unglücksvogel."

„Allerdings, weil er Euch die Ziege fraß," entgegnete ich; da ging mir der Alte davon.

Und als heute wieder der Rosenkranz gebetet wurde, schlief er nicht ein, sondern betete mit und blieb noch ein Weilchen knieen, als das Gebet schon aus und wir Andern aufgestanden waren. — Das war ein Mensch, so seltsam wie der todte See oben im Gestein.

Ich lag die Nacht über wieder auf dem Stroh an seiner Seite; er simulirte wachend und träumend von einem Unglücke, das nun kommen müsse. Und er vergaß zu spähen, ob der Toni wieder auf dem Dachboden schlief zu hinterst im Heu oder bei den Ziegen, um zu wachen, im Falle etwa das Thier wieder komme.

Am andern Morgen war die Stasi erst recht betrübt — der verlornen Gais wegen.

„Wird schon noch öfter kommen, der schwarze Vogel!“ prophezeite der Alte, „wird Dir alle Gaisen und Kühe noch fressen und zuletzt geht's an Dich selber!“

Ich verabschiedete mich von den Leuten und stieg nieder in die waldigen Schluchten und sonnigen Thäler.

Ich habe die Sennhütte mit ihren heiteren, frommen, betrübten, boshaften und aberwitzigen Bewohnern nicht vergessen, und nicht den todten See und nicht den schwarzen Vogel.

In dem darauffolgenden Winter hat mich mein Weg wieder an den Fuß jenes Gebirges geführt. Da begegnete mir im Schneegestöber auf der Berghalde eines Bauernhauses eine seltsame Schlittenpartie. Voran ging ein Weib mit einer Laterne und einem Holzkreuze, diesem folgten drei Männer, und die drei Männer zogen einen Sarg. Einige Leidtragende, und unter diesen gewahrte ich einen Bekannten, den Toni von der Sennhütte. Er erkannte mich auch, er trat auf mich zu und gab mir die Hand zum Gruße. „Da haben wir ihn drinn,“ sagte er traurig, auf den

Sarg weisend. „Noch im Sommer ist er uns krank worden auf der Alm, der Vetter-Bub, hat im Herbst zum Vater herab müssen in's Haus und ist ehgestern verstorben. Desweg, ich sag's auch: 's ist kein gut Vorbedeuten, so ein schwarzer Vogel!"

Und ein paar Monate nachher, als im Gebirge schon der Schnee zu schmelzen begann, begegnete mir fast an derselben Stelle unter dem Bauernhause ein anderer Zug. Zwei Weiber kamen lachend und scherzend gezogen, trugen einen kleinwinzigen Täufling mit sich, und hinten drein ging der Vater desselben, es war der Toni von der Sennhütte.

„Habt Hochzeit gehabt!" sagte ich, ihm die Hand schüttelnd.

„Schon im Sommer!" war die heitere Antwort.

„Ei, ei!" rief ich und drohte mit dem Finger, „'s ist kein bös' Vorbedeuten, so ein schwarzer Vogel!"

Wenn das aber der Vetter-Bub wüßte! Der wäre schließlich so muthwillig, die Monate zu zählen von der Taufe zurück bis zur Hochzeit.

Ich lasse sie ungezählt.



Der Feuermann Baldhaser.

Das Jahr ist alt geworden. Und der Knabe ist noch so jung. Er steht unter dem Birnbaum und schaut empor zu den Zweigen, an welchen die Eiszähnchen des Reifes wuchern. Er schaut hinaus über die Haide und sieht eine kleine Strecke hin die braunen Birnbaumblätter liegen, und hie und da einen Stein oder einen gebrochenen Rispenhalm; dann geht Alles in den grauen Nebel hinein. Und der Knabe schaut vor sich auf den Boden hin und vergräbt seine Füßchen in das frosterstarrte, knisternde Laub, das vor kurzen Monden noch hier oben grünte und nun da unten fault. Und dann zieht er mit seinen kleinen hageren Händen das Linnenwämschen zurecht, daß es überall langen und wärmen solle, und dann steht er unbeweglich still und blickt in den Nebel hinaus.

Und sieh, da ist dort im Nebel ein kleiner dunkler Punkt, und der wird schärfer und größer und löset sich endlich ganz ab von dem Grauen, und es ist ein Mensch, der hastig des Weges kommt; ein sorgsam eingemummtes Mädchen, wohl ein wenig erwachsener als der Knabe, aber doch lang nicht tausend Wochen alt.

Das Mädchen hält an und sieht auf den Knaben hin.

„Was stehst denn Du da?"

„Ich weiß es nicht," war die zaghafte Antwort.

„Wer bist Du denn?"

„Ich bin der Bübi."

„Wartest Du auf wen?"

„Auf den Tati."

„Du armer Narr, Du frierest ja in den Nebel hinein. Mußt Du noch lange warten?"

Der Kleine sah mit seinen großen, braunen Augen auf. Diese Augen thaten dieselbe Frage: „Muß ich noch lange warten?"

„So will ich Dir ein Feuer machen, daß Du Dich dieweilen wärmen kannst, bis der Tati kommt."

Sie zog ihre Hände aus der Schürze und hub an, Reisig zusammenzutragen auf einen Haufen, dann that sie ein Streichhölzchengefäß hervor, und flugs brannte das Holz.

„So, und jetzt stelle Dich daran und wärme Dich und versenge Dein Gewand nicht und warte."

Das Mädchen ging weiter, ging wieder in den Nebel hinein, bis es in demselben verschwand. Der Knabe hatte dem Mädchen unverwandt zugeschaut, und als es nun nicht mehr zu sehen war, wendete er sein Auge auf den Reisighaufen. Da drin' knisterte es gar lebendig und die Flämmchen mehrten sich und hüpften von einem Aestchen zum andern und strebten empor. Hastig stieg der dünne, blaue Rauch auf und verschwamm in dem Nebel. Der Knabe blickte in die Flammen. Ganz nahe stand er am Feuer, rührte kein Glied, bewegte keine Miene, starrte gleichweg in die Flammen.

Das Feuer prasselte, schlug hoch empor; das Reisig brach ein, die Flammen schrumpften zusammen, die Kohlen knisterten milder, glühten still, bröckelten und sanken zur Asche in den Boden.

Stunden waren vergangen, und der Knabe blickte mit gerötheten Wangen in das versterbende Feuer. Er hatte kein abseits gefallenes Aestlein in die Gluth geschoben, er hatte keine Kohle geschürt; wie das Feuer strebte und verging, so ließ er es streben und vergehen. Die letzten Kohlen glühten heller und tiefer, denn es hub an zu dunkeln, und der Nebel lag dichter und finsterer auf der Haide.

Seit dem Mädchen war kein Mensch mehr gekommen und gegangen; der Knabe hatte nach keinem ausgeblickt. Es war, als wollte er so stehen bleiben durch den Abend, durch die lange Nacht und immer.

Als es schon sehr dunkelte, kam von jener Seite, in die das Mädchen hingegangen, ein Knarren und Aechzen heran. Es war ein Fuhrwerk; zwei Rinder zogen einen Wagen, auf welchem ein Mann saß, der Tabak rauchte. Als dieser den Knaben sah, rief er: „Ho, oha!" Da blieben die Ochsen stehen, und nun fragte der Fuhrmann, wie vor Stunden das Mädchen gefragt hatte: „Was stehst denn Du da? Wer bist? Auf wen wartest Du so spät auf freier Weid'?"

„Auf den Tati."

„Auf Deinen Vater; wo ist denn der hingegangen?"

„Der ist auf die Kirmeß gegangen."

„Sprich die Wahrheit, Kleiner! Heute giebt es weit und breit herum keine Kirmeß."

„Auf der Kirmeß hat er Musik gemacht bis in die späte Nacht, und jetzunder ist er noch nicht zurückgekommen."

„Alle Heiligen!" ruft der Mann, „das war ja der Musikant, den vor drei Tagen in Ottenkirch auf der Kirchweih der Schlag getroffen hat! Kleiner, das Warten ist nichts. Komm' zu mir auf den Wagen."

Jetzt wurde der Knabe sehr verwirrt, aber er kletterte mit Hilfe des Mannes auf den Karren und setzte sich auf das Stroh. Hierauf thaten sie eine härene Decke über ihre Glieder, und der Mann rief „Hie jetzt!“ und der Wagen hub an zu knarren. Sie fuhren durch Nacht und Nebel über die Haide. Der Knabe antwortete kaum auf die Fragen seines Schirmers, sondern starrte fast unverwandt in das Glimmen der Pfeife, aus der jener den Rauch sog. — —

Seit diesem Tage waren ungezählte Tage vergangen. Der Knabe von der Haide war erwachsen und ein wohlgebildeter Jüngling geworden. Jener Fuhrmann war ein Schmiedmeister gewesen und hatte den blutarmen „Bübi“ oder, wie dieser mit seinem neuen Namen hieß, den Balthasar in seinem Handwerke erziehen wollen. Aber das ging nicht, der sonst so fleißige Bursche starrte fortweg in die sprühende Esse oder blickte träumerisch das glühende Eisen an, statt auf dasselbe frisch loszuhämmern „Junger Mann, das Eisen muß man schmieden, so lange es warm ist!“ sagte hierauf der Meister einmal und rieth dem Burschen, er möge es einmal anderswo versuchen.

Balthasar kam in einen Pachthof. Das war ein braves, flinkes Arbeiten auf dem Felde und im Obstgarten; aber des Abends, wenn Andere im Freien herumstreiften, scherzten und mit den Weibsleuten schäkerten, saß der Balthasar am Herd und sah den Flammen zu.

„Balthasar,“ sagte nun der Pächter einmal, „was schaust Du so drein und bist nicht lustig wie die Andern?“

Da blickte der Bursche auf: „Ich? Warum sollt' ich denn nicht lustig sein, mir geht es gut.“ Sein Auge sank wieder der Gluth des Herdes zu, und es leuchtete mild und das Antlitz des Jünglings sah nicht betrübt.

„Wenn ich nur wüßte,“ rief der Pächter, „was um des Himmelswillen da in der Aschengrube drin zu sehen ist.“

Jetzt hob der Balthasar wieder sein Haupt und sagte die Worte: „Ich weiß auf der Welt nichts Schöneres als das Feuer.“

Der Pächter schwieg eine Weile und starrte auch in die Flamme, aber nur im Sinnen, was er auf die Worte entgegnen sollte. Und endlich entgegnete er: „Wärst Du sonst nicht so bündig und findig, man müßte hell' meinen, Du bist ein Narr!“

Und der Pächter ging davon. Der Balthasar aber blieb sitzen am Herde und murmelte in die Gluth hinein: „Allmiteinander wissen sie es nicht, wer das Feuer hat angezündet. Fremdes Mädchen, Dich will ich nicht verrathen, aber Du bist so schön und so gut wie das Licht.“

Balthasar konnte gar flink und heiter sein; viel öfter aber verlor er sich in stilles Sinnen und Träumen. — „Ich weiß nicht woher, aber sie ist gekommen und hat mir das Feuer gemacht auf der Haide, daß ich Waisenkind nicht bin erfroren. Und sie ist wieder gegangen, ich weiß nicht wohin. Seit jenem Feuer ist's licht in meinem Auge und warm in meinem Herzen. Und doch ist sie fort, und wen soll ich fragen, wohin und wer sie gewesen? Mir schwant, ich soll sie nimmermehr sehen. Aber in den Flammen, da ist sie bei mir.“

Sie haben es nicht geahnt, welche Art von Frömmigkeit es war, wenn Balthasar am Sonntag in der Kirche sein Auge vom Altare nicht abwendete, bis die letzte Kerze verloschen.

Eines Tages brannte das Armenhaus; eine Mutter mit ihrem Kinde war in Lebensgefahr, und die Rettung schien

unmöglich. Balthasar brach lustig durch Feuer und Flammen und befreite Mutter und Kind.

„Der ist der Prophet Daniel oder der Teufel," sagten die Leute.

„Ei, das ist ja der Narr, der die schönsten Weiber übersieht und mit der Herdgluth liebäugelt; dem thut kein Funke was, das ist der Feuermann!"

Der Feuermann! Dieser Name ist dem Burschen geblieben, und in diesem Namen war es ihm, als sei er mit dem Feuer, dem Sinnbilde seines Glückes, getraut und vermält auf Leben und Sterben.

Stiller und verschlossener wurde der seltsame junge Mann; theils schwermüthige, theils heitere Schwärmerei webte in ihm: er lebte in längstvergangenen Zeiten. Seine Vergangenheit, so arm und dunkel und frostigkalt, hatte doch einen leuchtenden Stern, in dessen Strahlen er ewig hätte blicken mögen. Die Mitmenschen spotteten seiner, da wendete er sich mehr und mehr von ihnen ab und der Flamme zu. Gar nicht lächerlich, sondern rührend war es, wie er an Feuerstätten des Herdes oder des Waldes saß und dem wunderbaren ewigen Räthsel des Flammenlebens zusah und darüber alles Andere vergaß. Zuletzt wurde Balthasar's Auge so geübt, daß er selbst in die Sonne hineinblicken konnte, wenn er auf dem Felde lag. Hingegen zogen sich nach und nach alle anderen Gegenstände von seinem Auge ab und verschwammen zitternd und unsicher in Dämmerung. Endlich hatte die Flamme wahrhaftig den Bau seiner Sehkräfte erfaßt; das Auge war entzündet und sprühte in seltsam erregter Gluth. Und eines Tages war der arme Balthasar erblindet.

Jetzt waren genug Leute da, die behaupteten, so hätten sie es vorausgesehen, und so hätte es kommen müssen. Und

früher war kein Einziger gewesen, der dem guten, seelenkranken Burschen das zehrende Feuer zu mildern gesucht hätte durch die Wärme eines theilnehmenden Herzens.

Balthasar aber saß nun stets auf der Bank vor dem neugebauten Armenhause und wendete das Antlitz ruhig hinaus gegen das Weite und blinzelte zuweilen mit seinem glanzlosen Auge. Er war's zufrieden. Von allen lichtlosen Dingen der Erde verlangte ihm nichts zu sehen, und die Flamme hatte er, schaute er noch immer, wie er sagte, mit seinem bluteigenen Auge. „Wie schön roth und hell sie leuchtet!" lächelte er zuweilen vor sich hin; und ein anderesmal wieder war er betrübt und murmelte: „Weh', heut' ist sie blau und matt. Wenn sie verlischt! Balthasar, wenn du erblindetest!" Er wußte es kaum, daß er längst erblindet war, daß er keine Blume und keines Menschen Angesicht und in Wahrheit keinen einzigen Lichtfunken mehr sah. Sein Sehnerv träumte nur noch von dem Flammenreiche, in dem er seit Kindestagen gewandelt war.

Mehr denn zwanzig Jahre hatte die Sonne seitdem erweckt und versenkt. Da kam wieder einmal die Kirchweih zu Ottenkirch.

„Balthasar," sagte der Ortsrichter zu dem Blinden, der auf der Bank des Armenhauses saß, „Dein Vater hat auf der Ottenkircher Kirchweih musicirt, so magst Du wohl auch auf diese Kirchweih gehen, auf daß Du kleine Gaben für Dich sammelst."

„Wohl, wohl," sagte Balthasar.

Und am Morgen der Kirchweih lächelte Balthasar vergnügt bei sich. — Er wird Glück haben bei seinem Gabensammeln, die Flamme, die er stetig sieht, brennt heute so roth und hell. — Ein Knabe führte ihn nach Ottenkirch,

und dort, wo am Beginne des Dorfes das Kreuz steht, ließ er den Blinden hinsitzen auf den reifthauigen Rasen und ging davon. Balthasar fühlte den Frost und den Nebel wie einst auf der Haide, aber er hörte die Kirchenglocken und die Schritte und das Plaudern und das Lachen der Leute, die vorübergingen. Die Leute sahen den Blinden nicht oder gedachten, auf dem Rückweg ihm das Almosen zu reichen. — Auch Musik hörte Balthasar von den Häusern her; ihm war, als ob sein Vater geigte. Er zitterte schier vor Erregung, und die Flamme flackerte vor seinem Auge, als ob ein Sturmwind ginge.

Zwei übermüthige junge Herren in feinen Tuchröcken und Seidenhüten kamen des Weges.

„Ei, schau," sagte der Eine, „da sitzt ein armer Blinder, dem müssen wir ein Almosen reichen!" und warf ein schweres Stück in den Hut.

„Vergelt's Euch Gott!" rief Balthasar, und tastete nach der Gabe; „Herr," sagte er dann, „das ist ein Kieselstein. Und wißt Ihr wohl, daß man daraus Funken schlagen kann?"

Die jungen Herren gingen lachend weiter, gingen in das Dorf, wo sie fremd waren, aber in ihrem feinen Putz Aufsehen erregten. Das wollten sie auch, wollten es sonderlich durch ihren Witz und riefen jedem Krämer einen scharfen Spott zu. Vor der bekränzten Kirchenthür saß ein Weib und bot Obst feil. Das Weib war schier noch mädchenhaft jung, aber ganz auffallend häßlich geartet im Antlitze, bis auf die großen schönen Augen.

„Ei," rief einer der beiden jungen Herren und hub einen Apfel aus dem Korb; „sind diese Aepfel aus jenem Urwalde, in welchem Deine Eltern auf den Bäumen herumgeklettert?"

Die Obstverkäuferin erschrak. Wohl mochte sie gewohnt sein, ihrer Häßlichkeit wegen manchen Spott zu verwinden, aber diesmal ging's ihre Eltern an — das grub wild in ihrem Herzen. Die jungen Herren wollten Aepfel haben, sie verkaufte ihnen kein einzig Stück, sie erhob nur ihre Stimme und rief den Spott erwidernd: „Sind diese vornehmen Herren aus jener Gegend, in welcher die Hundshäuterbuben Seidenhüte tragen?"

Da war ein Auflachen in der Menge, denn die beiden jungen Herren waren die Söhne des Abdeckers unten in der Grubmoos. Eilig hatten sie sich jetzt im Gedränge verloren.

Die Obstverkäuferin aber war im Herzen verletzt, sie nahm den Korb und ging davon, ehe das Fest noch recht anhub.

Als sie vor das Dorf hinauskam, sah sie den Bettler. Sie blieb stehen und blickte eine Weile auf die blassen, ergebenen Züge des Mannes, der noch so jung war und ein solches Schicksal hatte. Der ist völlig zu gut, um vor der rohen Menge zu betteln, dachte sie, und dann, indem sie ein größeres Geldstück aus der Tasche hob, sagte sie mit milder Stimme: „Armer blinder Mann, was bist denn Du da?"

Kaum den Ton der Worte vernehmend, springt Balthasar auf, tastet mit den bebenden Händen und stöhnt: „Mädchen, Mädchen, Du — Du bist es, die mir das Feuer hat angezündet! — Oh, ich kenne Dich, ich sehe Dich, Du schöner, Du guter Engel! Bleib' nur ein klein wenig, bleib' bei mir!"

Das Mädchen setzte den Korb ab und suchte den erregten Mann zu beruhigen. „Weißt Du's nimmer!" rief Balthasar

mit freudeglühenden Wangen, „es ist Herbst gewesen, später Herbst; der Waisenknabe ist gestanden auf der Haide, zum Erfrieren. Dann bist Du gekommen und hast das helle Feuer gemacht. Ei, Du mußt es wissen, und das Feuer brennt ja noch."

Die Obstverkäuferin hat dem blinden Manne das bereitete Geldstück nicht gegeben; sie hat den armen Balthasar mitgenommen, am Arm geführt und zuletzt auf einem Wäglein heimbefördert in den Wohlstand und den Frieden ihres Hauses.

Beide Menschen leben heute noch. Das sonst von Allen verspottete Weib hat einen Mann gefunden, der sie nicht zurückstößt und an den sie für immerdar ihr warmes treues Herz mag hängen. Und Balthasar hatte sein Auge nicht mehr aufgethan; aber in der rothen Flamme, die er immer noch sieht und sehen wird, bis sein Lebenslicht verlischt, feiert er die Liebe.

Der Fremde.

So oft, so oft wurde er gesehen, der Fremde auf dem Erikenberg, daß er schier kein Fremder mehr war. Sie kannten ihn als den Fremden, so wie sie das Kraut kannten, das alljährlich den Berg mit Purpur übergoß, so wie sie die Schwalben kannten, die alljährlich die sommerliche Luft der Gegend so überaus lebendig machten. Sie wußten aber nicht den Namen des rothblühenden Krautes, nicht den Zweck der lustigen Schwalben — und sie wußten nicht, wer der Fremde war, und was er auf dem rothen Berge doch eigentlich wollte.

Da stand auf der Höhe eine große Eiche und darunter lag ein grauer, verwitterter Stein. Auf diesem Steine saß der Fremdling und blickte hinaus in das weite Rund des Gesichtskreises, in welchem der sonnige Aether flimmerte. Es war in der Niederung eine erfreuliche Gegend ausgebreitet, fruchtbar und schön, in welcher die Menschen nicht um das Dasein kämpften, sondern es genossen. Der Fremde aber sah nichts, wußte nichts davon, sein Auge war trüb, sein Herz war alt. Saß er nicht auf dem Stein, so sah man ihn an den Berghängen und auf Waldwegen dahineilen, hastig und gebückt. Einen blauen, altväterischen Rock trug er und einen weißen, sehr breiten. blaubändigen Strohhut, der das Gesicht

zumeist bis auf den grauen, langen Bart verdeckte. Im Winter war der Mann nicht zu sehen, aber im Sommer konnte man ihm täglich auf dem rothen Berg begegnen.

Abergläubische, leichtgläubige Leute glauben nicht allein das, was sie etwa hören, sondern auch das, was sie sich selber ausdichten, und so ist der Fremde vom rothen Berg in der Leute Mund und Kopf der ewige Jude geworden.

Nur Einer war, der hatte am Fuße des Berges in einem verlassenen Steinbruch sein Haus — der wußte mehr von dem Fremden, denn er schichtete ihm täglich das Bett aus dem Laube eines vergangenen Jahres, und kochte ihm die Speisen, die jener aus der nächsten Ortschaft bringen ließ. Der Wohnung wegen war der Fremde Gast des alten Steinschlägers; bei Tische war der Steinschläger Gast des Fremden.

Saßen sie einmal beisammen und aßen Wildpret und tranken Wein.

„Du alter Steinklopfer,“ sagte der Fremde plötzlich, „jetzt habe ich Dir schon siebenmal den Frühling gebracht und sechsmal den Sommer davongetragen; ich schlafe unter Deinem Dach und steige auf Deinen Bergen herum, und sitze da oben bei dem großen Eichbaum, und bin doch nicht so müde, und schaue in's Land hinaus, und sehe doch nichts, und die Leute sagen von mir seltsame Dinge. So frage mich doch einmal, Steinklopfer, wer ich sei und was ich denn wolle.“

„Geht mich nichts an,“ versetzte der Andere und aß Wildpret.

„Es kann leicht anders werden,“ darauf der Fremde, „wenn Du mich aber nicht fragst, so mag ich nicht antworten. Bist Du des Uebrigen mit mir zufrieden, Steinschläger?“ Er deutete auf Speise und Trank.

„Warum denn nicht?“ sagte der Andere, „seit Du da bist, leb' ich wie ein Graf.“

„Willst Du mir einmal was zuliebe thun? — Vielleicht nicht lange mehr, mein Freund, und ich werde todt sein. Bin ich das, so trage mich hinauf zum Eichbaume, wälze den grauen Stein hinweg, grabe an der Stelle ein sieben Schuh tiefes Grab, lege mich hinein, wälze den Stein wieder darüber und gehe von dannen, ohne Deinen Mitmenschen ein Wort davon zu sagen.“

Dem alten Steinschläger waren bei diesen Worten der Mund und die Augen stehen geblieben.

„Das, was Du jetzt gesagt hast, darf Alles nicht sein,“ rief er endlich, „Du darfst nicht todt sein und ich darf Dich da oben nicht einscharren. Er ist bitterlich streng, unser Pfarrer.“

„Darum solltest Du über die Sache fein schweigen, und den Leuten bin ich davongegangen, wie ich ja alljährlich davongehe, und nicht mehr zurückgekommen. Es wird keine Frage nach mir sein, hier nicht und dort nicht. — Ich will Dir aber — Deinen Liebesdienst erleichtern, Steinklopfer. Dein Steinbruch, siehe, der ist verkommen, Du aber bist ein kräftiges Essen und Trinken gewohnt worden, das Du in Deinen alten Tagen wohl brauchen wirst. Horch' also auf: Wenn ich leblos bin und Du mit mir nach meiner Weisung die Pflicht genau und gewissenhaft gethan haben wirst, so soll Dir ein guter Lohn nicht ausbleiben. Laß Dir die Hand schütteln, das soll darauf das Siegel sein.“

So ist's denn auch besiegelt worden.

Es kam hierauf der Herbst, der Fremde zog davon; wie die Schwalben gegen Süden flogen, so strebte er gegen Norden hin.

Und im Lenze des nächsten Jahres wandelte er wieder in den Schluchten und in den Höhen des rothen Berges, saß wieder auf dem grauen Stein unter dem Eichbaume und lebte wieder in der Hütte des Steinschlägers.

Es verging noch etwelche Zeit, von der nichts zu sagen ist. Der Fremde lebte nach seiner Gewohnheit, wie alte Leute leben, und that nicht viel, als spazieren und rasten auf dem grauen Stein, den er sogar einmal seitwärts bewegt und wieder auf seine Stelle gewälzt hatte.

Einmal sagte der Steinschläger: „Du, ich kann's aber doch nicht thun mit Dir, auch wenn ich Dich überdauern sollte. Mein Gewissen läßt's nicht zu und Du mußt Deine geweihte Liegerstatt haben."

„Weißt Du's denn, daß ich eine solche bekomme?" dagegen der Fremde. „Nach dem Ausweis wird der Pfarrer fragen, ob ich wohl ein katholischer Christ? Sollten sie aber den Ausweis nicht finden —"

„So ist im Kirchhof auch noch ein guter Platz für die Lutherischen gesondert," sagte der Steinschläger.

„Freund," versetzte der Fremde, „laß mich nicht zum letzten Mittel greifen, um auf meinem Lieblingsplatze begraben zu werden. Du weißt, nur Selbstmördern ist es freigestellt, die Stätte ihres Grabes zu wählen; wo sie sich entleiben, dort werden sie verscharrt."

Da fuhr der Steinklopfer entsetzt auf und und schrie: „Nein! — Bist Du denn so vernarrt in Deinen häßlichen Eichenbaum da oben, der gar schon anhebt zu verdorren, in dem die Fledermäuse wirthschaften und allerhand so garstig Gethier, an dem kein Mensch ein Vaterunser mag beten, und den noch der Blitzstrahl wird verbrennen — gut, sollst darunter liegen!"

Im neunten Sommer von der Zeit an, da man den Fremden das erstemal im Gebirge wandeln gesehen, nach einer fast milden Krankheit war denn der alte Mann mit dem langen grauen Barte in einer Nacht auf seinem Laubblätterlager zur ewigen Ruhe eingeschlafen.

Der Steinschläger stand vor dem Todten und kraute sich das Haar. Dann kniete er nieder und betete: „Mein Herrgott, er ist ein guter Mann gewesen, fast wie Du selber, er hat mir ja mein Essen gereicht. Aber der Mensch hat seine Schwachheiten, darum laß es ihm und mir ja keine Sünde sein, was ich thue."

Dann verschloß er die Hütte und ließ den Leichnam drei Tage lang auf den dürren Blättern liegen. Am dritten Tage ging er zu einem Nachbar und borgte sich Zugvieh aus; er habe Brennholz von dem Berge zu fördern. Mit einer braunen Kuh und mit einem schwarzen Stier streifte der Steinschläger den ganzen Tag Gefällholz zu seinem Hause herab und als es dunkelte, da legte er in einen viereckigen Schrein, welchen er die ersten zwei Tage nothdürftig gezimmert hatte, den todten Fremdling, dem der graue Bart weit über die Brust und über die gefalteten Hände ging. Den Schrein legte er auf den Holzkarren, überdeckte ihn mit Moos und Strauchwerk; und mit der Kuh und dem Stier bespannt, ächzte das Gefährte langsam den Bergweg hinan.

Der Steinschläger ging voran und führte die Rinder an den Hörnern uud warf zuweilen einen kurzen Blick auf die Last unter dem Strauchwerk. Es war kein Abendroth und kein Mondschein hernieder zwischen den Kronen, es wurde völlig dunkel. Und die Räder des Wagens knarrten so laut in den Wurzeln und Steinen, daß der Steinklopfer fürchtete, sie hörten es weit in die Gegend hinaus und erriethen es

aus dem seltsamen Hallen und Schallen, was für ein Fuhrwerk den rothen Berg hinangleite.

Als der kleine Zug in die Lichtung hinauskam, wo die weiten Felder der Eriken anheben, die im Lenze den Berg mit leuchtendem Purpur kleiden, da keifte ein Hündchen des Weges, und die schlanke Gestalt eines Menschen schritt den Berg herunter. Dem Steinschläger wollten die Kniee einbrechen vor Schreck, denn der niedersteigende Mann war der Pfarrer aus seinem Sprengel, der eben von einem Versehgange zurückkehrte.

„Ei, so spät noch fleißig?" redete der Priester unsern Fuhrmann an.

„Wohl, wohl," versetzte dieser, „küß die Hand! — Hi! Schwarzer, hi!"

„Was schleppt Ihr denn da den Hang heran?"

„Ja, 's ist wohl ein Schleppen!" entgegnete der Andere, mit sich rathlos, was er sagen sollte. — „Na, der Brunnentrog oben auf dem Weidboden, der fault, schauderlich fault er und hält kein Wasser mehr für's liebe Vieh. Je nu, sag' ich zu den Rindern da, wenn ihr oben trinken wollt, so müßt ihr früher einen neuen Brunnentrog hinaufziehen. Ausgehackt hab ich ihn und so schleppen wir ihn halt jetzt hinauf."

„Nu, schön! Gott mit Euch!

„Ich küß die Hand, und daß Hochwürden nicht fallen, im Wald ist's finster. — Hi, Schwarzer!"

Der Pfarrer trottete von dannen; das Hündchen keifte noch lange. Die Gefahr war vorüber.

„Gott mit Euch!" sagte der Steinklopfer sinnend zu sich selber. „Das herzerfrischende Wort behalt' ich diesmal nicht für mich, das geb' ich dem, der dort in der Truhe liegt. Es soll sein priesterlicher Grabsegen sein."

Um die alte Eiche zitterten die Funken einiger Johannis-würmchen. Da spannte der Steinklopfer die Thiere vom Wagen los und an den grauen Stein, um diesen mittelst ihrer Kraft von der Stelle zu rücken. Dann hub er an und grub das Grab. Die Rinder grasten in dem thauigen Gekräute, unter welchem Grillen wisperten; der Himmel war sternenhell. Der Mann grub. Zuweilen stieg er in die Grube, um durch die Länge seines Körpers die Tiefe zu messen. Um die Zeit der Mitternacht ging sein Auge nicht mehr über den Rand, er aber hub der Weisung gemäß auch noch den siebenten Schuh aus, und da stieß sein Spaten plötzlich auf einen schrillenden Gegenstand. Ein Eisenkistchen. Er stellte es auf den Rasen, und als endlich das Grab fertig geworden war, da schob er den Schrein vom Karren und ließ ihn langsam in die Tiefe gleiten. Hierauf stand er eine Weile still vor der Grube und sagte: „Du unbekannter Mann, Du hast Recht; hier kannst Du ewig ruhen. Ruhe im Frieden!"

Das war die Grabrede. Nach kurzer Zeit lag der graue Stein auf der neuen Stätte und der Steinschläger nahm das Eisenkästlein und fuhr mit seinem Gefährte dem Thale zu.

Das Kästchen war nicht verschlossen; in demselben lagen drei Blätter Papier und ein schwarzer Ring mit einem glä-sernen Knopf. Sonst nichts. Auch gut, des Lohnes wegen hat der Alte das Werk der Barmherzigkeit an dem Fremden nicht gethan. Auf den Blättern standen Zeilen, aber der Steinklopfer konnte nicht lesen. Er legte die Blätter hin, steckte den schwarzen Ring zu einem Andenken an den Finger. — Der Mann wurde alt, er wäre verhungert, verdorben, trotz des hellen Sternleins, das in den öden, finsteren Nächten an seiner mageren Hand blinkte.

Der Arzt hatte das seltsame Leuchten des Knopfes entdeckt; so wurde jählings die nachdrückliche Frage gestellt: „Steinklopfer, woher hast Du diesen Ring?"

Jetzt hat der Alte Alles müssen bekennen.

Vor Richtern und Herren wurden die drei Blätter vorgelesen, die in dem Eisenkästchen gelegen. So lautet der Inhalt:

— „Mein Vaterland war Schweden, mein Los war ein glückliches, ich war jung, reich und frei. Meine Sehnsucht ging nach den schönen, sonnigen Ländern des Südens. Auf der Reise dahin durchzog ich zu Fuße die Alpen. Da fand ich eines Tages unter dem Schatten einer Bergeiche ein Mädchen sitzen.

Es gehörte zu einer Bergfahrer-Gesellschaft, die den beschwerlichen Gipfel bestieg, während es unter dem Baume ruhen und die Rückkehr der Genossen erwarten wollte. Das Mädchen saß auf einem Stein; es war recht jung, aber doch erwachsen, es trug ein einfaches, lichtes Kleid, es hatte sehr große Augen und blonde Locken, die in zwei Flechten nach rückwärts hingen und an den Enden mit einem blauen Bändchen aneinander gebunden waren. Ich setzte mich nebenhin auf den Rasen, und wir sprachen. Ich war heiter, sie war ernsthaft; wir redeten wie Bruder und Schwester. Fast zwei Stunden waren wir so zusammengesessen, da kam die Gesellschaft vom Berge herab; das Mädchen blickte mich mit seinem großen Auge noch einmal an und ging dann mit den Anderen davon. — Ich weiß es nicht mehr, wie lange ich unter dem Baume gesessen bin, aber das weiß ich wohl, jenes Kind wäre mein Lieb, meine Gattin gewesen. — Ich sah es früher niemals, ich sah es seither niemals mehr. Ich habe ihretwegen die Welt durchwandert, ich habe die

deutschen Städte und Flecken durchsucht, denn sie war ein deutsches Kind. Die Sehnsucht nach diesem Wesen ist in mir gewachsen Tag um Tag, hat endlich alles Uebrige in mir erdrückt, hat mein Herz verkehrt. Ohne anderes Ideal war meine Jugend, ohne Thaten war meine Mannbarkeit; der Greis hat ein krankes Gemüth. Die Lieb' kann den Menschen zum Narren machen. — Kaum zwei Stunden! Wer ist so alt geworden, und wer hat so kurz gelebt, wie ich?! — Als ich endlich nach vielen Jahren verzichtet, sie wiederzusehen, bin ich nur noch dem Eichbaume zugewallt, unter dem sie geruht hat. Auf demselben Stein zu sitzen, war mein ganzes Glück; und auf jener Stelle zu ruhen, ist mein Wunsch und meine Hoffnung. — Ich habe Ordnung gemacht in meinem Lande, es wird Niemand nach mir forschen. Ich habe Anstalten getroffen, daß ich nach meinem Tode in's Erdreich unter der Bergeiche bestattet werde. Wenn, was ich erwarte, der Mann, der am Fuße des Berges die Steinbruchhütte bewohnt, sein Versprechen redlich löst, so wird er auf diese Schrift und auf den Ring stoßen. Dem Ring werden die Menschen einen großen Werth beimessen, er sei dem Manne zu eigen, der mich auf der theuersten Stätte dieser Erde zur ewigen Ruhe gebracht hat. — Sollten diese Worte eines armen Mannes öffentlich bekannt werden, was zum Ausweise des Steinarbeiters wohl nöthig sein mag, so bitte ich Euch, Ihr Menschen, laßt mich liegen, wo ich liege, laßt das Gras darüber wachsen, wie es wächst." —

Kein Name war unterschrieben; aber die Leute erkannten die Schrift als die Züge des Fremden.

Der Steinschläger hätte nun noch viele Jahre leben können, um den Edelstein zu verbrauchen; es ist aber besser, daß er ruht. Der Edelstein wandert heute friedlos in der

Welt herum, wie einst sein Herr. Er gründet Menschenglück, er zerstört Menschenglück; er ist der Lohn für manche That, der Sold für manches Begraben.

Heitere Wandervögel jubiliren um die alte Eiche auf dem rothen Berg, und sie fliegen davon in die Weiten. Suchen sie den Edelstein? Suchen sie das Mädchen mit dem großen Auge?



Der Orgler zu Sanct Thomas.

An einem thaufrischen Sommer-Sonntagsmorgen kamen drei Touristen aus Wien in das Alpendorf, genannt Sanct Thomas in der Klausen. Auf dem Hügel stand das Häuschen Gottes, dessen zwei Glöcklein durch das enge Thal klangen, um die auf allen Höckern und in allen Falten des Gebirges zerstreute Gemeinde zusammenzurufen. Die Touristen stiegen zum Kirchlein hinan. Aus Frömmigkeit — das könnt ihr euch denken — geschah es nicht; hingegen hat der Allweise den Stadtleuten die Neugierde in's Herz gelegt als Beweggrund, von Zeit zu Zeit den Tempel des Herrn zu besuchen.

Unsere Touristen hatten im Club der Alpenfreunde erzählen gehört, daß der Pfarrer zu Sanct Thomas ein wunderlicher Heiliger wäre; diesem zur Ehr' traten sie ein. Sie kamen eben recht, als er die Kanzel bestieg. Es war ein kleines, ältliches Männlein, aus dessen einem Auge Einfalt, aus dessen anderem Schalkheit lugte. Mit diesen Aeuglein bemerkte er gar bald den freundlichen Zuwachs seiner Zuhörerschaft. Sofort rief er — bevor er zu predigen begann — mit einem Fingerwink den Kirchendiener zu sich, sagte ihm etwas in's Ohr und ein paar Minuten d'rauf kam der Meßner und legte einen Schlüssel in des Pfarrers Hand.

Dieser beschwerte mit dem Schlüssel das Evangelienbuch, dann streifte er die weiten Aermlinge des Chorhemdes ein wenig zurück und hub an so zu reden:

„Meine lieben Sanct Thomasler! Wie Ihr aus dem heiligen Evangeli vernommen, ist heute die Geschichte vom verlorenen Schäflein, worüber ich Euch erst kürzlich bei der Christenlehre ein Langes und Breites vorgemacht habe. Bin heute nicht recht aufgelegt, hab' letzte Nacht schlecht geschlafen, weil die Teuxelsbuben mit ihrem Anfensterln im Dorf keine Ruh' geben, und wollen wir daher anstatt der Predigt auf eine gute Meinung drei Rosenkränze beten."

Die drei Touristen guckten sich gegenseitig an. — Drei Rosenkränze? Da kommt auf Jeden einer. O, leider nein, es kommen auf Jeden drei. — Schlichen die Herren — während schon das Gemurmel des Psalters begann — dem Ausgange zu. Und siehe, die Kirchenthür war verschlossen.

So fängt man Füchse.

Länger denn eine Stunde mußten sie mitten unter den braven Sanct Thomaslern zubringen, konnten zur Kräftigung den Odem der guten Naturmenschen zur Genüge schlürfen. Sie knirschten, aber sie schlürften.

Die Andacht des Herrn Pfarrers bei denselbigen drei „Rosenkränzen" zu prüfen, steht uns nicht zu, und wollen wir nur berichten, daß unmittelbar nach der Beendigung der hundertachtzig Vaterunser und Ave-Maria das Kirchenthor sich knarrend wieder aufthat. That sich auf, aber die Touristen blieben in der Kirche und ganz freiwillig. Es gab etwas Absonderliches zu hören. Nicht von der Kanzel, sondern vom Chore. Dort saß ein Knabe und spielte die Orgel in einer sehr verwunderlichen Weise. Er spielte ein Kirchenlied so rührend, schlicht und fromm — man meinte gar, die Orgel-

pfeifen wären lebendig und lobten aus eigenem Herzen den Herrn. Unsere Städter hatten wohl schon die größte Kunstfertigkeit auf ähnlichen Instrumenten zu bewundern Gelegenheit gehabt, aber eine solche seelenvolle Innigkeit, ja Heiligkeit im Orgelspiel war ihnen was Neues. Zudem war der spielende Bauernknabe schön wie ein Engel. Sein Haupt mit den gelben Locken war etwas vorgebeugt, auf den Wangen blühte die Freude über die Klänge, seine schattigen Augenlider waren geschlossen. Seine frischen Lippen bewegten sich leicht, als begleite er die Orgel mit leisem Gesang. Als sich das Spiel in höhere Töne hob, hob auch der Spielende das Haupt, schlug die Augenlider auf und — in diesen Augen leuchteten keine Sterne.

Der Knabe war blind.

Hier will ich die kleine Geschichte des blinden Musikanten erzählen, wie sie den Touristen erzählt worden ist.

Mit dem Rocken-Hans hebt sie an. Der war vor fünfzehn Jahren noch Wildschütze gewesen — theils aus Hunger — weil Nothwehr erlaubt ist — und theils aus Passion — weil das Wildern verboten ist. — Arme Wildschützen soll man nicht zu Verbrechern machen — sondern zu Jägern. Das sind die findigsten, wachsamsten Kerle, die verläßlichsten Hüter und, gilt es, die schärfsten Schützen. Auch den Rocken-Hans hatte man zum Jäger gemacht, aber aus der Klausen in eine andere Gegend versetzt, wo er an die zehn Jahre verblieb, sich ein Weibchen beilegte und zufrieden war. Vollauf zufrieden darf selbst ein Jäger im grünen Walde nicht sein. So scharfe Augen der Vater hatte, das Kind war blind. So schön das Mutterantlitz ist, wenn es zum Kinde lächelt, der Knabe sah es nicht. Nur ihre trautsamen Wiegenlieder hörte er. Dann, als die Mutter stumm geworden war

und man ihr zum Ueberflusse noch Erde auf den Mund gelegt hatte, saß der Knabe auf dem Bänklein vor dem Jägerhause und hörte den Finken und den Drosseln zu und allem Gevögel, das da sang und zirpte im Waldland. Am Abende waren die Grillen und die Frösche zu hören und das Rieseln des Baches und das Säuseln der Wipfel im Abendhauch. Im Winter aber — wenn Alles still war — schlafend die Vöglein, hartgefroren der Bach, verhüllt die Bäume — saß der Jäger neben dem kleinen Sohne und machte ihm vor, wie die Gemse pfeift, das Reh bellt, der Auerhahn balzt und der Rabe kräht. Das war alle Musik in weiter Bergrund', und der blinde Knabe dürstete nach dem Lichte der Töne.

Sagte der Jäger eines Tages zu seinem Sohne: „Jetzt bist Du schon stark, Heinrich, und morgen ist Lichtmeß; Du gehst mit mir nach Thomas in die Klausen — bin selber schon eine gute Weil' nicht mehr dort gewesen — und da wirst Du auf dem Kirchenchore was hören, was Du Deiner Tage noch nicht hast gehört. Mußt Dich jetzt schlafen legen, wir stehen um Eins in der Nacht auf.“

Der Weg vom Jägerhause bis in die Klausen ist im Sommer fünf Stunden lang, im Winter zieht er sich auf sechs und unter kurzen Beinen ist er noch länger. Der Knabe ging zu Bette, aber schlafen konnte er nicht. In Trauer schläft sich's leicht ein, in Freude nicht. Heinrich dachte an des Vaters Worte vom Kirchenchor — was das sein sollte, wußte er freilich nicht, was Besonderes gewiß. Endlich, als er einschlummern wollte, kam der Jäger, ihn zu wecken. Und sorgfältig kleidete der Mann den Knaben an, gab ihm heiße Ziegenmilch zu trinken und schnallte ihn auf die hölzerne Rückentrage, wie solche im Gebirge gebräuchlich sind. Und

nahm die Trage auf den Rücken, verschloß das Haus und ging in sternheller Winternacht davon.

Nach einer halben Stunde fragte der Knabe: „Kommen wir schon in die Klausen, wo die Kirche steht?"

„Jetzt noch nicht, Heinrich. Bist Du müde, so schlafe."

In eine Fuchshaut gewickelt schlief der Knabe ein und der Vater ging und ging und freute sich insgeheim auf die Kirchenmusik in Sanct Thomas, die immer so prächtig war gewesen, freute sich auf die Freude seines Kindes.

Und dann, als hoch an den starren Felsen die Morgensonne leuchtete, ging er durch die Schlucht der Klausen. Und als die Glocken vom Sanct Thomas-Kirchlein läuteten, wachte der kleine Heinrich auf und sagte: „Vater, hörst Du's auch, wie der Vogel schön singt?"

Der Jäger that den Kleinen von der Rückentrage und nun gingen sie Beide den Hügel hinan und in's Kirchlein hinein.

Am Altare stand der Priester, die Gemeinde lallte Vaterunser auf Vaterunser — und nichts als das.

Heinrich horchte andächtig und meinte, das wäre jenes Seltsame am Chor, wovon der Vater gesprochen. Der Jäger aber wendete sich flüsternd an einen alten Bauer: „Was ist's denn, haben 'leicht die Thomasler keine Musik?"

„Freilich nicht, freilich haben wir keine," gab jener zur Antwort, „die Orgel und die Pfeifen und Geigen sind wohl noch oben, aber kein Musikant ist dabei. Die alten sind weggestorben und junge werden keine mehr abgerichtet. 's schaut kein Geld dabei heraus und umsonst wollen die Leut' heutzutag' nicht einmal für den Herrgott was thun. Der Herr Pfarrer kann wohl orgeln — aber wer liest hernach die Mess'? Unser Lehrer bläst nur Eine Pfeife, seine meer-

schaumene. — Gottsredlich wahr, jetzt hat Eins in der Kirche auch keine Freud' mehr."

Der Mann hätte sicherlich noch eine Zeit lang fortgeflüstert, da stieß ihn sein Beisitzer mit dem Ellbogen: „Willst schwatzen, Michel, so geh' hinaus, sonst bringst die Leut' vom Beten ab!"

Der Michel war mäuschenstill, der Rocken-Hans führte sein Söhnlein wieder aus der Kirche, daß der Kleine doch zum Wenigsten die Spatzen und die Gimpel höre, die auf den Dächern zwitscherten.

Gingen hierauf zum Bäckenwirth und der Vater rückte dem Knaben das Suppenschälchen unter das Kinn und das Weinglas in die Hand.

„Vater, wann ist das auf dem Kirchenchor, was ich mein Lebtag noch nicht habe gehört?"

Am Nebentische saß, eben vom Gottesdienste zurückgekommen, der Pfarrer. Er nahm das Frühstück ein, hörte die Worte und rief zum Jäger herüber: „Der Rocken-Hans? Auch wieder einmal bei uns herüben? Brav, brav! — Sohn das? Recht brav. Ein sauberes Bübel! Nichts Handküssen. Wie heißt denn, Kleiner, he? Heinrich? Brav. Mein Gott, das Kind hat ja — schlechte Augen?"

„Halt ja, halt ja, Hochwürden," sagte der Jäger, „und desweg', weil er nicht sehen thut, so wollt' ich ihn was hören lassen." Und erzählte nun, daß sie gekommen wären, um die Orgel zu hören in der Kirche zu Sanct Thomas. Alsogleich rannen dem Pfarrer die Thränen über die Wangen; das blaue Sacktuch kam schon zu spät.

„Ah na," sagte er hernach, „umsonst sollt Ihr den Weg nicht gemacht haben. Ist Dir warm, Bübel? Dann wollen wir miteinander in die Kirche gehen."

Sie gingen in die Kirche, es war kein Mensch mehr d'rin. Die Leute hatten sich satt gebetet und dabei Appetit für ein Mittagessen bekommen. Die Drei stiegen auf das Chor. Der Pfarrer setzte den Knaben in die Orgelbank, legte dessen Fingerchen auf die Tasten. „So, Kleiner, jetzt halte still, gerade so, wie die Finger liegen. Brav. Und wenn ich sag': Druck nieder, verstehst, so druck nieder und halte aus -- halte aus, so lang's Dich freut."

Zog hierauf die Riemen des Blasebalges und rief sein: „Druck nieder!" Der Knabe that's und erschrak vor dem, was jetzt war: ein klingendes Band, ein tönender Strom — und doch unvergleichbar mit Allem, ganz einzig zu hören, wie ein Gedanke, der schallt, wie eine Freude, die klingt.

Unbeweglich saß der Knabe da — sein Antlitz blaß wie ein Steinbild, so horchte er der Musik. Die Hände preßte er auf die Tasten, bis die Finger vor Wonne zu zittern begannen. Und siehe, da zitterte auch der tönende Strom und nun wurde er es inne, der Knabe aus dem Wald, daß man seine Seele kann ausrufen in solcher Weise, daß die Musik die Sprache des Herzens ist.

So war der Anfang.

Und von diesem Tage an verblieb Heinrich, der kleine Junge, in Sanct Thomas und lernte von dem Pfarrer das Orgelspielen. Traurig und glücklich im Vaterherzen kehrte der Rocken-Hans allein zurück in sein Revier. Zu jedem Sonntag aber kam er in die Klausen und nach einem halben Jahre — am hohen Frauentage im August — als er wieder in die kleine Kirche trat, summte nicht mehr der öde Psalter an sein Ohr, da der Pfarrer am Altare stand. Die Orgel klang, und der alte Waldmensch fühlte in den Tönen das liebe, junge, weiche Herz seines Kindes.

So ist die Gemeinde von Sanct Thomas wieder zur Kirchenmusik gekommen. —

Einer von unseren Touristen war nach solcher Kunde zum Pfarrer des Alpendörfchens gegangen, um ihm die Hand zu drücken.

„Ah na," meinte der Seelsorger schalkhaft, „wenn meine Predigt nur gefallen hat. Ich habe den Herren halt gerne zeigen mögen, wie sich nacheinander drei gelallte Rosenkränze machen, die wir sonst jeden Sonn- und Feiertag anstatt der Orgel gehabt haben. — Für Musik will die Schule auf dem Lande jetzt nichts mehr thun, und ohne Musik kann kein Vogel auf dem Baume leben — und keine Grill' im Grase — geschweige ein Mensch. Nichts für ungut, lieber Herr!"

„Und der blinde Knabe? Wie steht's mit ihm?"

„Der ist rechtschaffen zufrieden, er ist nun nicht mehr blind, er sieht mit den Ohren."



Der Himmelherrgotts-Wirth.

Eins sagt man den Tirolern nach. Sie hätten nämlich — sagt man — ihre Straßen darum so krummlinig angelegt, damit die Fremden um so länger durch's Land zu reisen und dabei um so mehr Geld im Lande zu lassen hätten. Indeß vermuthe ich, daß die krummen Linien weniger vom geradsinnigen Tiroler, als vielmehr von seinen höckerigen Bergen herrühren. Wohl wahr, die Straßen, die dort und auch anderswo im Zickzack die Thäler durchziehen, wie eine mit schwerfälliger Hand gezogene Currentschrift, könnten streckenweise nachdenklich machen, wenn nicht schon die Eisenbahn da wäre, welche keinen Berg und keine Schlucht respectirend die alte Schrift mit geraderen Linien durchstreicht.

Ich bin kein Ehrabschneider — am wenigsten in so einem Buche, welches das ganze Jahr und durch alle heiligen Zeiten da ist und immer wieder genau dasselbe nacherzählt, was man ihm einmal gesagt und geschrieben hat — aber dem Himmelherrgotts-Wirth zu St. Peter beweise ich's, daß er viele Jahre lang jene Absicht hatte, die man den Tirolern ungerechterweise zuschreibt.

Man sieht's ihm sonst nicht an, er ist ein Bauer wie jeder andere, und trägt auch gerade kein Gesicht um, dem man so viel Bösartigkeit zutrauen könnte; aber er hat ein

Wirthshaus und treibt Handel, und so Leute, die ihren Vortheil bei anderen Leuten suchen müssen, werden es allmählich gewohnt, Andere zu übervortheilen. „Geschäft" heißen sie es. Ja, wenn jedes unschöne Ding einen so schönen Namen hätte, es gäbe keine Betrüger und Gauner und Galgenstricke auf der Welt.

So weit sagt man dem Himmelherrgotts-Wirth nichts Unrechtes nach. Daß ich nur erzähle.

Das Dörflein St. Peter mit der Kirche und dem Wirthshaus steht auf einem Hügel. Die belebte Straße, die durch das Thal geht, steigt diesen Hügel hinan und drüben wieder hinunter in dasselbe Thal. Auf der Höhe, just vor dem Kirchhofsthore, auf einer weißen Tafel steht mit schwarzen Lettern der schöne Spruch: „Radschuh bei Strafe von zwei Gulden!" — Was sind an diesen beiden Steigungen nicht für höllische Wetter zusammengeflucht worden von blaukitteligen Fuhrleuten! Ruckweise gehetzt und geflucht, dann wieder geschoben und geflucht, dann wieder stecken geblieben und geflucht, und nachher die wilde Jagd von einer Wasserkehre zur andern und geflucht.

So ging's Tag und Nacht, und selbst am Festtage war keine Stunde frei von solchem Lärm. Was sind die Rösser seit Urzeiten nicht geprügelt worden auf diesem Wege zum heiligen Peter hinan! Aber oben stand das Wirthshaus, da gossen die Fuhrleute Wein auf ihre Galle. Und hinunter ging's lustiger, da gab's nur zu fluchen, wenn bei Nichtanwendung des Radschuhes der Wagen einmal ein paar Pferde niederstieß und darauf der Zöllner die zwei Gulden Strafe einhob.

Aehnlich ging's Jahrzehnte lang zu. Da kam den Leuten vor wenigen Jahren eine merkwürdige Idee, die weiß

Gott, wie lange schon in der Luft gehangen sein mochte oder unten auf dem Erdboden gelegen neben dem Bach, ohne daß sie ein Mensch gefunden hätte.

„Warum," sagten die Leute auf einmal, „muß die Straße den vertrakten Berg hinansteigen? Warum soll sie nicht unten im ebenen Thal neben dem Bach hinlaufen wie die vielen Meilen her?"

Warum? Ja, es wußte Keiner warum. Nur der Kirchenwirth zu St. Peter gab Antwort.

„Warum?" sagte er und machte ein Auge zu, wie er immer that, wenn er etwas Gescheites sagte, „das ist des-weg', weil im Thal beim Bach meine Wiese ist, über die ich nicht fahren lasse."

„Du laßt nicht fahren!"

„Laß' nicht fahren."

„Kirchenwirth," versetzte ein Anderer, „Du weißt recht wohl, daß Dir Deine Wiese gut bezahlt werden wird."

„Weiß es wohl."

„Aber Du weißt es auch, daß Dein Wirthshaus auf dem Berg von der Straße leben muß. So steht die Sach'."

„Und so wird sie auch stehen bleiben!" damit schnitt der Wirth das Gespräch ab.

Seitdem war's wieder beim Alten. Aber doch nicht ganz. Früher fluchten die Fuhrleute, aber sie wußten nicht, auf wen; die steile Straße war unschuldig, sie wäre am liebsten gar keine Straße und möchte grünes Gras auf sich wachsen lassen; die schweren Eisenflossen waren unschuldig, sie wären am liebsten für alle Ewigkeit im Erzberg ruhen geblieben. Und die Weinfässer, Salzladungen und Kornsäcke konnten nichts dafür, daß sie so schwer wogen — und den Pferden konnte im Grunde nichts Ueberpferdliches zugemuthet werden.

Und wenn manchmal eine Kutsche mit Leuten bepackt heranächzte, so waren es gerade diese Lasten, die am wenigsten ein Scheltwort annehmen wollten. Die schönsten Flüche verpufften in der Luft. So früher. Aber jetzt! Jetzt wußten sie, wer Ursache war des blutigen Marterweges zu diesem Dorfe hinan, wo schließlich Keiner was zu thun hatte, was nicht auch im Thale gethan werden konnte. Die Flüche nannten von nun an den Kirchenwirth, schossen dem Kirchenwirth zu, diesem „kreuzvermarideiten Himmelherrgotts-Wirth!" Wer wüßte es nicht, wie einzig so ein blaukitteliger Fuhrknecht in seiner Wuth schelten kann. Und so bekam der Kirchenwirth den an und für sich sehr schönen, aber seiner Ursache wegen nicht schmeichelhaften Titel: „Himmelherrgotts-Wirth". Man muß es nur hören, wie das klingt, wenn es zwischen knirschenden Zähnen herausgeknurrt wird.

Aber der Himmelherrgotts-Wirth machte sich nichts d'raus. Eher, als er die Straße unten im Thale über seine Wiese gehen ließe — an St. Peter vorüber, ohne nach St. Peter zu kommen, und die Fuhrleute und die Reisenden etwa gar unten beim Mosthansel einkehrten — eher läßt er sich kohlschwarz anfluchen über und über; dem Geldbeutel thut das ja nicht weh. — Dem Geldbeutel, meint ihr, das Fluchen nicht weh? Ja seht, das Heranfluchen freilich nicht, aber das Vorbeifluchen doch! Die schwersten Fuhrwerke ächzten an dem Wirthshause vorüber und kehrten im Thale beim Mosthansel ein. Das war sonst eine recht kleine, schlichte Wirthschaft, beim Hansel, denn der Kirchenwirth hatte sie nie emporkommen lassen. Aber jetzt schaffte sich der Hansel mehrere Gattungen Weine an — alte und junge, weiße und rothe, süße und saure — fast so verschiedenerlei, als der Gäste waren; legte sich auch Heu, Hafer und Kukuruz an, den

Zugthieren zu Nutz, und Thierfleisch für Solche, welche Heu und Hafer verschmähten und sich doch sättigen und stärken wollten zum Fluchen über den Hügel, oder sich davon zu erholen hatten. Der Hansel selbst war ein junger, umsichtiger und unterhaltsamer Mann, der mit einer alten Muhme, die recht schwätzen konnte, die nun aufblühende Wirthschaft betrieb. Und wenn der Sonntag kam, so kamen sogar die Bauern der Umgegend zum Hansel zusammen, weil dort jetzt immer Gesellschaft war, und auch weil es freier herging, als wie beim Kirchenwirth, wo der Pfarrhof und der Friedhof so nahe waren. Da fanden sich auch Musikanten ein und es that sich zur Sommerszeit oft ein ganzes Volksfest zusammen vor dem Mosthansel-Haus.

Zu solcher Zeit schien es fast, als käme die Reihe zum Fluchen an den Himmelherrgotts-Wirth. That's aber nur im Gedanken; auswendig schnitt er ein gar lustiges Gesicht.

„Das wär' schon zum Lachen, wenn unsereiner auf so ein paar läppische Roßknecht' anstünd'. Man hat eh' von diesen Leuten mehr Schaden gehabt als Nutzen. Den Hof voll Mist, ja, das machen sie Einem, und schuldig bleiben, das können sie wie's Schmenten (Fluchen) und das Schmenten können sie weit besser wie Vaterunserbeten. Fuhrleut' Geld haben! Ja, wer's glaubt, wird selig; auf meiner schwarzen Tafel steht ein ganz anderes Evangeli zu lesen. — Und die Herren Cavaliere, die vorbeifahren — hört mir auf, denen ist das Beste zu schlecht und das Wohlfeilste zu theuer. Mag mich gar nimmer scheren mit so Leuten — mag nicht, sag' ich!"

„Da hast einmal in Grund und Boden recht, Wirth," entgegnete ihm darauf eines Tages der Tabakkrämer. „Desweg ist's am gescheitesten, wir bringen die Straße zum

Dorf herauf ganz ab. Lassen es gar nicht mehr herauffahren, das Bettelvolk — soll unten bleiben am Bach und Kroissen (Krebsen) fangen."

„So redest Du!" rief der Wirth, „Du, der morgen schon Hunger leidet, wenn heut' kein Fuhrknecht mit der Blader vorspricht! Oder willst Du ihn Dir mit Essig und Oel machen lassen, Deinen Tabak?"

Der Andere schupfte die Achseln: „Was kann ich machen! Die Landstraß' haben sie nicht gebaut, daß ich meinen Tabak anbring'. Verlegen sie den Weg, so muß ich mir halt helfen, wie ich kann. Daß ich ein Narr wär' und gegen die Vielheit streiten wollt'! — Schnupf' Eins, Himmelherrgotts-Wirth!"

Der Wirth schlug ihm die Dose aus der Hand.

„Geschieht mir recht," murmelte der Tabakkrämer, „wenn man den heiligen Namen auf den hängt, das ist Gotteslästerung."

Und der Bau der Straße im Thal verzögerte sich von Jahr zu Jahr, denn gutwillig gab der Wirth die Wiese nicht und Gewalt wollte man nicht brauchen.

Da ging einmal ein alter Wurzelgräber durch das Dorf; der hörte das Schelten und Gotteslästern der Fuhrleute, die dem Kirchenwirth alle schwere Noth und den leidigen Teufel in's Haus wünschten. An der hinteren Thür des Wirthshauses standen die Kinder des Wirthes, denen rief der alte Mann zu: „Euer Vater führt ein gutes Leben. Wenn aber die Flüche all' an Euch ausgehen sollen! Es heißt ja doch, der Eltern Sünden müssen die Kinder büßen. 's ist schauderlich! Behüt' Euch Gott, Kinder, ich thu' Euch nichts."

Und ging von Hundegekläff begleitet vorüber.

Da stund es an noch etliche Jahre, und es kamen die Weihnachten 1876. Der heilige Abend ist doch sonst gewiß kein Unglückstag, gleichwohl er der Jahrestag ist, an welchem Adam und Eva erschaffen worden sein sollen. Aber beim Kirchenwirth zu St. Peter trug sich an diesem Tage was Trauriges zu.

Bisher, so lange von steifen Trotzköpfen und bösem Fluchen die Rede gewesen war, wollte ich das Dasein eines schönen Kirchenwirthstöchterleins nicht verrathen. „Sie war wie eine Blume," man kann's besser nicht sagen. Sie war nun siebzehn Jahre alt und das Einzige, welches dem Wirthe von seinen Kindern übrig geblieben. Ihretwegen war die letzte Zeit her mancher junge Fuhrknecht, der zu Trotz hier nicht mehr einkehren wollte, weit schwerer auf dem ebenen Boden vor dem Wirthshause vorübergefahren, als den Berg heran. Dieses Wirthstöchterlein war bei so Manchem der triftigste Grund, daß die Straße an beiden Seiten den steilen Hügel zum Dorfe hinanstieg. Ob Julchen für oder gegen die Verlegung der Straße war, das getraue ich mir nicht zu entscheiden, denn solche junge Leute gehen ihre eigenen Wege.

Und einen solchen, ganz absonderlichen, ging sie an jenem heiligen Abend.

Man kennt ja die Weiber — aus lauter Warmherzigkeit und Lebenssehnsucht und Ahnen und Bangen abergläubisch über alle Maßen! Schon die jungen! — Da ist der rothe Holler. Am Christabende während des Ave-Läutens gepflückt und dann in einen Blumentopf gesteckt, kann er im nächsten Frühjahr grünen. Thut er's, so kommt in demselbigen Jahre der Bräutigam. Ein Dirndl von siebzehn Jahren — da

kann der Hollerzweig doch etwa schon grünen .... Man probirt's, nützt es nicht, so schadet es auch nicht.

An der rückwärtigen Kirchhofsmauer zu St. Peter wächst rother Holler. Mit einigem Zagen, aber vielem Muthe läuft Julchen, während auf dem Thurme die Ave-Glocke wiegt, im Dunkel über den Kirchhof. Sie schaut sich nicht viel um, erhascht einen Zweig, eilt rasch wieder zurück und stürzt aus Hast in ein offenes Grab. Dasselbe war für einen alten, müden Pilger bereitet worden, der just am heiligen Christtag in die ewige Ruh' gehen wollte, oder — wie man's nimmt — in die Krippe aus Erden, aus der wieder eine Urständ ist. — Wie der Küster das Thor schließt, hört er den Schrei — läuft hin und zerrt das vor Schreck völlig ohnmächtige Mädchen aus dem Grabe hervor; es ist bewegungslos wie eine Leiche, und so wird sie nach Hause getragen.

Der Wirth ist dem Zusammenbrechen nahe, er meint, das Kind sei todt. Die Leute rennen auf der Gasse um und der böse Leumund, der immer nur auf einen Anlaß — am liebsten ein Unglück — wartet, bricht los wie ein zischend Heer in der Luft, das man nicht sieht und nicht fassen kann, und das in jedes Ohr bläst Spott und Hohn, und Schadenfreude weckt in dem Menschenherzen, auf welches reuig zu schlagen wohl Jeder eine Ursache hätte.

„Da seht, da seht," riefen die Leute, „das hat er jetzt! Umsonst ist der nicht so oft verflucht worden. Jetzt geht die Frucht auf. Fällt ihm sein Kind lebendig in's Grab! Ist das nicht augenscheinlich eine Strafe Gottes?"

Doch sachte, sachte! Kann ein abgerissener Zweig wieder grünen, so kann auch ein junges, dem Grabe entrissenes Menschenkind wieder leben. Meint ihr nicht, Leute? Ei geht, ihr grinsenden Schwarzseher, freilich kann es wieder leben.

Tretet in's Haus und seht, Julchen sitzt aufrecht, es fehlt ihr nichts. Ohnmachten bei jungen Leuten ziehen vorüber wie eine Frühlingswolke an der Sonne. Ihr Vater ist noch blaß vor Schreck, mit zitternder Hand streicht er ihr die Friedhofserde von ihrem goldlockigen Haar.

Und in der Nacht, als das Mädchen geruhsam im Bette schlief und auf dem Thurme des Himmels Engel schon die Glocken läuteten, auf daß die zerstreute Gemeinde zusammenkomme zum strahlenden Altare — da wankte auch der Wirth in die Kirche. Er wankte wie ein Greis, der Schreck stak ihm noch in den Gliedern, noch bebte ihm das heute plötzlich aufgerüttelte Herz. Daß sie an diesem bedeutungsvollen Tage in das Grab fiel, das konnte kein gutes Zeichen sein. . . Ihm war so hart und bang.

So wollte er denn in dieser lieblichen Nacht, in welcher der Christ mit seiner ewigen Gnade herabgestiegen ist zur Erde, in welcher ein solcher Jubel waltet, daß selbst die Vöglein erwachen aus ihrem Winterschlafe und im lichterdurchschimmerten Gotteshause das Lob der göttlichen Liebe singen helfen — in dieser Nacht wollte nun der Kirchenwirth vor der Krippe liegen und Beruhigung erflehen. — Und als die zwölfte Stunde schlug, als mit feierlichem Orgelklange das Christamt begann und das Lied: „Dies ist der Tag, von Gott gemacht!" erklang, da wurde dem Manne wieder leicht um's Herz. Ruhe und Zuversicht war in ihm, er fühlte Frieden.

Zur Wandlung verstummte die Orgel. Die Gemeinde lag auf den Knieen und Jeder betete in dieser feierlichen Stunde für das Liebste seines Herzens. — Mit gefalteten

Händen flehte der Wirth vor der Krippe für sein Kind. — Still war's. — Da rasselten draußen auf dem hartgefrornen Boden schwere Wagenräder, Pferde stampften und wieherten unter pfeifenden Peitschenhieben, und von den Lippen des Fuhrmannes gellte ein grober Fluch, und erschütternd wie ein Hammerschlag auf den Todtensarg, drang er herein in die heilige Stille. Und das war auf des Kirchenwirths Gebet die Antwort gewesen. — Der Priester erhob den Kelch, draußen verrollte das Fuhrwerk, die Orgel begann wieder zu klingen. —

Was bei diesem Zwischenfalle der Kirchenwirth empfunden hatte, das zeigt am besten sein Gang in die Sakristei, kaum der Gottesdienst zu Ende war.

„Ein Wort mit dem Herrn Pfarrer," stotterte er, „vielleicht wäre auch der Gemeindevorstand zuwege. Ein Stück Papier und Schreibzeug!"

Mit bebender Hand schrieb er's hin:

„Die Wiese am Bach für ewige Zeiten zur Straße.

Anton Egghofer,
Kirchenwirth zu St. Peter."

Heute ist die Straße fertig. Sie geht, wie die Leute sagen, „handeben" im Thale hin. Das Fluchen kann man den Fuhrleuten nicht nehmen, sie haben sonst auch nicht viel Gutes auf der Welt, aber auf ebener Straße hört sich das ganz anders, als auf bergigem Grund.

Zu beschreiben wäre noch die Dankbarkeit der Pferde — doch, wir wollen die Wagen aller Art mit Gott und gutem Gespann ihrer Wege ziehen lassen.

Wer nach St. Peter hinauf will, die alte Straße ist und bleibt noch fahrbar. Im September des vorigen Jahres

war's, als etliche sehr schwere Wagen vom Dorfe zu Thale ächzten. „Radschuh bei Strafe von zwei Gulden!"

Ja freilich, bei solchen Brautfuhren, da heißt's einschleifen. —

Gekommen war's so: Im Mai hatte der Hollerzweig gegrünt, im Juni war der Mosthansel zum Julchen gegangen, im Juli hatte er „mit ihrem Vater geredet", im August war das „Versprechen" (Verlobung) und im September die Hochzeit.

Jetzt ist das ganze Kirchenwirthshaus zum Mosthansel herabgezogen. Dort, wo die neue Straße sich von der alten zweigt, entsteht ein neuer Bau — und lustig geht's her. An diesem heiligen Abende (1879) wird zwischen den jungen Eheleuten gewiß die Rede sein vom Hollerzweig. Wenn es will, das Julchen, es kann den Hansel mit etwas überraschen.



Der Steinschädel.

Es war ein so prächtiges Bauerngut gewesen. Voreh'! Voreh'!

Dann wurde es anders. Der Hinterberger zahlte keine Steuern. Und doch war er der Besitzer und Nutznießer aller Grundstücke, die den Hinterberg einhüllten und die sich fast herab in's Thal der Lansa erstreckten.

Der Hinterberger war nichts weniger als glaubselig. Was in den Büchern stand, von dem meinte er, das Papier wäre geduldig und man könne d'rauf drucken, was man wolle. Was auf der Kanzel gepredigt wurde, von dem hatte er eine nicht viel bessere Meinung: reden ließe sich Alles, was man reden wolle, und man wolle gerade das reden, was zu eigenem Vortheile wäre. Gegen die Meinungen der Nachbarn und den Rath der Verwandten war er nicht minder verstockt — der Steinschädel wurde er geheißen.

Da kam im Jahre 1848 einer jener Wanderprediger, wovon manche vernünftig, viele aber Narren gewesen waren. Und dieser Mann predigte, daß der Bauer von nun an freier Herr seines Grund und Bodens wäre und also keine Steuern und Abgaben mehr zu entrichten brauche.

Keine Steuern und Abgaben mehr! Das glaubte der Hinterberger auf's Wort. Das leuchtete ihm sehr ein; denn

was mein ist, davon bin ich keinem Menschen was schuldig. Zudem stand's ja auch in den „Herrschaftsbriefen", und er bekam ein- für allemal die Papiere über die Grundablösung — und nun war er ein freier Mann im freien Staate.

Er zahlte keine Steuern mehr, blieb aber trotz aller Behörden Besitzer und Nutznießer des ganzen Hinterberges. Die Behörden zwangen ihn auch nicht, — sie ließen ihm blos das Vieh aus dem Stalle und das Getreide von der Scheune führen und deckten damit die Steuern und die Unkosten, welche aus solchem Gebahren erwuchsen.

Da schrie der Hinterberger freilich auf, man thäte ihm kreuzunrecht, und der Staat, der verpflichtet sei, das Hab' und Gut seiner Bürger gegen Raub zu schützen, sei selber der Schelm . . . .

Zu den Advocaten ging er und suchte Gerechtigkeit, wie er sie dachte.

„Ja, Bauer, das ist nicht so!" sagten die Advocaten.

„Warum ist das nicht so?"

„Ihr sagt ja selbst, daß Ihr den Schutz des Staates erwartet — wollt Ihr den umsonst haben?"

„Ich? den Schutz des Staates? Wozu? Können mir meine Felder gestohlen werden? Kann mir mein Wald von Räubern umgehauen werden über Nacht? He!"

„Aber in Eure Wohnung kann man einbrechen, mißhandeln kann man Euch und das Haus über dem Kopf anzünden."

„Freilich!" rief der Hinterberger, „wer's will und stark genug ist, der thut's, bricht in meine Wohnung, schlagt mich todt, zündet mir das Haus an. Bis Eure Polizei hinaufkommt auf den Hinterberg, ist Alles vorbei. Wenn ich selber kein Gewehr im Hause hab', so bin ich hin. Jetzt möcht ich wissen, wofür ich Steuern zahlen soll!"

„So wollt Ihr dem Staate entsagen, Hinterberger? Glaubt Ihr, daß Ihr allein bestehen könnt? Habt Ihr Alles auf Eurem Grund, was Ihr zum Lebensunterhalte braucht? Seid Ihr nicht angewiesen, die überschüssigen Früchte Eurer Felder zu vertauschen, zu verkaufen, um anderen Bedarf, der bei Euch auf dem Hinterberge nicht wächst, einzulösen?"

„Ich?" fragte der Bauer, „nein. Wir Hinterberger-Bauern sind auf ein solches Austauschen nicht angewiesen, aber Ihr Herrenleut' seid es. Ihr sollt froh sein, wenn wir Euch das Korn und das Rindfleisch verkaufen. Freilich kommt Ihr billiger dazu, wenn Ihr mir's wegnehmt."

Das war die Logik des Hinterbergers. Und die Advocaten, die sonst jeden Proceß der Clienten mit Zuversicht auf sich zu nehmen pflegen, ließen ihn im Stich — alle. Der Bauer fand's ja erklärlich — sie halten all' zusammen.

Die Nachbarn sagten ihm: „Sei gescheit, Hinterberger!"

Er antwortete: „Oh, ich bin gescheit genug, aber Ihr seid dumm. Thätet Ihr mit mir halten, durchsetzen wollten wir's! Aber Einer allein? . . . Und doch geb' ich nicht auf, was mein ist, davon zahl' ich nichts weg!"

So ging es fort. Alljährlich war dasselbe. Zuerst kam der Bote mit der Aufforderung zum Steuerzahlen, dann kam die Drohung mit der Execution, dann kam die Execution — die Pfändung.

Und hierauf saß der Mann ganz traurig vor seiner Hausthür und murmelte: „Jetzt sind wieder die Schelme dagewesen."

Er hatte Weib und Kinder. Die Kinder verwahrlosten, das Weib verkam. Dem Weibe drückte der Polizeimann gutmüthig die Hand und bat um Verzeihung, daß er seine

Pflicht thun müsse. — Als die Knaben heranwuchsen, kannten sie nur eine Ungerechtigkeit auf der Welt: das Gesetz, und nur einen Feind: den Steuerbeamten.

Der Gerichtsbote weigerte sich, in den Hinterbergerhof hinaufzugehen; die Knaben empfingen ihn stets mit Steinwürfen, der Bauer that sein altes Schußgewehr zurecht. „Jeden Schelm, der in mein Haus kommt, schieß' ich nieder."

Da mußte er's erfahren, daß das Gesetz noch ungerechter sein konnte, als bloß Hab' und Gut wegzunehmen, daß es auch die persönliche Freiheit vernichten konnte. Zwei Standarn (Gensdarmen) kamen und reckten zur Thür die Gewehrläufe mit den Bajonetten hinein. Das Weib des Hinterberger's kreischte auf — solche Räuber waren noch nie dagewesen. Der Mann sagte gleichgiltig: „Ein dummer Kerl müßt' ich sein, wenn ich mich jetzt wehren wollt'. Da habt's mich, schleppt's mich mit, bringt's mich um!"

Er saß wochenlang im Arrest. Er machte in demselben Bekanntschaft mit Anderen, die in vielen Dingen so dachten, wie er — die mit dem Gesetze ebenfalls im Kriege lebten. Der „Steinschädel" war ein Feind des Lernens, weil er ja ohnehin Alles wußte und weil Fremdes seiner Ueberzeugung stets entgegen war. Aber im Arrest — das gestand er sich — war gar Manches zu profitiren. Die Genossen waren reich an Erfahrungen und hatten nicht selten neue Ideen. — Entweder, der Mensch hat ein Eigenthum für seine Person, dann muß der Mensch dieses Eigenthum fest zusammenhalten und Keiner hat das Recht, auch nur einen Splitter davon zu nehmen. Oder der Mensch hat kein Eigenthum, Alles ist gemeinschaftlich, gut, nachher muß aber der Reichthum so vertheilt sein, daß Jeder gleich viel hat. Nachher hat Jeder Sachen genug, nachher giebt es keinen Armen mehr.

Der Hinterberger hatte sein Lebtag noch keinen Menschen so gescheit sprechen gehört, als den arretirten Tischlergehilfen, der Obiges erörterte. Entweder so oder so! — Aber Steuerzahlen, das ist nicht so und nicht so und hat keinen Sinn.

Als der Hinterberger endlich vom Gefängnisse entlassen nach Hause kam, fand er das Elend noch größer. Die letzte Kuh war aus dem Stall gepfändet; das Weib lag krank auf dem Stroh und die Kinder balgten sich um die letzte Brotkrume. Zu den Nachbarn war sein Weg, daß sie ihm hülfen. Sie lachten ihn aus: „Du Narr, Du bist selber schuld. Hättest nur etliche Bäume aus Deinem Wald verkauft, und die Steuerschulden wären gedeckt gewesen."

„Die Steuer-Schulden? Wieso Schulden?"

„Ja glaubst denn, Nachbar, Du kommst auf gegen die Weltordnung?"

„Ich weiß es, daß ich zugrunde gehe, aber ich weiß es auch, daß ich Recht habe, und das ist ein ganz anderes Recht, als jenes, das in Euern Gesetzbüchern steht. Und es wird kommen, daß kein Mensch mehr Steuern zahlt, als etwa der Pächter. Ja, da möcht ich leben. Aber ich werde hin sein."

Es kam die Zeit heran, da der älteste Sohn des Hinterberger's militärpflichtig wurde. Das wird wieder einen Sturm geben mit dem Alten, meinten die Leute. Aber siehe, der Bauer hatte kein Wort dagegen und ermahnte noch den Burschen, den Vorgesetzten zu gehorchen und ein tapferer Beschützer des Vaterlandes zu sein.

Von dieser Zeit an wußte man es, daß der Hinterberger mit seiner Steuerverweigerung kein Princip verfolgte, sondern nur einer „fixen Idee" unterworfen war. Die Behörde hatte mit ihm so viel Nachsicht als möglich. Der Pfarrer besuchte

ihn einmal und suchte ihn mit Vernunftgründen zu bekehren. „Hochwürden," versetzte der Bauer rundweg, „wenn Er von Himmel und Hölle predigt, da hört man Ihm gern zu; wenn Er anstatt Saufen und Raufen das Beten und Almosengeben aufbringen will, so hat's auch noch seinen Schick, aber vom Steuerzahlen — mit Verlaub — versteht Er gar nichts."

Da stieg der Oberamtmann selber einmal hinauf gegen den Hinterberg mit der Absicht und der festen Ueberzeugung, den närrischen Kauz mit Güte zu bekehren. Er kam eher zurück, als er sich gedacht hatte, kam sehr aufgeregt zurück und gab Befehl, gegen diesen wilden Menschen auf dem Berge nicht die geringste Rücksicht mehr walten zu lassen. Was ihm passirt war, ist nicht offenbar worden.

Nun pfändeten sie dem Hinterberger den schwanken Tisch und den wurmstichigen Kasten, so daß die wenigen Habseligkeiten hingeworfen lagen auf dem morschen Fußboden. Elend sah es aus im Hause, und die erwachsenen Jungen lungerten arbeits- und zuchtlos draußen in den Weiten herum und aßen ihr Brot, wo und wie sie es fanden. Eines Tages wurden zwei davon als Wildschützen eingefangen.

„Ist nicht in der Ordnung das!" meinte der Alte, „nur abstrafen, ist schon recht, nur abstrafen!"

„Dann muß man auch Dich mit abstrafen," rief ein Nachbar, „wie Du Deine Kinder hast gebogen, so sind sie erzogen. Darf man Ein Gesetz überschreiten, warum nicht auch zwei, warum nicht auch das dritte, wenn's gelegen ist, warum nicht alle?"

Mit der armen Hinterbergerin hatte es endlich ein Ende. Ihr letztes Wort im Sterben war gewesen: „Gott Lob und Dank!"

Und als sie todt war, sagte auch der Witwer: „Gott Lob und Dank!"

Die Leichenkosten bezahlte er willig und baar. Aber als die Verlassenschaftsgebühren zu erlegen waren, fluchte er: „Der Tod auch besteuert? Auch mit dem machen sie noch ein Geschäft? Verdammt!"

Sie pfändeten ihm das letzte Bett, in welchem sein Weib gestorben war. Der älteste Sohn war während der Mutter Begräbniß im Gefängnisse, weil er von seinem Regimente durchgegangen.

Eines Montagmorgens war die ganze Gegend in Aufregung. In der Lansa war ein junger Bursche erschlagen gefunden worden. Ein Raufhandel war in der Nacht gewesen. Am nächsten Tage kehrte der jüngste Sohn des Hinterberger's nicht in's Haus zurück. Dafür kam die Botschaft, der Hinterberger möge mit dem Mittagessen nicht auf sein Bürschlein warten, dasselbe käme heute nicht heim, käme vielleicht auch morgen nicht, käme vielleicht viele Jahre lang nicht — die Standarn hätten ihn mit sich genommen, weil er einen blutigen Rockärmling gehabt habe. Und einen blutigen Aermling habe er gehabt, weil er den Sager-Urb umgebracht hätte.

„Was hätte er?" fragte der Hinterberger.

„Den Sager-Urb hat er umgebracht."

„Wer?"

„Dein Bürschl — Dein Hans."

Da legte der Alte die Hand an's Ohr, daß sie die Schallwellen hineinleite, und sagte leise: „Jetzt muß ich noch einmal fragen, wie Du's meinst?"

Und der Bote antwortete eben noch einmal.

Jetzt nannte der Alte den Boten eine Bestie.

Aber solcher Bestien waren mehr. Keiner hat es zwar gesehen, daß der Hinterberger-Hans den Sager-Urb erschlagen und in die Lansa geworfen habe, doch Jeder war davon überzeugt. Beim Lindenwirth waren sie des Abends zusammen gewesen, es wurde getrunken, gesungen, gezankt und gerauft. Der Urb versetzte dem Hans einen Schlag auf die Wange und nannte ihn einen Strolchen von der Hinterberger-Höhlen, von welcher seit Jahren schon kein braver Mensch mehr herausgegangen sei, weil keiner hineingehe. Auch eine Wilderergeschichte war dabei und einer Liebschaft wegen ging es her. Der Hans war so wüthend, daß er das Ofengeländer zerriß, um mit der Holzlatte den Urban niederzuschlagen, hätten ihn nicht mehrere Männer davon abgehalten. Nun ging er in die Nacht hinaus und kam nicht mehr zurück. Um Mitternacht verließ auch der Sager-Urb das Wirthshaus; eine halbe Stunde später war von der Lansa her ein Schrei zu vernehmen. Dann verging die Nacht wie jede andere. Und am nächsten Morgen begegneten zwei in die Arbeit gehende Maurer dem Hinterberger-Hans, der just am Hollerbrunnen Blut von seinem Aermling wusch. Ein paar Stunden später fand man unten an der Hammerwehr den todten Sager-Urb, der mehrere Stiche am Halse und an der Brust hatte.

Der Hans wurde als Verbrecher zu Gericht geführt. Er leugnete die That, die Leute lachten ihm in's Gesicht: Was das Leugnen helfe, wenn Alles sonnenklar liege.

„Daß ich beim Nachhausegehen in der Nacht Nasenbluten gehabt, das wird mich doch nicht unglücklich machen!"

Man befahl ihm, daß er schweige. —

Der alte Hinterberger schrie: „Das ist nicht wahr, und das hat der Teufel aufgebracht, daß mein Hans ein Mörder

sollt' sein. Der Hans ist mir von meinen Buben alleweil der liebste gewesen!"

„Nachher ist's schon der Rechte!"

„Ihr Leut'! Der Hans ist ein braver Bursch!" schrie der Hinterberger, und der Ton blieb stecken in seiner heiser geschrieenen Kehle.

„Ja," sagten die Leute, „so weit kommt's!"

Der Hinterberger lief zum Gericht: „Den Buben laßt mir aus! Ich verpfänd' Haus und Hof für meinen Hans!"

„Geht, Alter, Haus und Hof habt Ihr nicht mehr zu verpfänden!"

Der Hinterberger schwankte heim zu, da fand er die Thür seines Hauses versperrt und versiegelt. — Seit so vielen Jahren die Steuern verweigert, da hat man ihm endlich den Proceß gemacht.

So lag nun unter dem Schatten der Esche ein Bettelmann. Nein. Er wollte nicht betteln, er wollte da liegen bleiben und sterben als ein vom Staate Zugrundegerichteter. Aber zwei mitleidige Bauern schleppten ihn mit sich und stellten ihm unterwegs vor, daß Alles seine Schuld wäre, und daß es so kommen mußte. Mit einem Fluche sprang er den Bauern davon und floh in's Hochgebirg hinan, wo er tagelang in einer verlassenen Halterhütte lebte. Zur selben Zeit waren zwei seiner Söhne im Zuchthaus, einer im Stockhaus und der vierte im Kriminal.

Aber der Alte blieb dabei, der Hans wäre an dem Morde unschuldig; und die Leute blieben dabei: kein Anderer hätte den Sager-Urb erschlagen und in's Wasser geworfen, als der Hinterberger-Bursch'. Die Einen gaben ihm lebenslänglichen Kerker, die Anderen ließen ihn hängen.

Im Gerichtssaale ging es heiß zu. Immer kamen neue Zeugen, welche den Hans des Mordes beschuldigten.

„Alles ist des Teufels auf dieser Welt!“ rief der alte Hinterberger aus, „und zu derselbigen Stund’, wo ich das Urtheil über meinen Sohn hör’, bring’ ich mich selber um’s Leben.“

Und das Urtheil wurde gesprochen — Der Hans kehrte aus dem Kriminal zurück und war frei.

Der Alte hatte es nicht glauben können, daß er schuldig sei, und konnte es jetzt nicht glauben, daß er frei war.

„So hat Dich doch der heilige Johannes von Nepomuk gerettet?“ Der von Nepomuk ist nämlich ein Patron, den man anruft, um eine verlorne Ehre wieder zu finden.

„Glaub’ nicht, daß er’s gewesen ist,“ berichtete der Hans, „er hat einen schwarzen Frack angehabt. Ein Doctor ist’s gewesen, und der hat Alles genau untersuchen lassen und hat alle Zeugen überwiesen und hat nicht eher Ruh’ gegeben, bis es ist herausgekommen, es wär’ nicht beweisbar und auch gar nicht wahrscheinlich, daß ich den Urb hätt’ umgebracht. So haben sie mich freilassen müssen.“

„Und hast nichts Gewisses erfahren, wer der brave Mensch ist gewesen?“

„Nichts Gewisses nicht, aber den Vertheidiger haben sie ihn geheißen und haben gesagt, das Gesetz thät’ vorschreiben, daß jeder Angeklagte einen Vertheidiger müßt’ haben.“

„Das Gesetz thät’s vorschreiben?“ fragte der Alte mit langem Gesichte.

War schon der Gemeindevorsteher da und sagte: „Wenn Du auch ein Feind bist gewesen gegen den Staat und gegen das Gesetz, so hat Dich der Staat und das Gesetz doch nicht verlassen.“ —

Von dieser Stunde ging der Hinterberger in der Einsamkeit um. Dann ging er zur Behörde und fiel nieder auf die Kniee.

„Was wollt Ihr, Alter, wir haben nichts mehr mitsammen zu schaffen!“

„Mein Haus und Grund!“ wimmerte der alte Mann, „ich will Steuer zahlen!“ —

Heute ist der Hans der Hinterberger und zahlt Steuern. Zwei von seinen Brüdern sind bei den Soldaten; der dritte — der Wildschütz — ist Büchsenspanner bei einem Prinzen.

Vor Kurzem starb ein Holzschläger in der Gegend, welcher auf seinem Todtenbette eingestanden hatte, daß er in jener Nacht aus altem Haß den Sager-Urb so lange gestochen habe, bis derselbe umgefallen war. Und als er mit Schrecken gesehen, daß der Urb todt, habe er ihn in das Wasser geworfen.

Der alte Hinterberger saß gerne vor der Hausthür und hatte einen langen, weißen Bart und schneeweiße Haare. So bleicht die Verbitterung und der Gram. Noch lange dunkel hätten sie sein können, diese Haare; aber der Kampf gegen das Gesetz zerreißt das Leben.

Heute verletzt er kein Gesetz mehr, und hat keines, und braucht keines.



Der Napoleonschütz.

Es war kein fröhliches Glockengeläute, das im Hochsommer des Jahres 1866. Es galt den in Böhmen und Schlesien gefallenen Söhnen des Dorfes. In der Kirche stand der Katafalk. In seinem Innern war es hohl und leer, aber das weinende Herz der Mutter sah in ihm den Leichnam ihres vor wenigen Monaten mit Lust und Muth ausgezogenen Sohnes, und diese traurige Vorstellung verdrängte das gräßliche Bild von den Massengräbern bei Königgrätz.

Als ich — damals ein Student auf Ferien — nach dem Trauergottesdienste aus der Kirche trat, fiel mir ein zwergenhafter alter Mann auf, der sich an der Kirchhofsmauer sonnte und immer vor sich hinmurmelte. Zu Fleiß trat ich ihm näher, und da hörte ich, wie er sagte: „Just so gut wie ich, haben sie ihre Haut zu Markt getragen; aber die ihrige haben sie gut verkauft und die meinige trage ich noch über den Knochen — das ist der Unterschied. Sie ist zähe, die meinige, sie ist aber auch brav gegerbt worden — nutzt nichts."

Vier Jahre später kam ich wieder in's Dorf. Die Leute waren aufgeregt wie das erstemal, aber freudiger. Es war gerade die Nachricht eingetroffen von der Gefangennahme

Napoleon des III. bei Sedan. An der Kirchhofsmauer hockte wieder mein uralter, zwergenhafter Mann und murmelte unaufhörlich den Namen „Napoleon".

Als ich mich erkundigte, wer denn das fahle, gnomenhafte Greislein sei, das fortweg in der heißen Sonne an der Kirchhofsmauer hocke, sagte man mir, ich möchte mich nur näher an dieses Greislein machen, vor dem würde ich noch Respect kriegen, das wäre der Napoleonschütz. Ich solle den Alten nur in's Wirthshaus mitnehmen, er ginge gern, und ein paar Gläschen Branntwein spendiren, ich würde was zu hören kriegen, was eigentlich nicht an den Zechtisch gehöre, sondern in die Weltgeschichte.

Ging ich zum Alten hin und fragte ihn, ob er nicht mit mir in den Schatten gehen wolle?

„Wenn er danach ist," antwortete der alte Mann, hob seine schneeweißen buschigen Augenbrauen und schaute auf das blinkende Schindeldach des Wirthshauses hinab. Wir verstanden uns, er ging mit mir und ging rasch, trippelnd und gebückt, als ob er auf dem Boden etwas suche. Die Schulkinder nannten ihn „Schützen-Lipp" und grüßten ihn — sie waren größer als er. Als er das erste Gläschen an den Mund führte, sah ich, daß dies keine Hand für einen Schützen sei, sie zitterte stark.

Er mußte meinen Gedanken errathen haben, denn als er getrunken hatte, und zwar mit einem kurzen entschlossenen Sturz bis auf den Grund ausgetrunken, sagte er: „Ja Herr, jetzt freilich nimmer! Jetzt, wenn ich auf eine Scheibe will schießen, muß ich froh sein, wenn ich die richtige Weltgegend treffe — vor Zeiten hab' ich's schon etwas besser gemacht."

„Gewiß auch bei den Soldaten gewesen?" fragte ich, dem Wirthe das leere Glas hinschiebend.

„Wer? Ich?“ entgegnete der Alte und schaute mich so über die Quer an, als wollte er prüfen, ob meine Frage Spaß oder Ernst sei. „Meint Ihr's richtig, daß ich getaugt hätt'? Ich bin vormals just ein solches Kameelthier gewest, als wie ich heut' dasteh'. Vom Alter kommt's bei mir nit, im Gegentheil, ich bin schöner, weit schöner, als dazumal, und ich kenn' Eine in der hiesigen Gemein, die sagt, ich kunnt Einer heutzutag' leicht gefährlicher werden als in Jungheit. Ich glaub's nit. Geschossen hab' ich gut, das ist mein Einziges gewest. Aber zum Soldaten haben sie mich doch nit nehmen mögen. Bauersmann mißt beim Bäcker die Semmeln nach der Länge und nicht nach der Dicke. Die Soldatenwerber haben es auch so gemacht. Anderen, den baumlangen Kerlen, haben sie nachgejagt im Gebirg, über mich, den Lipp, sind sie gestolpert und haben mich doch nit gesehen. Franzosenzeit! Die sauberen Burschen haben fort müssen, die Krüppel und Teppen sind daheimgeblieben; da könnt' Euch denken, was die Weiber für eine Freud' gehabt haben! Ist aber ein Unsinn von den Werbern, hab' ich gesagt, die Heugeigen und langen Töppeln schießen um kein Haar besser, als wie die Zwerge, geben hingegen der Franzosenkugel ein viel größeres Ziel. Weil's wahr ist!“

Jetzt trank er wieder einmal, mein Alter. Ich ließ ihn Red' an und er fuhr fort:

„'s hat mich bitter verdrossen, daß ich ihnen zu schlecht bin gewest für einen Soldaten, und 's hat sich bald gezeigt, was die baumstarken Lümmel ausgerichtet haben. Auf ja und nein ist der Feind im Land und der Murboden ist auf und auf blau vor lauter Franzosen. Im Einserjahr ist's gewest, oder noch was früher. Draußen in der Leobnerstadt ist das Hauptquartier, und der Napoleon — das ist der Erste

gewest, schau, den heißen sie noch heute den Großen, so klein er gewachsen war! — Der Bonaparte loschirt sich im Göß-kloster ein und thut, als wollt' er sich festsetzen für alle Ewigkeit in unserem Steirerland, das recht und schlecht dem guten Kaiser Franz gehört. Mich haben sie daheim alleweil verspöttelt von wegen meiner Untauglichkeit, andererseits hat mir wieder der Kaiser Franz in's Herz hinein weh gethan, und drittens ist mir gewest: Das wär' doch eine ewige Schmach, wenn wir diesem verruchten Franzosen-Räuber-hauptmann unser Heimatland so gutwillig lassen wollten! Dazumal hab' ich noch nit Schnaps getrunken, aber auf einmal ist was in mich gekommen, das ist Euch gewest wie ein Rausch. Ich geh' herum und weiß selber nit wo. Kein Arbeiten hat mich gefreut, ich misch' mich unter die Blauhosen und treib' mich in der Leobnerstadt um und schleich im Garten vor dem Gößkloster auf und ab und schau durch das Busch-werk in die Fenster hinauf, wo der kleine, weißwanstige General ab und an in die Gegend herausschaut. Und wie ich so guck, da fällt's mir gah ein — —"

Der Alte wackelte mit dem Haupt und liebäugelte sein Schnapsfläschchen an, aus welchem ihm alle Erinnerung auf-zusteigen schien. Dann kicherte er.

„Was fiel Euch ein?" half ich nach.

„Bin dazumal noch ein verflucht pfiffiger Mensch gewest," fuhr er fort. „Millionen Oesterreicher sind im Land und keiner denkt d'ran. Alleweil nur gegen die französische Armee ist ihr Spieß gerichtet. Was kann die französische Armee dafür! Auf Einen kommt's an — gerade auf einen Einzigen. Da knallen sie darauf los, wie zum Zeitvertreib, schießen auf die Scheibe, treffen das Feld, treffen auch einmal das Schwarze. Aber mitten im Schwarzen ist ein klein winziges,

weißes Punktlein — das treffen sie nicht. Ein gutes Aug' darf sich nicht blenden lassen vom goldenen Stern, eine feste Hand — die Kugel sitzt, wo sie hingehört, und ein Pöller geht los, daß die ganze Welt davor aufschreckt."

Er hat schon zu viel getrunken, dachte ich mir.

„Brav nachfüllen, Wirth," sagte der Alte, mit zwei Fingern das leere Schnapsglas über den Tisch schiebend, „der liebe Herrgott wird's schon zahlen."

„Mein lieber Lipp," versetzte der Wirth, „der Herrgott hat Neuzeit im Amtsblatt bekannt machen lassen, daß er Schnapsschulden nicht bezahlt."

„Nicht?" sagte das Greislein und klopfte mir auf die Achsel, „nachher wird dieser Herr da zahlen."

„Du mußt in Deiner Geschichte nicht so lang' herumfuchteln, Lipp," bemerkte der Wirth. „'s ist einmal eine Zeit gewesen, wo Du Deine Napoleongeschichte auf einen Guß erzählt hast."

„So hat's mir auch nur Einen getragen," entgegnete der Lipp auf das Glas lugend, „heut' bin ich gescheiter. Ich will davon trinken, so lang' ich leb'. Weiter hab' ich nichts aufzuweisen. — Nu, halt ja. Wie ich da oben im Klosterfenster so den Bonaparte hin und her gehen seh, fällt's mir ein: Kleiner Kerl, was gilt's, ich schieß' Dich noch herab! — Da ist's über mich gekommen, da ist mir gewesen: Lipp, du bist Soldat, du bist mehr als ein Soldat, bist mehr als ein General, du bist die Armee. Sie werden dich einfangen und aufknüpfen. Aber der Napoleon ist hin, und öfter als einmal können sie dich nit henken. Denk' an's Heimatland, denk' an den Kaiser Franz. — Meinen Kugelstutzen hab' ich mir bereit; wie ich ihn lade, denke ich mir noch, für's Bauchzwicken, über das die Welt jetzt klagt,

ist diese einzige Pille genug. — Bei Tag und auf freiem Feld giebt man ihm's nit ein, da steckt er mitten im Generalstab, und der Generalstab steckt wieder mitten unter Reitern, Fußvolk, Wägen und Kanonen. Auf dem Leobnerfeld gegen Trofaiach hinein hab' ich das Unwesen oft betrachtet von meinem Galgenberg aus. Na also, das ist nichts, aber der Napoleon hat die Gewohnheit gehabt, spät in die Nacht hinein zu studiren, wie er's angeht, daß er die ganze Weltkugel unter seinen Fuß kriegt. Hat von seinem Zimmer das Licht herausgeschimmert in den Garten und bis zur Mur, die hinter dem Garten vorbeirinnt. Auch seine Figur ist oft zu sehen gewest; der Mann hat gar keine Scheu gehabt, es kunnt ihm was geschehen. Ist um so besser, denk' ich mir, und in einer Wetternacht — das Wasser geht hoch und der Wind schlagt im Garten die alten Bäume hin und her, daß es kracht, und in seinem Zimmer ist noch Licht — setz' ich auf einem Kahn über die Mur, bind' das Zeug an und schleich durch die Büsche bis hin zu seinem Fenster und lug'. Das Licht fällt gerade auf einen alten Lindenbaum heraus und da huscht ein- um's anderemal sein Schatten hin und her. Sein Schatten, der hilft mir nichts, denk' ich und klettere auf den Lindenbaum. Der Stamm gabelt sich, da sitz' ich d'rinnen und thu' mein Gewehr zurecht. Ich seh' in's Zimmer, hängt an der Wand sein weißer Mantel und sein Degen. Jetzt kommt er selber, stellt sich an's Fenster und schaut heraus in die Wetternacht. Es mag ihm heiß sein, jetzt macht er den Flügel auf und läßt den Wind und die kalten Regentropfen an sein Gesicht schlagen. Ich fahr' zur Wange. Ein solches Zielen kaum zehn Schritte davon ist ein Kinderspiel. — Großer Napoleon, denk' ich, jetzt kriegst Du Deinen Feierabend — und drück' los."

Der Alte schwieg und starrte auf die Tischplatte.

„Ihr habt ihn nicht getroffen!“ sagte ich.

„Wer weiß denn das?“ begehrte er auf.

„Die Weltgeschichte,“ antwortete ich.

„So!“ sagte er, und wendete sich unbehaglich hin und her, als ob ihn auf einmal der Höcker zu drücken beginne. „Also das! Also in der Weltgeschichte steht's zu lesen, daß der Philipp Sommerer ein schlechter Schütz ist gewest! Geht mir weg mit Euren Büchern. Auf zehn Schritt ein Brustblatt verfehlen, das wär' sauber! Gesessen wär' der Schuß gut, aber wenn der Mensch eine stählerne Pfaid anhat, was kannst machen? — Ich, wie ich seh', der Bonaparte fahrt vom Fenster zurück, spring' vom Baum und schau, daß ich an's Wasser komm'. Hinter mir wird's wild, als wenn alle Höllteufel los und ledig wären. Auf längs leg' ich mich hin in den Kahn und laß mich davonrinnen die Mur hinab gegen Leoben. An mein Schifflein pfeifen und schlagen die Kugeln an. Das thut mir nichts, denk' ich in meiner tiefen Wiegen, aber wie wird's mir bei der Wehr unten ergehen! Wollt' ich doch, daß ich jetzt schwimmen kunnt wie mein Vetter, der Stefel. Der ist Fischer gewesen und hat mir's fortan lernen wollen; aber ich hab' alleweil gesagt: ein Fischer und ein Jäger sind zwei Ding'. Jetzt war's aber e i n Ding', und wie ich zu der Leobner Stadtbrucken komm', seh' ich im Mondschein: Die ganz' Brucken ist voll Franzosen, und sie passen auf mein Fahrzeug. Lieber dersaufen, denk' ich, und stürz' mich kopfüber in's Wasser. Vor den Kugeln bin ich sicher; aber kehr' die Hand um, packt mich so ein Kerl und zerrt mich an's Land. Jetzt kommt's, denk' ich, jetzt, Lipp, schlagen sie dich todt wie einen Seehund. Ist auch recht, mein Leben ist gut verkauft. Es kommt aber anders. Gar

höflich, und daß mir ja nichts soll geschehen können, haben mich ihrer sechs Soldaten zwischen sich genommen, haben mir trockenes Gewand gegeben und zu Göß in eine warme Stube geführt und mir Wein vorgesetzt. So gut haben mir's die Franzosen gemeint, daß ich wohl gemerkt, das Henken ist nit weit weg. D'rauf haben sie mich in's Verhör genommen; aber die Gäuche haben schlecht deutsch geredet, und so hab' ich gethan, als thät' ich kein Wort verstehen oder wär' stocktaub. Ob ich's gewesen, der den Schuß in's Fenster gethan? Ob ich's auf eigene Faust gethan? Ob ich dafür bezahlt worden wär'? — Leut', bei so einer Frag' ist's schwer, das Maul zu halten, aber zuweg bracht hab' ich's, und wie sie sehen, daß ich wie ein Klotz dasteh', so haben sie gesagt, sie wollten warten, was der Napoleon selber thät, es hätt' verlautet, er möcht' den Mann sehen. — So, so! Da hab' ich's erfahren, daß mein Schuß für die Katz ist gewest. Ich bin in einen Keller gebracht worden; vor der Thür die aufpflanzt' Wacht, vor dem Fensterloch die aufpflanzt' Wacht, neben mir ein großes, leeres Faß, taugt zu nichts mehr, als zum D'raufsitzen und Gewissenerforschen! Jetzt ist mir die Sach' erst zuwider worden. Will sich der Mensch schon um viel Geld nit henken lassen, umsonst thut er's noch weniger gern. Wie ich draußen schon die Vögel munter werden hör' und an der Mauer seh', wie's anhebt zu tagen, da wird mir ein wenig übel. Werden die Leut' fragen: Wo ist denn der Lipp hingekommen? Ja, der kleine Narr ist den Franzosen in die Faust gesprungen. Er hat sich wollen auf den Schützenkönig hinausspielen, d'rauf haben sie ihn aus dem Wasser gefangen, den Stockfisch, und in die frische Luft gehangen." —

„Geh, geh," machte der Wirth, den Alten unterbrechend, „thu' nicht so! Was sie von Dir reden, wird

Dich nicht viel gekümmert haben; vor dem Strick hat Dir graust."

„Schon gewiß nit!" rief der Lipp und schlug die hagere Hand auf den Tisch. „Ich hab' mich in derselbigen Nacht mit beiden Händen an der Brust 'packt und gesagt: Du kleine Mißgeburt, jetzt heißt's sterben — absterben — todtwerden — hin sein! Werfen dich in ein Loch hinab, schaufeln dich ein! Was meinst dazu? Hat der Lipp in mir gesagt: Was sollt ich denn meinen? Dumm genug! — Wie es licht wird, kommt ein Pater und fragt meiner armen Seele nach. Beichten soll ich, meint er, ich würde nächst Ostern nicht mehr erleben. Gegen siebzigmal bin ich seither schon bei der Osterbeichte gewest. — Der Napoleon ist früh aufgestanden, gleich verlangt er mich. Er ist doch um einen Kopf größer gewest als ich und hübsch untersetzt, in Reitstiefeln und weißen Lederhosen, das Gesicht braun und ohne Bart und hat ausgeschaut wie ein Komödiantengesicht. Nur an den Augen hab' ich ihm den Bonaparte angesehen. Bei meiner Seel', das sind Schlangenbändiger-Augen gewest! Just, daß ich auf seinen ersten Blick nicht in's Knie gesunken bin und um Verzeihung gebeten, daß ich geschossen hab'. So erbärmlich kann der Mensch werden, wenn er verhext ist. Und verhext bin ich gewest, ansonst wär' mein Napoleon an demselbigen Tag mausetodt auf dem Brett gelegen. Nun, er schaut mich an, wie der Schinder einen Hund anschaut, der hat beißen wollen. Nur mit einem Aug' braucht er zu blinzeln, denk' ich, nur mit einem einzigen, und ich baumle auf meiner Linden. Und im selbigen Augenblick schreit draußen im Garten eine Stimme: „Scham Dich, Napoleon, daß Du Deinen Feind nit kennst und einen Halbtrottel statt meiner abfrageln willst. Ich hab' geschossen und ich schieß schon noch einmal!"

Alles schaut hin, und ein Adjutant erklärt dem Napoleon, was der Mensch gesagt hat. Ich kenne ihn, mein Vetter Stefan, der Fischer ist's. Ehevor ihn noch eine Kugel erlangt, springt er in die Mur. Die Franzosen jagen ihm noch eine Weile nach, aber gegen die unrechte Seiten. — Der Napoleon macht mit der Hand einen Deuter, und ich bin ledig. Ich geh' auf die Straßen, ich geh' in den grünen Wald, mir ist ganz schwindelig. Mir ist wie einem Kind, das mit seinen schwachen Füßen gehen lernen will, wie einem schwer Krank- gewesenen, der im Sonnenschein am Kirchhof vorbeigeht, wo der Todtengräber noch an seinem Grab schaufelt. Jetzt erst ist mir der Gräuel gekommen und ich hab' angefangen mich vor dem Tod zu fürchten. Gelaufen bin ich so schnell und so weit, als mich die Füß' haben getragen, bis in's Hochgebirg hinauf. Dort oben hab' ich mich auf einen Stein gesetzt, herab geschaut in die weit' Welt und hab' mir gesagt: Auf einen Menschen, Lipp, auf einen Menschen schieß nimmer. Nein, sagt in mir der Lipp, aber auf den Napoleon, wenn's sein kann, brenn' ich doch noch einmal los. — 's hat nimmer sein können. Mein Küglein muß ihn doch erschreckt haben; bald darauf ist er abgefahren und seither nit mehr im Land zewest. Aber in Göß unten zeigen sie heut' noch das Fenster, wo auf den großen Napoleon geschossen worden ist."

Ob sie den Fischer Stefan erwischt hätten? war meine Frage.

„Ei beileib nit. Dafür hat der ja schwimmen können wie eine Forelle. Der ist unter dem Wasser aufwärts gen St. Michael, und etliche Tage nachher sind wir da drinnen in den Vordernbergermauern zusammkommen. Vetter, sag' ich, Dir bin ich mein Leben schuldig. Zahlt sich nit aus, sagt er, haben wir diesen Allmächtigen auch nicht weggeräumt, gefoppt

haben wir ihn doch, und das ist schon der Müh' werth, daß wir allbeid' einmal sind naß worden. — Der gute Vetter Stefan, er hat ihn auch gern getrunken!"

In diesem Gedanken faßte der Alte wieder das Branntweinglas.

„Nur zu, Alter, wenn er Euch schmeckt, Euch scheint er wohl zu bekommen. Aber nun langt mir einmal Euren rechten Zeigefinger her. Der hat damals den Hahn abgedrückt?"

„Ja freilich," meinte das Greislein, „der alte, krumme Dingling da."

„Wer sähe es ihm an, daß der Brand von Moskau, die Völkerschlacht bei Leipzig und St. Helena daran gehangen . . . . !"

Der glücklichste Mann von Graz.

Wollen Sie, lieber Freund, nicht einmal mit mir gehen? Ich möchte Sie gerne zum glücklichsten Manne von Graz führen." Mit diesen Worten lud mich ein Nachbar in genannter Stadt zu einem Spaziergange ein.

„Zum glücklichsten Mann von Graz?" entgegnete ich, „erlauben Sie, der bin ich ja selber."

Mein Nachbar stutzte, blickte mich an vom Haupt bis zum Fuße und schüttelte seinen Kopf. „Wirklich?" sagte er endlich, „nun desto besser, so werden Sie meinen Mann auch recht verstehen können."

Nicht lange danach, so stieg ich eines freundlichen Nachmittags die südliche Lehne des Rosenberges hinan. Und auf sanfter Höh' mit dem Ausblick auf die Wälder der Hilm und auf die schimmernde Kirche von Mariatrost habe ich den Mann gefunden. Ihr erkennt das Heim des Glücklichen an dem einen Merkmal: es ist — bezeichnend genug — mit einem Dornenkranze umgeben. Ueber Rosenzäune hüpft so gerne der Weltunfrieden; doch über eine Dornhecke vermag die Habsucht und der Ehrgeiz und der Neid nicht zu dringen. Wer aber an der kleinen Pforte zwischen den Dornen die Klingelschnur zu finden weiß, dem wird aufgethan.

Unser Mann ist Grundbesitzer. Sein Erdboden mit Haus und Hof, mit Obst-, Gemüse- und Weingarten beträgt nicht weniger als 53 Geviertklaftern. Auf diesem Grunde hat sich der Mann drei Häuser gebaut. Eines dieser Gebäude, ein hölzernes Bauernhaus, stand vor noch nicht langer Zeit in der Stadt. Viele Jahre wohnte und wirkte der Eigenthümer in demselben und war's zufrieden. Aber das Haus stand auf keinem guten Boden; ein Sumpf- oder Moorgrund war es nicht, ein Zinsgrund war's. Und gleichwohl kein Fleckchen Erde in ganz Graz von den Miethern so gewissenhaft und haushälterisch verwerthet wurde, als diese paar Klaftern in der Lehgasse, so wucherte doch daraus das Unkraut der Miethzinse derart hervor, daß es das Häuschen und den Wohlstand darin ernstlich gefährdete. Deß war nun unser Mann einmal nicht zufrieden Rollte er denn vier Räder unter das Gebäude, spannte zwei Pferde daran und führte sein Haus davon. Er führte es am Hilmteiche vorbei und die Mariatrosterstraße kreuzend den schönen Rosenberg hinan. Dort oben hatte er sich von dem Ersparten Grund und Boden zu eigen erworben und auf diesen stellte er das hölzerne Haus, so aus Graz ausgewandert war, und baute auch noch ein größeres, stattliches dazu für Weib und Kind und gründete daneben ein Industriegebäude für seine Erwerbszweige. Und nun war er zu einem Gutsbesitze gekommen, wie es im Lande keinen seltsameren giebt. Da lächelt denn der Gute still in sich hinein, und wenn er von seinen Feld- und Gartenarbeiten spricht, so thut er's mit Selbstbewußtsein und mit Schalkheit zugleich. Nun gehört er mit zu den Besitzenden, und seinen Besitz und seine Welt hat er sich selbst erworben und geschaffen. Das ist eine Freude!

Während das Weib Haus- und Landwirthschaft versorgt, sind der Mann und die Tochter in der Werkstatt thätig, und das Rauschen der Sägen und das Klopfen der Hämmerchen ist wohl weit und breit zu hören. Und was wird denn erzeugt? Je nun, vielleicht hängt in der Stube meines verehrten Lesers ein sehr hübsch geschnitzter Vogelkäfig, vielleicht spielt sein kleines Söhnchen gerne mit einem nett gearbeiteten „Spatzenschießer", vielleicht besitzt meine liebenswürdige Leserin einen feinen, wohlriechenden Wachholderfächer — hervorgegangen aus der kunstreichen Hand meines glücklichen Mannes.

Ich will aber nicht Reclame machen für seine Vogelhäuser, sondern für sein Glück. Es ist bei ihm zu haben; seine heitere Gemüthlichkeit, seine Zufriedenheit ist für den Besucher ansteckend, wenigstens so lange sich dieser im kleinen Bereiche des Dornenkranzes befindet. Fest steht der Steinbau, in welchem des Schnitzers Familie wohnt; aber er, der alte Patriarch, lebt in seinem hölzernen Häuschen. Dieses ist das gelungenste Abbild eines steierischen Bauernhauses und hätte auf der Weltausstellung gewiß den Preis erhalten. So freundlich und behäbig steht es da, das kleinwinzige Haus mit seinem Dachgiebel, seinem Söller, der zur Herbstzeit mit Kukuruzzapfen behangen ist, mit seinen schlichten Fensterbalken und Allem, was d'ran und d'rum dazu gehört. In der Stube, die etwa 5—6 Fuß lang und breit und hoch ist, steht der Wandkasten und der Gesindetisch und der Hausaltar und das Bett des Hausvaters und der Kachelofen. Aber das Bett ist zu kurz für eine Manneslänge und so muß für die Fußstelle der gute Kachelofen sein Inneres erschließen. Seit Menschengedenken ist in dem Hause noch nicht geheizt worden, weder zur Sommers-, noch zur Winterszeit; das ist

ja auch eine Eigenthümlichkeit des Mannes, daß er die Kälte nicht kennt. Wieviel Grad Wärme muß ein Herz haben, das in seinen Bretterwänden bei der ruhigen Schnitzarbeit im Januar den Ofen erspart? Nichtsdestoweniger ragt ein Schornstein über das Schindeldach; in diesem Schornsteine aber dreht sich eine Windmühle, die unten in der Stube ein Glockenspiel treibt. Tag und Nacht läßt dieses Spiel, meist gemächlich langsam, zuweilen aber auch rasch und lebhaft, sein harmonisch Lied erklingen. Und so hat sich's dieser Mann eingerichtet, daß, je stürmischer die Stunden, desto lustiger sein Glockenspiel ertönt. In einer ganz windstillen, tonlosen Nacht kann der Mann gar nicht schlafen, und in einer Zeit, wo Alles nach Wunsch ihm geht, kann er nicht recht ruhig sein; denn, sagt er, da kommt gewiß jählings was, das Einen in die Haut zwickt. In der Stube hängt auch ein Vogelbauer; aber das Thor dieses Vogelbauers geht durch die Holzwand in das Freie, und da können die Vögelein aus- und einfliegen nach Belieben, und sie finden zu jeder Stunde Unterkunft und Nahrung in dem gastlichen Hause.

„Der Mensch muß nicht Alles in seiner Faust haben wollen," sagt unser Schnitzer; „was gerne daherfliegt, dem mach' ich Thür und Thor auf, und will es wieder davon, so laß ich's fliegen."

Fragt ihn einmal, ob er zufrieden ist in seiner Lage, und seht dann sein Gesicht an. Er ist über die sechzig Jahre alt, und fragt ihr ihn, was ihm in seinem Leben schon Uebles widerfahren ist, so antwortet er, er sei sein Lebtag nicht viel krank gewesen, und zu essen hab' er auch allweg etwas gehabt. Und fragt ihr ihn, wie er mit der Welt stehe, so sagt er euch, an Geldeswerth sei er Niemand was schuldig und er kenne gute brave Leute die Menge. Und fragt ihr

ihn endlich, was er von der Zukunft erwarte, so wird er entgegnen, er freue sich auf die Zeit, in der seine jungen Obstbäume Früchte trügen, und sollte er bis dahin nicht mehr sein, so würde wohl ein Anderer die Nutznießung haben.

Mehr will ich nicht verrathen. Und sollte doch Jemand in der freundlichen Stadt Graz leben, der die Ueberschrift meines Capitels zu anmaßend findet und selbst auf dieselbe Anspruch machen zu können glaubt, der möge sich deß ja nicht laut melden, er möge es halten wie der Schnitzer vom Rosenberge und eine hohe Dornenhecke ziehen um die stille Stätte seines Glückes.

Hauptmann Alles.

Ja, diesen Weihnachtsmorgen vergesse ich nicht. Eben trete ich hinaus in die kalte Morgenröthe und schaue hin über die feurigen Schneefelder und denke: Heute ist Christtag, da muß man Gutes thun, und so will ich mir einen guten Tag anthun.

Da kommt mein alter Knecht Martin von der Frühmesse daher — er hat heute seinen hochgespitzten Hut mit dem weißen Federbusch auf und sein vergnügliches Feiertagsgesicht an und eine große Cigarre d'rin stecken. Er raucht sonst Pfeifen, aber zu den hohen Festtagen, wenn der Meßner frische Kerzen in die Altarleuchter thut, da steckt sich der Martin zur größeren Ehre Gottes eine Cigarre in den Mund. Kann's aber nicht recht, zieht zu oft an, nebelt zu stark, nimmt sie dann nach jedem zweiten Zug aus dem Mund und spuckt die Tabakblättchen aus, die ihm an den Lippen kleben geblieben sind. „Guten Morgen," sagte er jetzt zu mir, „aber in der Stadt geht's heut' zu!"

„Aha, sind die Wirthshäuser schon voll?" war meine Frage.

„Wäre schon recht," antwortete mein Martin, „die Wirthsstuben sind leer und alle Thüren haben sie offen gelassen. Die Leute umstehen das Kranzbäcken-Haus. Im Kranzbäcken-Haus hat sich in der Nacht was zugetragen."

Auf diese Worte that der Schalk, als wollte er weitergehen. Ich hielt ihn nicht zurück, und da er es inne wurde, blieb er von selbst wieder stehen und sagte: „Der Herr soll mit ihm gestern spät in die Nacht hinein ja Karten gespielt haben?"

„Mit wem?" fragte ich nun.

„Mit dem Hauptmann."

„Was ist's mit dem Hauptmann?"

„Das erfährt man nicht. Ich bin während der ganzen Frühmesse vor dem Haus gestanden und habe gesehen, wie die Weiber ein- und auslaufen und hinter sich allemal das Thor verriegeln. Eine hat gesagt, wir Leute sollten auseinandergehen und zusehen, daß uns selber die Gnad' Gottes nicht verlasse. Sonst erfährt man nichts."

„Heiliger Gott, was muß das sein, wenn's den Weibern die Stimme verschlagen hat!"

„Im ganzen Kranzbäcken-Haus," fuhr mein Martin fort, „soll man noch die Schießbaumwolle riechen, sagen die Leute. Ich bin gegenüber auf das Wagenschoppendach gestiegen, aber man sieht nicht hinein; im Zimmer, wo der Hauptmann gewohnt hat, sind die Fenstervorhänge so viel fest herabgelassen."

Das war mir just genug. Ich eilte sogleich in's Städtchen. — Sollte er's denn wirklich vollbracht haben? Wir hatten am Abend zuvor das Wort für einen derben Scherz gehalten; in der Nacht, da ich schlaflos auf meinem Bette lag und die Christglocken klingen hörte, fiel es mir aber plötzlich ein: Dieser Mensch ist Alles im Stande.

Unter den Sonderlingen des Städtchens war mein Hauptmann das Prachtexemplar. In seiner Jugend soll es ganz regelmäßig zugegangen sein. Er war ein Soldatenkind, wurde selbst Soldat und war demnach auf jener festen Bahn,

auf der man nicht entgleisen kann, in seinem neunundzwanzigsten Jahre Hauptmann. In seinem dreißigsten hatte er das Mißgeschick, eine unvorhergesehene, sehr namhafte Erbschaft zu machen. Vor dieser Erbschaft — das versteht sich — war das Soldatenleben ein Glück für Jeden, den es traf; es kräftigte Körper und Charakter; Pünktlichkeit, Gehorsam, Muth, Ritterlichkeit, und was weiß ich, lernte man nur beim Militär. Nach der Erbschaft war es plötzlich ein Knechteleben, ein Hundeleben — Jeder ein Narr, der weggehen kann und es nicht thut. Hauptmann Ahles wurde ein freier Mann und wandte sich den schönsten Seiten der Welt zu. Manche freie Stunde hatte er sonst mit Zeichnen, Farbenstudien, Musik oder anderen Künsten verbracht, jetzt wurde er Maler. Er wurde es so plötzlich, als man Staffelei, Leinwand, Farben kaufen und bereiten kann. Die braune Sammetjoppe war auch da, nur das Wachsen des Knebelbartes konnte mit der Vollendung des Meisters nicht ganz gleichen Schritt halten. Und als die Freunde kamen und schauten, war es eine blendende Farbenpracht, und in den Blättern war die Rede von der edlen Composition, von der Wärme des Tones, von dem harmonischen Zusammenstimmen, als handle es sich um eine Symphonie, und es war Meister Ahles' Gemälde gemeint. Da dachte Ahles, wenn das schon auf der Leinwand so fein componirt, so warm im Tone, so harmonisch zusammenklingend ist, um wie viel besser noch läßt sich das in einem Musikstück machen. Und er componirte eine Oper. Von dieser sagten seine Freunde, sie wäre bei der Unvollkommenheit unserer Opernbühne, bei dem Mangel an bedeutenden Sängern heutigen Tages absolut nicht aufführbar. Während nun der Meister auf einen fürstlichen Mäcen wartete, der ihm die Aufführung ermöglichen sollte, vertrieb er sich die Zeit mit

Poesie. Er schrieb ein großes Werk, um das sich allsogleich zahlreiche Verleger bewarben — der Autor bezahlte nämlich im voraus baar den Druck.

Trotz alledem war dem Meister nicht wohl zu Muthe. Anfangs hatte er keinen Tadel zu ertragen vermocht, allein das vorlaute, unbedingteste Lob, mit dem sie jetzt Alles ohne Ausnahme, was von ihm kam, überschütteten, war ihm auf die Länge schier noch unangenehmer, ja, nachgerade verdächtig. Eines Tages sagte ihm sein bester Freund: „Mir thut's weh, lieber Moriz, Dich fortweg hänseln zu sehen. Laß das mit dem Malen, Componiren und Dichten, Du bist der Mann für etwas Anderes." Eine Weile nach diesem undankbaren Freundschaftsdienste führte der Hauptmann seine Liebhabereien noch fort, und zwar dem Freunde zum Trotz, mit großthuerischem Wesen. Plötzlich jedoch verschleuderte und verschenkte er all seine Requisiten und Instrumente und kaufte sich in entlegener Gegend ein großes Landgut. Er verschrieb sich eine Anzahl landwirthschaftlicher Werke und fing an, genau nach solchen Lehren seine Wirthschaft zu betreiben. Er war glücklich über die Entdeckung, daß er ein genialer Landwirth sei. Die Kleinbauern um ihn her wagten es anfangs, seine neuen Methoden in Frage zu ziehen, indem sie sagten, daß eine Kappe nicht für alle Köpfe passe, und daß man die Gegend, das Klima und den Boden kennen und berücksichtigen müsse, wenn man die Wirthschaft ertragsfähig machen wolle. Der Hauptmann ignorirte den verrosteten Sinn der fortschrittfeindlichen Nachbarn und arbeitete nach den allgemeinen Anleitungen der Fachgelehrten. Sonst aber gefiel der Mann den Bauern, er hielt mit ihnen, war stets nachbarschaftlich und uneigennützig, erleichterte ihnen den nöthigen Verkehr mit der Außenwelt, indem er Roß und Wagen auf den

Straßen hielt und Personen und oft kleine Waarenladungen unentgeltlich beförderte. Auch nahm er sich in Steuerangelegenheiten ihrer an, bemühte sich, ihre Söhne dem Soldatenleben zu entziehen, und er sagte, wenn das Volk einmal die Soldaten verweigere, dann höre auch die Steuerplage auf. — Das war ihr Mann. Bei einer nächsten Wahl machten sie Herrn Ahles zum Abgeordneten.

Bei der ersten Sitzung verhielt sich der Gutsbesitzer im Parlamente ganz ruhig; es handelte sich um einen Zollvertrag. Er hörte die Vorschläge, ohne dafür oder dagegen zu stimmen, zum Schlusse aber bat er um's Wort. Er stellte folgenden Antrag: Es sei ein Circular an alle Fürsten der Welt zu erlassen, in welchem sie gebeten würden, sich gegenseitig zu vereinigen, sich friedlich mit einander zu vertragen und ihre stehenden Heere zu entlassen. Er, der Antragsteller, glaube, daß sich keiner der hohen Herren weigern werde, diesen zu Gunsten eines Jeden stipulirten Vertrag eigenhändig zu unterschreiben.

Die Versammlung stutzte über den Spaß, den sich das neue Parlamentsmitglied an so ernster Stelle erlaubte. Als sie aber den ganzen Ernst des Redners sah, da erhob sich ein großes Gelächter. Während die Glocke des Präsidenten zur Ruhe klingelte, trat Herr Ahles zornig von seinem Sitze ab und wurde in diesem Hause nicht mehr gesehen.

Nach dieser Zeit verlegte er sich mit großer Passion auf die Zuckerrüben-Cultur und erbaute auch eine Tuchfabrik, zu deren Zweck er eine große Schäferei anlegte von friesischen und englischen Schafen, die eine recht lange Wolle hatten.

Mittlerweile war seine Feldwirthschaft richtig so tief herabgekommen, daß Ahles, dem man wegen seiner Allseitigkeit den Spitznamen „Alles" gab, daran die Freude verlor.

Er suchte sich nun für seine Sorgen und Mühen zu zerstreuen, indem er in den Städten umherfuhr und das Leben genoß. Endlich kam er in unser kleines Landstädtchen, das nicht allzuweit von seinen Besitzungen entfernt lag, und in welchem er sich beim **Kranzbäcken** ein Zimmer miethete. Er hatte das wahre Bedürfniß Jemand zu sein. Er hatte allerlei Erfahrungen, hatte noch immer Geld, so wollte er einmal widerhallen. Das Städtchen war just klein und groß genug dazu, daß ein Mensch, wie der Hauptmann, darin seine dominirende Rolle spielen konnte. Er förderte Gesellschaften, die sich von ihm begasten und unterhalten ließen; er gründete Vereine, die ihn zum Präses machten, er veranlaßte öffentliche Wohlthätigkeiten, und es erschien keine Nummer des Wochenblattes, die nicht preisend seinen Namen nannte. Daneben fand der noch immer als Garçon lebende Mann auch noch Zeit, den Frauen ein feiner Ritter zu sein. Er war der aufmerksamste Cavalier und versäumte keine Gelegenheit, den Damen gefällig zu sein, ihnen etwas Verbindliches zu sagen, sie zu vertheidigen, wo es einen lustigen Strauß gab, ihnen Blumen zu pflücken, von denen er auch immer selbst im Knopfloche trug. Es fiel im Städtchen von schöner Hand kein Batisttüchlein zu Boden, das der Hauptmann nicht auf die galanteste Weise aufhob. Dazu war er ein schöner Mann, der sich den in seinen diplomatischen Tagen gegründeten Backenbart wieder wegschnitt, den Schnurrbart spitzte, sich wieder gerne Hauptmann nennen ließ, und der sich mit seiner Landwirthschaft nur insofern abgab, als er monatlich ein gut Stück Geld in sie hineinsteckte und täglich herzhaft auf sie losschimpfte.

Aber auch in diesem harmlosen Städtchen gab es Leute, die eine so schöne segensreiche Existenz allmählich zu unter-

graben suchten. Es erwuchsen gesellschaftliche Zirkel, die ohne Hauptmannsspäße bestanden, Vereine, in denen der Hauptmann nicht Präses war, Wohlthätigkeitsanstalten, die der Hauptmann nicht arrangirte, Wochenblattnummern, die den Namen des Hauptmanns nicht oder ironisirend nannten, und es gab Frauen, die seinen Aufmerksamkeiten in sehr kühler Weise dankten und hinter seinem Rücken in sehr warmer Weise belächelten. Nur Eines mußten ihm auch seine Feinde nachsagen, nämlich, daß er ein Mann sei in den besten Jahren. Aber sie setzten dazu, daß es traurig sei, wenn ein Mann in den besten Jahren soweit fertig ist, daß er die Zeit in Wirthsstuben mit Knasterrauchen und Kartenspiel zubringt.

Und fürwahr, es war so weit gekommen; der Hauptmann Alles saß mit verlotterten Spießgesellen in den rußigen Schenken, und so verbrachten wir die Winterabende mit Trinken, Rauchen, Knurren und Karteln. Seine Laune war nicht die beste, und außer daß er bisweilen einen warmherzigen Fluch ausstieß, wenn ihm ein sehr schlechtes oder ein sehr gutes Blatt zufiel, war er wortkarg. Er trank dabei alten Wein, lud uns aber selten mehr zu seinem Trinken, wie er es früher gewohnt war. Gegen die Weiber war er etwas süßsauer geworden, und als uns am Christabende die stets heitere Wirthin einen Teller mit Früchtenbrot auftischte, das sie eigenhändig gebacken hatte, schob er den Teller etwas unwirsch zurück und brummte, es möge Jeder die Früchte seiner Thaten selber essen. Umsomehr sprach er dem Weine zu; wir Anderen ließen uns auch den Lieblingstropfen holen, und so war der Abend recht leidlich vergangen. Auf einmal legte der schweigsame Hauptmann seine Karte auf den Tisch und sagte: „Es wird das Ersprießlichste sein, wenn ich jetzt nach Hause gehe und mich todtschieße."

Wir thaten einen freundschaftlichen Lacher, obwohl Jeder von uns denken mochte, daß ein so schaler Spaß eines so prächtigen Lachers eigentlich nicht werth sei. Wir spielten nicht weiter, denn wir hörten die draußen im Schnee knarrenden Tritte der nächtigen Kirchengänger. Wir standen auf und gingen auseinander. —

Während ich mir die ganze Geschichte so in's Gedächtniß gerufen hatte, kam ich in's Städtchen und vor das Haus des Kranzbäcken. Die Leute hatten sich verlaufen, ich ging den geradesten Weg in die Wohnung meines Zech- und Spielgenossen. An der halb angelehnten Thür desselben stand eine alte Frau. Dieses Anzeichen war schlecht; aber die alte Frau machte eine wichtige, nicht gerade trübselige Miene, und dieses Anzeichen war gut. Sie deutete mit der Hand, welche ein Milchtöpfchen hielt, gegen die Thüre und flüsterte, ich möge nur eintreten, aber nicht allzu viel kalte Luft mit durchlassen. Ich that's; das Zimmer war dunkel und still — meine Augen suchten den Hauptmann. Endlich fanden sie ihn, er saß unweit des Ofens in einem geborgenen Winkel, rauchte die lange Hauspfeife und schaute auf ein Ding hin, das in seinem Bette lag, sehr sorgfältig verwahrt und bei näherer Besichtigung auf der weiten Welt nichts Anderes war als ein neugebornes Kindlein."

„Hauptmann!" rief ich.

„Halte Dein Maul!" pfauchte er.

Allerdings, das Christkind schlummerte. Und das Angesicht des alten Kerls mit dem martialischen Schnurrbart schmunzelte. Mein Seel, das war ein redliches Schmunzeln — der Mann kam mir noch niemals so schön und gut vor, als jetzt, mit diesem Angesichte, das der Rauch umwölkte und in welchem die zwei Augen leuchteten wie Sterne der Christnacht.

Jetzt trat die alte Frau zu ihm, fragte bescheidentlich, ob er bei Troste sei, und nahm ihm die Pfeife vom Munde weg. Nun hatte aber dieser Hauptmann die gottlose Gewohnheit, immer etwas vor den Lippen haben zu müssen; als ihm das Pfeifenrohr weggenommeu wurde, neigte er sich hin und küßte das Kindlein.

„Der Bursch' ist mein!" rief er dann, und hat es mir begründet.

Hat hernach auch das Weitere erzählt. Er war in der Nacht nach Hause gegangen mit dem festen Vorsatze, einmal in seinem Leben eine wirkliche That zu üben, nämlich zu sterben, bevor er noch weiteren Unsinn begehe. Da fand er in seinem Zimmer die alte Frau, sie legte ihm etwas in die Arme und sagte: Da bringe ich dem Herrn ein Christkindel. Der Kleine wolle sich an den Vater halten, dem gehe es besser als der Mutter; die Mutter käme auf Wunsch auch nach.

Was ließ sich dazu sagen, was ließ sich machen? Alsbald verbreitete sich das Gerücht, daß in der Stube des Hauptmannes etwas Absonderliches, Geheimnißvolles sei, und am Morgen versammelten sich vor dem Hause die Leute, zu denen die alte Frau dann sagte, sie sollen auseinandergehen und sich selber vorsehen. Nach wenigen Wochen kam auch die Mutter — ein armes, aber schönes, blasses Weib, und nun war zum Todtschießen keine Zeit und kein Verlangen mehr. Der Hauptmann zog mit Weib und Kind auf sein stilles Landgut. Die Häuslichkeit mit ihrer Liebe und ihren Sorgen hat seinem zerfahrenen Leben endlich Inhalt und Werth verliehen.

Seit jener Zeit ist das fünfte Weihnachten vorbei. Hauptmann Alles hat der Welt nicht mehr Anlaß gegeben, seiner zu spotten.

Der Mann mit den dreizehn Thalern.

Der Mann, von dem ich erzählen will, war eine wunderliche Erscheinung. Er war nicht groß, aber stark untersetzt und unter der rechten Achsel auffallend ausgewachsen, so daß an derselben Seite der kurze graue Wollspenser zwischen sich und der Hose das Hemd hervorlugen ließ. Das etwas bleiche Gesicht sah recht offenherzig aus, war rund und hatte für das Dorf astronomische Bedeutsamkeit. Wenn nämlich dieses Gesicht neu und glatt rasirt war, so konnte man überzeugt sein, daß der Mond im ersten Viertel stand.

Die Welt sah der Mann nur halb, das heißt immer blos mit dem einen, rechten Auge an, das linke hielt er stets zugedrückt. Und doch war er nicht einäugig, denn einmal — es war freilich schon lange her — hatte es sich ereignet, daß für einen Moment beide Augen hellicht offen waren. Die Leute meinten, der Alte verschließe das linke, weil er Alles recht sehen wollte; Andere behaupteten, er thue es aus Sparsamkeit, damit, wenn sich im Greisenalter die gewöhnliche Sehkraft erschöpfe, er noch ein neues, frisches Auge habe, und wieder Andere vermutheten, der Alte thue es aus Nachsicht, daß er immer ein Auge zudrücke.

Einen Zweck mußte es wohl haben, denn Alles, was der Alte that oder ließ, hatte einen Zweck. Oder weshalb ließ er seine bereits weißen Haare so lange wachsen, daß er sie wie einen Turban um die Stirne drehen konnte, als daß er dadurch die Kopfbedeckung von fremden Haaren ersparte? Und weshalb kaute er immer und immer an einem Strohhalm, als zum Ersatz für das Rauchen, das er sich in seiner Jugend angewöhnt hatte? Und weshalb hatte er in seinem Stübchen eine reichbeflügelte Windmühle, die mehr als den halben Raum einnahm? — Ja, die Geschichte von der Windmühle ist nicht einfach! Die Maschine stand aber auch nur im Winter in der Wohnung des Mannes, im Sommer ruhte sie in einer Rumpelkammer, die gleich daneben und zu der die Stube des Mannes eigentlich das Vorzimmer war. Ob über diese Räume der alte Mann oder die Mäuse Hausherr waren, das ist nie recht klar geworden; bestimmt ist nur anzugeben, daß beide Parteien in den Dachstuhlräumen des alten Pfarrhofes wohnten.

So bedenklich die Holzleiter aussah, die zu diesen Räumen emporführte, so wohnlich waren letztere eingerichtet. Eine Matratze, die am Boden lag, ein dreibeiniger Sessel, der daneben lehnte, ein wurmstichiger Schrank, der an der Wand stand und ein kleiner eiserner Ofen, der im Winkel kauerte — das war außer der Windmühle die Einrichtung der Wohnung des Malchus Zacharias Rosenkranz. Das Fenster, das in der schiefen, reichlich mit Lehm überworfenen Dachwand in einer Nische stand, war wie der alte Malchus einäugig, da der andere Flügel mit blauem Papier verklebt war. Indeß war der Ausblick durch die eine Glasscheibe um so herrlicher, sie ging in den Hof zu den lieben Hausthieren. Dem Fenster des Malchus gegenüber

stand das Wirthschaftsgebäude und auf dem First desselben saß zu allen Stunden des Tages ein Spatz oder die Katz'! Und über dieses Bild wölbte sich am Tag der blaue Himmel, zur Nacht das Sternenzelt und zu trüben Zeiten der Nebel.

Gelänge es mir, nun eueren Blick von diesem Bilde ab- und nochmals auf das Innere der Behausung des Malchus zu lenken, so möchte ich auf den schwärzlichen Hafentopf aufmerksam machen, der am eisernen Ofen steht. Dieser birgt das Mittags- und Abendmahl des Mannes, sowohl für alle gewöhnlichen Tage, als auch für alle Feste des Jahres berechnet — ein nahrhaftes Erbsengericht. Lohnend dürfte es sein, auch einen Blick in den alten Schrank zu thun. Da uns die zahlreichen Wurmstichlöcher aber doch immer keinen Einblick in das Innere zu gewähren vermögen, so ist Malchus Zacharias Rosenkranz bereit, die Decke zu öffnen. Die hier verwahrten Holzschuhe und falbledernen Beinkleider, sowie der Sack Erbsenvorrath sind von minderem Interesse; um so auffälliger aber ist uns die viele Schafwolle, die auf Spulen und Knäuel gewickelt ist, und das sorgsam gehaltene Strickzeug. Wir haben hier die Stätte der Arbeit vor uns; Malchus beschäftigt sich jahraus jahrein mit Stricken und versorgt alle Bauern, Hirten und Holzhauer der Umgebung mit Fäustlingen und Socken.

Im untersten Winkel des Schrankes befindet sich aber ein Wollbeutel, welcher einen feinen, zarten Metallklang giebt, sobald ihn der Mann berührt; Malchus schichtet alle vorräthige Wolle über den Beutel und blinzelt dabei ganz merkwürdig mit dem rechten Auge. Dann blickt er unstet um sich, aber das linke Auge bleibt zu, nur der Strohhalm, an dem Malchus kaut, macht ein paar Schwingungen auf und nieder, was wohl gar eine Drohung bedeuten mag.

Ein Geizhals, meint Ihr? — Recht gut, so hat es einen Zweck, daß ich Euch die Geschichte des Mannes erzähle.

Malchus Zacharias Rosenkranz lebte schon seit einigen fünfzig Jahren in dem Dachstübchen des Pfarrhofes, und ihm sind auch die Tage bekannt, die er noch hier verleben wird. Er weiß den Tag seines Todes. Wie sie ihn über die hinfällige Leiter hinabbringen werden, das ist ihre Sache — gewiß nur ist, daß sie nach Verlauf der bestimmten Zeit den alten Malchus hinaustragen werden auf den Kirchhof. Der Alte verzehrt trotzdem heute sein Erbsengericht so ruhig als vor dreißig Jahren. Er betet und hofft nur, daß bishin kein Unglück mehr komme.

Eine Tagreise von unserem Dorfe, in einer schönen Gebirgsgegend, liegt der rothe See. Dieser ist an vielen Stellen grundlos tief, birgt sogar Forellen in sich und hat seinen Namen von den rothen Felswänden, die an seinen Ufern aufragen und sich in dem klaren Wasser spiegeln.

Am Ufer dieses Sees stand vor vielen Jahren eine Fischerhütte. Sie war aus rauhen Waldstämmen gezimmert und mit Lehm und Moos gegen Wind und Wetter wohlverwahrt. In der Hütte wohnten ein Mann und ein Weib und ein Kind. Der Mann war kühn und trieb sich die meiste Zeit auf dem See herum, bis er zu Abend mit reichbeladenem Kahne gegen die Hütte ruderte. Das Weib war arbeitsam und pflegte den Gemüsegarten und die Ziegen, und in der Winterszeit höhlte es Holzschuhe aus zum Verkaufen. Das Kind war ein freudvoller Knabe, in welchem stolze Jugendlust sprudelte und ein reiches, schönes, kraftvolles Leben zu schlummern schien.

Das Fischerpaar liebte sein Kind unsäglich, aber es lag eine große Betrübniß in seiner Seele, so oft es den heiteren Knaben ansah. An jenem Tage nämlich, als dem Fischer das Kind geboren wurde, fing er in seinem Netze eine große Seespinne, wie er noch nie eine gesehen hatte, weil sie im rothen See nicht vorzukommen pflegten. Er schleuderte das Thier wohl wieder zurück in die Wellen, aber nach seinem Sinn sollte der Fang für die Zukunft seines Neugebornen von böser Bedeutung sein. Er theilte dies auch seinem Weibe mit, welches zwar den Wahn des Gatten überlaut zu widerlegen suchte, im Innern aber bangte, des unglücklichen Lebens gedenkend, das vielleicht ihrem Kinde bevorstehe.

Trotzdem wuchs der Knabe auf zum schönen Jüngling, der da lachte, als ihm die Eltern die Geschichte von der Seespinne mittheilten.

Der Jüngling kam so selten zu fremden Menschen; er sah dann und wann nur einen Holzhauer, einen Jägersmann, und wenn er auch bisweilen hinaus kam in die Gegend, wo das Dorf und die Kirche standen und wo die Leute auf dem Felde oder auf der Wiese arbeiteten, so fühlte er sich dort nicht behaglich. Die ganze Liebe seines Herzens wendete er den Eltern zu.

Zur Liebe kam auch der Segen. Jener böse Wahn des alterndes Paares begann in diesem ruhigen und heiteren Fortleben zu schwinden.

In einem Winkel oben unter dem Dache wohlverwahrt stand ein Kästlein aus hartem Buchenholz voll blanker Silbermünzen. Durch die vielen Jahre der Arbeit und des Fleißes hatte sich die kleine Familie ein Vermögen erworben, welches in dem alten Fischer keinen geringeren Plan wachrief, als den, die baufällige Hütte niederzureißen und sich am Ufer des

Sees ein größeres Wohnhaus zu bauen. In seiner Seele mochte vielleicht das Bild einer lieben Tochter zu dämmern beginnen, die der Junge früher oder später bei den vielen Menschen draußen finden und nach Hause bringen werde.

So zog der Jüngling eines schönen Julimorgens aus, um einen Baumeister und Arbeiter zu dingen. Wenn er an großen, stolzen Bauernhöfen vorüber kam, so studirte er die Bauart und den Geschmack, und er freute sich auf das Leben im neuen Hause, das sich in der Einsamkeit zwischen dem See und den rothen Wänden doppelt schön ausnehmen werde, und er freute sich auf das Lieben und Pflegen der alten Eltern.

Als er hierauf nach gewissenhaft vollführter Sendung in das Felsengebirge zum rothen See zurückkehrte, da war Alles aus. Wo die Hütte gestanden hatte, knisterte ein Gluthhaufen und von demselben rieselte über die breiten Steine ein schmales Silberbächlein gegen den See, als fordere dieser die unzähligen Silbermünzen, die er durch seine Fische erwerben half, geschmolzen wieder zurück. Und in dem Aschenhaufen lagen zwei verkohlte Leichname. — — — — Schöner Fischerjunge! Dort am Ufer steht noch der Kahn, Dein Erbe. Geh' hinab, mache ihn los, springe hinein und fahre hinaus bis in die Mitte des Sees. Dort stürze Dich kopfüber hinab — zur Seespinne. —

Er sprang nicht in die Gluth, er sprang nicht in den See; er brach nicht zusammen, es trat ihm keine Thräne in's Auge. Einen kurzen, gellenden Schrei stieß er aus — — — dann drückte er sein linkes Aug zu und blinzelte mit dem rechten.

Später wühlte er in den Kohlen und Bränden. Die Leichen seines Vaters und seiner Mutter ließ er liegen, wie sie lagen, bis nach vielen Stunden Leute kamen, die das

Unglück sahen, das Fischerpaar begruben und den Jüngling mit hinaus nahmen in das Dorf.

Aber seine Jugend war zu Ende, seine Kraft gebrochen — das plötzliche unfaßbare Unglück, das ihm mit einem einzigen Schlage Alles geraubt hatte, was er besaß, was er liebte und an dem er hing mit seinem ganzen Wesen — — der unsägliche Schmerz hatte sein Gehirn erschüttert, sein Lebensmark geschmolzen — ein blödsinniger Greis von siebzehn Jahren — drückte stets das linke Auge zu und kaute an einem Strohhalm.

Die Brandstätte seiner Heimatshütte lag öde da; die Fischlein im See reckten oft ihre Köpfe empor, ob denn der Alte nicht wieder einmal käme mit seinem hinterlistigen Garnsack, und da er nicht kam, so veranstalteten sie lustige Spiele und feierten das Fest durch Tänze und Wettrennen nach Mücken und Würmchen. Doch endlich kam wieder ein starker Mann, welcher mit riesigen Garnbeuteln den rothen See neuerdings unsicher machte.

Für das geschmolzene Silber, welches von der Hütte über die breiten Steine gegen den See floß, bekam der arme Malchus dreizehn Thaler.

Bisher hatte er eine Wollmütze am Kopfe getragen, die nahm er nun ab und wickelte das Geld hinein und sagte zu sich: „Das ist gerade noch genug, daß sie die Glocken läuten und daß der Pfarrer mitlauft, wenn mich die sechs Träger hinaustragen. Sechs? Ei, ich dächte, für den Malchus thäten's blos vier."

Ein alter Pechbrenner, in dessen Hütte Malchus seit dem Unglücke wohnte, ließ sich die dreizehn Thaler zeigen, legte dann den Finger auf den Mund und flüsterte: „Malchus, das ist ein Capital, geh' damit ein Geschäft an! Schau, ich

habe vor fünfunddreißig Jahren, als ich in den Wald ging, nur zwei Sechser gehabt, kaum, daß ich mir davon den Pechhafen hab' kaufen können, und heut' schau Dir einmal meine Pecherei an! Hab's weit bracht, Malchus! Probir's, wirst es auch weit bringen."

Auf diese Worte legte der junge Mann einen Grashalm auf die Zunge, und indem er an demselben zu kauen begann, sagte er langsam: „Meinst? Wart, Domini, wart, mit fünfunddreißig Jahren hab' ich's weiter gebracht als Du. Bin ein Glückspilz, Domini."

„Wie Du ein Kerl bist, sollst Du ja die Welt auf die Achsel nehmen wie einen alten Heukorb! Fikra sikra Haferstern! Wenn ich der Malchus wär', ein Schloß von Elfenbein müßt' ich haben und das schönst' Weiblein d'rin und ein goldenes Bettstattl mit Roßhaar! — thät's nicht billiger!"

Malchus lächelte, aber sagte nichts darauf; er wickelte seine dreizehn Thaler wieder langsam in die Wollmütze.

„Und was willst Du nachher mit deinen dreizehn Aposteln da? Geh', ist ja der Judas noch dabei! Du, Malchus, den mußt weg, er verräth Dir sonst die andern all', oder der dreizehnte stirbt und steckt Dir die andern an. Mußt ihn weg, Malchus!"

„Mag wohl wahr sein," murmelte der Bursche, faltete seine Mütze wieder auseinander und hielt dem Pecher eine Münze hin.

„Junge, da thust Du gescheit," sagte der Alte schnell und steckte den Thaler in seine Tasche, „bei mir hat er's gut, wenn Du ihn brauchst, so komm' und hol' ihn."

Ein andersmal, als Malchus tagelang zwecklos im Walde herumgelaufen war, sagte der Pechbrenner zu ihm: „Ja, was willst denn, Malchus, Du bist ein ganzer Narr!"

„Das hab' ich mir auch schon gedacht," entgegnete der Bursche. Dann warf er sich schluchzend an die Brust des alten Mannes und sagte: „Domini, lieber Domini, ich weiß mir keinen Rath. Ach, Du, ich sag Dir's, wenn sie mich nicht gleich auf die Bahr' legen, so kommt noch früher ein großes — Glück über mich!"

„Ein großes Glück, meinst? Thät Dir schon recht geschehen und ich thät's Dir wünschen."

„Weh, weh!" rief Malchus aus und wollte dem Pechbrenner den Mund verhalten, „was fing' ich denn an, Du Gott im Himmel! — Ja, ja, Glück?" lächelte er dann, „'s wär' schon recht! Aber da kommt Dir auf einmal eine böse Stunde, und das Glück, so schön, so fleißig aufgebaut in vielen Jahren, wird in einer Nacht zum Unglück. Domini, ich sag' Dir's, wenn unten beim rothen See jetzt eine Fischerhütte stünde, und es lebte ein guter Mann drin, der mein Vater, und eine gute Frau, die meine Mutter wäre — ich ginge nicht hinab zu dieser Hütte; nein, alter Domini, und wenn ich nur mit den Thieren des Waldes leben müßte, ich ginge nicht hinab — 's möcht' vielleicht schön sein unten — schau mich an, Domini — schön sein unten; es möchten Tage sein wie die himmlischen Freuden — ich thät schaukeln mit dem Vater auf dem See, und ich thät sein an der Mutter Seite. Jauchzen thät ich! — da kommt Feuer aus und die Hütte bricht zusammen, — Jesus, ich kann's nicht sagen, ich kann's nicht denken — Domini, die ganze Welt brennt nieder! — — Schau, Pechbrenner, Du hast recht — bin ein ganzer Narr! — Aber das kannst mir glauben, Domini — ginge nicht mehr hinab." —

Dem alten, lustigen Domini war diesmal zur Entgegnung kein Scherz eingefallen. Er schwieg und dachte daran.

wie das plötzliche Unheil auf den lebensfreudigen Burschen einen so fürchterlichen Eindruck gemacht hatte, daß er das Glück nur als Ursache des Unglückes betrachtete und es fürchtete wie das Unglück selbst.

„'s wird Alles wegen der Seespinne geschehen sein," sagte Malchus, „und ich weiß nun schon, ich darf nichts anfangen in der Welt, 's thät mit Allem schlecht ausgehen. Ich will keine Freude mehr haben, die Trauer ist zu bitterlich; mag auch kein Geld und Gut, thät's doch wieder verlieren. Mag gar nichts, bin einmal zum Unglück geboren. — Ich will das Elend schon ertragen, Domini, den Hunger fürcht' ich nicht, die Kälte auch nicht — ich ertrag' die Noth; aber zu jäh muß sie nicht kommen, so etwa über Nacht oder gar mitten im Tag, nur das nicht, das ist der allergrößte Schlag! Domini, ich kann stricken; ich find' schon wo ein Plätzchen für die paar Jahre, und da stricke ich und erwerbe mir für jeden Tag eine Brotsuppe, oder wenn das Geschäft gut geht, ein Erbsengericht. Die Lederhose da, schau einmal, Domini, sie ist von Hirschleder, die hält' mir's reichlich aus, und dann soll das Unglück nur kommen, wo will's denn aufsitzen? — Bleibt mir mein Geld nicht, ist recht, nur fort, liegt mir wenig daran; und bleibt es mir, so ist's gut, wenn sie mich begraben. Die dreizehn Thaler sind für mein Begräbniß."

„Hast nur zwölf mehr," warf der Pechbrenner ein.

„Zwölf?" sagte Malchus befremdet, „wo hätt' ich denn hernach den dreizehnten?"

„Hast ihn ja mir gegeben, von wegen dem, weil er der Judas war," versetzte der Alte, „aber, wenn Du ihn wieder haben willst . . ."

„Nein, behalt' ihn nur," sagte Malchus „Du hast mir jetzt die lange Zeit her in Deinem Hause Dach und zu essen

gegeben. Ich dank' Dir's tausendmal, Domini, aber jetzt werde ich Dich verlassen, ich gehe in's Stricken aus; bet' dann und wann ein Vaterunser für mich; schau, Domini, der Malchus ist eigentlich doch ein armer Teufel."

Das waren die Abschiedsworte. Seine Wollmütze im Sack, einen Stock in der Hand und einen langen Halm zwischen den Zähnen — so wandelte Malchus langsam durch den Wald und hinab zum See, wo am Ufer eine kleine röthliche Mauer stand. Der Herd ist noch geblieben, als ob das Schicksal höhnen möchte: Ei, sieh' da, Malchus Zacharias Rosenkranz hat doch auch einen eigenen Herd! —

Der blödsinnige Bursche wühlte — weil er just vorüberging — ein wenig in dem Aschenboden, ob etwa nicht irgendwo noch ein Eisennagel läge. Einen rostigen Pfeifendeckel aus Stahl fand er — — den hatte der alte Fischer mehreremale auf- und zugedrückt, als er behaglich schmauchend am Tischchen saß und zu seinem Weib und zu seinem Sohne sagte: „Nu, was meint Ihr, werden uns halt ein Häuslein bauen müssen, das ein wenig größer und bequemer ist. Junge, zuletzt wirst Du auch noch zwei Stuben haben wollen!"

Als sich der Bursche in einem entfernteren Thale nach Strickarbeiten umsah, lachten ihn die Leute aus. — So jung und ein Altweibergeschäft!

Aber weil's gar zu sonderbar war, so gaben sie ihm doch eine Arbeit.

Malchus half auch auf dem Felde, aber da war er sehr unbehilflich. Einmal zur Erntezeit sagte man ihm: „Nur fleißig Korn tragen, Malchus, die Kornträger werden reich. Auf diese Worte wollte der Bursche keine Garbe mehr anrühren.

„Warum gehst Du denn immer barhaupt?" fragte ihn einmal eine junge Magd, und wickelte sich seine dunkeln, wirren Locken um den Finger.

„Das weiß ich nicht," antwortete Malchus und blickte seitwärts.

Wenn er mit Andern zu Tische war, so aß er immer nur Brotsuppe und Gemüse, und wenn sie ihn zum Fleischgericht oder zu fetten Mehlspeisen einluden, sagte er: „Vergelt's Euch Gott, nach so was ist's so viel schwer, sich den Hunger anzugewöhnen."

Einmal sagte der Bauer, bei dem er arbeitete: „Malchus, ich schenk' Dir eine Pfeife, daß Du nicht immer an einem Strohhalm zu saugen brauchst."

Darauf entgegnete der Bursche: „Wenn Du auch den Tabak dazu giebst?"

„Wie hast Dir denn Dein linkes Aug' abgebrochen, Malchus?" fragte ihn die schalkhafte Bäuerin eines Mittags, als sie dem Burschen eine fette Erbsensuppe vorsetzte.

Dieser aß die Erbsensuppe, antwortete jedoch nicht auf die Frage.

Endlich sah man ein, daß der Malchus ein Hascher sei, und man behelligte ihn nicht mehr mit Witzen und Zumuthungen, denen er nicht entsprechen konnte; man gab ihm Wolle und ließ ihn bei seinen Stricknadeln, und Malchus strickte und schien zufrieden.

Er war ruhig, gutmüthig und anhänglich, man ließ dem armen, heimatlosen Burschen auf dem Dachboden des alten Pfarrhofes ein Stübchen.

Malchus, der bisher im Thale in verschiedenen Bauernhöfen gelebt und gearbeitet hatte, war anfangs kaum zu bewegen, seine neue Wohnung zu beziehen. „Auf einmal wird

mein Haus niederbrennen," meinte er, „und dann bin ich ein Bettler!"

Gegen die Stiege, die man ihm zu seiner Dachkammer bauen wollte, protestirte er auch. „Gebt mir nur eine Leiter zu derselben, die man allzeit wegziehen kann; dem Unglück darf man nicht auch noch die Wege machen."

So begann nun Malchus in seinem neuen Hause zu leben. Bei trübem Wetter saß er auf seiner Matratze und strickte, oder sah sich dann und wann auch seine zwölf Thaler an, die er im alten Holzschranke verwahrt hielt. Die sind halt für's Läuten und für's Hinaustragen und für den Segen in die Grube. Ja, wo war denn der Dreizehnte? Den hatte er zuletzt gar dem alten Domini geschenkt? Ja freilich.

An heiteren Tagen aber kletterte er über die Leiter herab, ging durch das Dorf, über Feldwege und redete einige Worte mit den Leuten, die ihm begegneten, und strickte.

Mit seinem lockigen Barhaupte und dem ewig zwinkernden Auge und dem unvermeidlichen Halm zwischen den Lippen sah er aus wie ein stillheiteres Gemüth.

Die Arbeit holte er sich von seinen Kunden selbst, wer hätte es auch wagen mögen, über die gebrechliche Leiter in sein Stübchen zu steigen!

So saß er denn allein auf seiner Matratze und strickte oder sah am kleinen Ofen nach, was die Erbsen machten; zu Zeiten, wenn eine lustige Flamme war, wurden dieselben gar lebendig und stiegen heraus, und Malchus mußte sie mit kaltem Wasser wieder zurück hineinjagen, die Flüchtlinge, die er doch verzehren wollte. —

An einem Sonntag Vormittag war's, die Leute waren alle in der Kirche, auch Malchus saß in einem Winkel hinter dem Taufstein und betete seinen Rosenkranz ab und murmelte

zu der braunen Korallenkette: „Du bist ein Rosenkranz und ich bin auch einer; du hast ein Kreuz und einen „Glauben“ und zweiundsiebzig Perlen; ich hab' auch ein Kreuz und einen Glauben, aber ob ich mein Lebtag zweiundsiebzig Tugenden zusammenbring', d'rauf wollt' ich nicht wetten — bin doch oft recht untugendsam, wenn ich gar so übermäßig über mein Unglück trauere und das Leben und meine Jugend verachte, als ob just auf mich alles Elend kommen wollte. Zuletzt werde ich so glücklich sein wie alle Anderen, und mein Klagen und Zittern ist ein Frevel. Deswegen, du tugendsamer Rosenkranz, thu' nur ein wenig beten für den untugendsamen!“

Alle waren andächtig, die Orgel tönte leise und feierlich zur Messe, und wenn das Glöcklein klang, knieten Alle auf den Holzboden und schlugen an die Brust und beteten:

„Jesus, durch Deine heilige Pein
Laß' uns Dir empfohlen sein;
Hilf uns auf der Lebensreis'
Und führ' uns in's himmlische Paradeis!“

Da kam plötzlich der Kirchendiener aus der Sakristei und sagte dem Pfarrer am Altare etwas in's Ohr. Der Pfarrer kehrte sich gegen die Gemeinde und rief laut: „Feuer ist im Dorf, geht löschen!“ Am Thurm schlugen schon die Glocken an.

„Aha, ist schon da!“ murmelte Malchus und erhob sich von seinem Stein.

„Du Heiland, und wo brennt's denn?“ fragten sich die Leute und stürmten in das Freie.

„Wo wird's brennen, Ihr Kindischen,“ sagte Malchus ruhig, „im Pfarrhof brennt's; oben in meiner Stub' brennt's;

's wird wieder meinen Vater und meine Mutter haben wollen oder mich, und jetzt bin ich gar nicht zu Hause."

Er steckte seinen Rosenkranz in die Tasche und ging hinaus.

Am unteren Ende des Dorfes qualmte dichter, röthlich brauner Rauch auf. „Das ist der große Heustadl!" hieß es, und die Leute eilten mit Eimern und Kübeln und Leitern und Haken gegen den Brand, und weil keine Feuerspritze im Orte war, so trugen sie aus dem Ziehbrunnen, der auf dem Platze stand und aus dem Bächlein, das weiter unten hinfloß, Wasser auf die Dächer. Der Stadl war nicht mehr zu retten, da pfiffen die Flammen schon aus allen Fugen und Fensterchen; jetzt brachen sie gewaltig aus; glühendes Stroh, brennende Schindeln flogen empor. Auf den Nachbargebäuden kletterten Männer herum, warfen die Dachbretter herab, begossen die Firste und Dachstühle, vermauerten die Fenster. Sie riefen sich zu, aber im Knattern der Bretter und im Brüllen des Feuers hörten sie sich kaum. Die Weiber jammerten in den Gassen und schleppten Hausgeräthe aus ihren Wohnungen; alte Kästen und Bettstätten zerrten sie hervor und vergaßen auf den Sparpfennig. Auf dem Thurme schrillten stoßweise, in ungleichen Zwischenräumen die Glocken, daß von den Nachbargemeinden Hilfe kommen möge.

Ueber all' das lag der klare Sommertag und der goldene Sonnenschein, wenn auch die Schatten des Rauches über das Dorf und die Kirche hinflogen.

Malchus half nicht im Löschen, nur daß er in der Nähe des Feuers beim Ausbringen von Hab und Gut thätig war.

Zuletzt ging er gar davon, setzte sich auf einer Anhöhe nieder und sah dem Feuer zu. „Wie Ihr auch löschen und wahren mögt," sagte er, „das ganze Dorf brennt nieder.

Das Feuer ist dort unten und mein Pfarrhof ist da oben am andern Ende. Du rothhaariges Unglück, du hast es doch nur auf mich abgesehen, und jetzt hüpfest du über alle Hausdächer bis zu meiner Wohnung. Und ich bring' so viel Unheil über Alles; es wär' doch das Beste, ich thät der ganzen Welt aus dem Weg gehen — ganz, ganz aus dem Weg — die Seespinne wird keine Ruh' geben."

In einer Stunde später war der Heustadl eingestürzt und die Flammen leckten nur mehr an den Wandbäumen, die am Boden lagen. Die nächst angrenzenden Gebäude standen unversehrt da, nur daß bei einigen das röthlichgraue Dachstuhlgerippe nackt emporragte, weil es die Leute abgedeckt hatten.

Die Kirchenglocken waren zur Ruhe gekommen, das wüste Schreien war verstummt, die Weiber trugen ihre Geräthe wieder in die Häuser und sie lachten, wenn sie gleich noch vor Aufregung zitterten.

Malchus stieg vom Hügel, schüttelte wiederholt den Kopf und kaute eifrig an seinem Strohhalm. „Jetzt hat die rothhaarige Bestie sicher gemeint, ich wohne im Heustadl!"

Als er über seine Leiter steigen wollte, lag diese in Trümmern auf dem Boden, und neben ihr, ächzend und sich in Schmerzen windend, lag der Schuhflicker Fritz.

Malchus kannte ihn gleich, der Mann flickte ihm ja seine Schweinslederschuhe. Er rief also:

„Ja, Schuster, was ist denn Dir geschehen?"

„Wehe!" wimmerte dieser. „Wie das Feuer auskommen ist, hab' ich dem Malchus wollen sein Hab und Gut retten und bin über die Leiter gestürzt — Fuß und Hand hab' ich mir gebrochen."

Während er dies sagte, wälzte er sich um und suchte einen grauen Wollbeutel zu verdecken der neben ihm lag.

Aber Malchus hatte diesen bemerkt und sagte: „Fritz, es schaut so aus, als ob Du mir mein Geld gestohlen hättest!"

„Beileib nicht, Malchus, nur retten hab' ich Dir's wollen — ach weh!"

„Das kann sein, und es kann auch nicht sein — gieb nur her, Fritz."

„Zu tausendmal gern; aber sag' Niemandem was davon, Malchus, schau, bin ein armer Mann und hab' Weib und Kind. Hab' noch Niemandem was gestohlen, mein Lebtag nicht, hätt' Dir auch das wieder zurückgegeben — aber sag' nichts davon, Malchus, jetzt muß ich bald sterben!"

So jammerte der Schuhflicker, und Malchus beruhigte ihn: „Ist Dir schon vergessen; und zuletzt hätt' doch nur ich da herabstürzen sollen; das Unglück ist heut' schon das zweitemal zum Unrechten gekommen. Magst Dich auf meine Achsel helfen, Fritz, ich trag' Dich heim in Dein Häusel."

Und er trug den Fritz heim in sein Häusel. „Frau Schusterin," sagte er, „thut Euch nicht erschrecken; beim Löschen ist er auf den Erdboden gefallen."

Dann ging Malchus wieder seiner Wohnung zu, band die Leiter zusammen und stieg zu seiner Stube hinauf. Die Thüre war offen, der Schrank ebenfalls. Malchus barg seine zwölf Thaler wieder an ihrer Stelle.

Leute, die den jungen Mann während des Brandes auf dem Hügel hatten sitzen sehen, sagten lieblose Worte, Andere, die ihn mit dem Schuster Fritz begegneten, erzählten Gutes von Malchus, dem blödsinnigen Stricker.

Es war im Spätherbste desselben Jahres, als eines Abends durch das Dorf der lustig polternde, pudelnärrische

Brechelzug ging. Die Leute kehrten eben von der „Haarstube" zurück, wo sie gemeinsam ihren Flachs gebrechelt hatten; gingen jetzt zu einem reichlichen Mahle, welchem Tanz und anderes Freudige folgen sollte. Die Pfeifen und Geigen waren schon da und die Bläser und Streicher auch dazu, und die Füße des jungen Völkleins waren bereits voll Räder und Federn, und die Burschen sangen sich zu:

„Meine herzliabstn Buama,
Hiazt schippelts enk zsom,
Wern mar ollmitauonda
Auf's Tanzböul gehn!
Mih gfreut just mei Dirndl,
So oft ih drauf denk,
Und meine herzliabsten Buama,
Wir is's dan ban enk?"

„Jo mei, wia wird's sein ah,
Schön nett wirds holt sein;
Schaut's, unsere Diandla
Hobn Flügerla fein.
Thoan bliadan, thoan bleedan (flattern)
Wia d'Engerla gwiß;
Wia liab daß so a Diandl,
Wan's bleedan thut, is!"

Dem Zug voran gingen zwei Bursche, die mit Besen die Gasse auskehrten, und hinten her zog ein junger Mann gebeugt und barhaupt, und dieser streute Agen auf den Weg, damit der Lust und der Freude, die hier im Triumph einherzog, das Leid und die Kümmerniß nicht folgen konnte.

Als sie über den Platz am tiefen Dorfbrunnen vorüberkamen, standen Einige plötzlich still und legten den Finger an den Mund, dann riefen sie: „Ein Gespenst, ein Gespenst!" und liefen davon. Andere blieben ebenfalls stehen und horchten. — „Du Kreuzsappermost, was ist denn das da unten?"

Aus der Tiefe des Brunnens hörte man Laute — wie ein Wimmern und Weinen, dann wieder wie ein Lachen. O Gott, das war ja wieder dieselbe Stimme, wie man sie vor dreißig Jahren gehört hatte, als darauf eine Ueberschwemmung kam; und das war auch dieselbe Stimme, die vor achtzehn Jahren tief im Brunnen rief, als dann die große „Sterb" in der Gemeinde ausgebrochen. Wer die Stimme gehört hatte, das wußte man heute nicht mehr, aber das wußte man, daß es ein gar böses Zeichen.

Die Pfeifen waren in schrillen Tönen ausgelaufen und schwiegen jetzt; die Leute flohen entsetzt davon.

Nur Malchus floh nicht davon. Er stand am niedern Brunnengeländer, starrte in die Tiefe und horchte den sonderbaren Lauten. — Wird kein' Ruh geben, die Spinne, bis sie mich nicht bei Putz und Stingel verdorben hat. Da bin ich, du Ungeheuer, da nimm mich, erwürg' mich, aber lass' die Andern in Ruh'! — Sehen möcht' ich dich aber — es wird das Beste sein, wenn ich dich packe!

So dachte der Bursche in seiner Phantasie, dann rief er so laut, wie man ihn noch nie rufen gehört hatte: „Leute, einen Strick! Laßt mich hinab!"

Heftig blinzelte er mit dem Auge, gar der Strohhalm war ihm aus dem Munde gefallen.

Die Leute wußten nicht, was geschehen sollte, aber sie brachten einen Strick und ließen Malchus in den Brunnen.

Der Arme hatte noch früher einen Blick gethan gegen die Abendröthe, gegen die Waldberge, gegen die weiße Dorfkirche und gegen die Menschen — dann hatte er den Eimerbaum seitwärts gestoßen, und es ging langsam hinab — von dem Lichte zur Dämmerung, zur Dunkelheit, zur Finsterniß, den schauerlichen Tönen näher.

Der Strick war lang und ging tief und tiefer hinab.

Endlich schien die Last auf dem Wasser zu sein, der Strick war locker.

Man horchte, man hörte kaum mehr die Laute von früher. Das halbe Dorf hatte sich um den Brunnen versammelt.

Die Mauern und weißen Schindeldächer der Häuser waren gefärbt von der Abendröthe; Fensterscheiben leuchteten, als ob alle inneren Räume in Flammen ständen — so herrlich scheidet der Tag; so unheimlich naht die Nacht, und dem Manne im Abgrund — wie wird's ihm ergehen?

Endlich tönte aus dem Brunnen ein hohles, langgezogenes: „Auf!"

Man spannte den Strick, man zog und zog; die Last war schwer, das Seil lag schon am Boden in unzähligen Ringen und Schlingungen wie eine endlose Schlange, und endlich —

Malchus kam herauf und in seinen Armen hatte er, bedeckt von Schlamm —

„Martha, meine Martha!" erscholl in dem Augenblicke eine Stimme, und ein Weib stürzte zum Brunnengeländer, auf das sich Malchus erschöpft mit seiner Beute gesetzt hatte. Nun erst sah er recht, was er trug: ein bleiches, bildschönes Mädchen, dessen lange, feuchte Locken weit über seinen Arm hinabhingen.

Malchus riß die Augen auf, auch das linke, und diesmal war es, daß der Mann die Welt zweifach anschaute.

Das eine sank aber sogleich wieder zu, als das Weib, eine Nähterin, mit ihrem Kinde laut weinend in das nächste Haus ging.

Aber Malchus ging nach in das Haus und blieb so lange bei dem Mädchen, bis es die Augen aufschlug — die

schönen tiefblauen Augen, und bis es die Mutter küßte auf seinen zarten Mund und bis die Mutter sagte: „Martha, Du mein liebes Leben, was hätte ich gethan, wenn Du dahin gewesen wärest!"

Martha war neun Jahre alt und der Häuslerin einziges Kind. Zum Krämer ging sie heute, auf daß sie Zwirn hole; spielend mit der kleinen Geldnote hüpfte sie dahin und über den Dorfplatz. Das Lüftchen spielte lieblich in ihren losen Haaren, aber dasselbe Lüftchen entführte ihr die Geldnote und trug das Papierchen hin und hin über das Geländer des Dorfbrunnens. Und wie nur zu viele Menschen dem Gelde nachjagen und in den Abgrund stürzen, so erging es auch Martha; am Geländer blieb das Blättchen nicht liegen, es schwebte über der Tiefe, das Mädchen langte über — und so kam's.

Unten unmittelbar über dem Wasser blieb Martha mit dem Kleide an einer hervorstehenden Spange hängen, da kam Malchus hinab.

Wie ihm das arme Weib dankte, wie ihn Martha anblickte, da war's doch ein Regen und Bewegen in seinem Herzen, wie noch nie, noch gar nie in allen seinen Lebenstagen.

Als Malchus hierauf die Dorfstraße entlang ging, war es schon so finster, daß er kaum mehr einen Halm fand; als er endlich einen solchen doch wieder zwischen den Zähnen hatte, sagte er zu sich: „Und jetzt geh' ich dem Brechlerhause zu, heut' möcht' ich tanzen."

So vergingen einige Jahre und das erwartete Unglück kam nicht.

Malchus war um ein gut Stück heiterer geworden, aber er lebte immer in seinem Dachstübchen und stricke oder that

andere Kleinigkeiten. Zur Weihnachtszeit erhielt er immer ein Packet Wäsche, er wußte nicht von wem; der Pfarrer sagte: „Ich weiß es wohl, wer Dir das schickt, ich darf Dir's aber nicht sagen."

Malchus fragte auch nicht mehr, sondern fühlte sich behaglich in den weichen Linnen und war zufrieden.

Zweimal des Jahres war ein Fest in seiner Stube, da schickte ihm Martha, die indeß zu einer lieben Jungfrau geworden war, immer einen Strauß schneeweißer Röslein, wie sie im kleinen Garten der Nähterin am Hagebuttengesträuche wuchsen. Der eine Strauß kam immer zu seinem Namenstag, der andere an einem Tag im Spätherbst — der Empfänger wußte es kaum, warum.

Martha hätte ihm die Rosen am liebsten selbst gebracht, aber Malchus sagte einmal zu ihr: „Martha, die Leiter zu meiner Stube ist gebrechlich."

Du guter Bursche, Dein Herz war gebrechlich, das wollte nicht ruhig sein, wenn Du Martha sahest; weißt Du, Dein Herz war geworden wie ein Närrchen, das sprach gar mit den weißen Röslein und legte sich sorglich die abgefallenen Blätter in ein Papier zu den zwölf Thalern. Malchus, Du bist jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, nimm Martha! —

Wohl oft dachte der Jüngling daran, aber mitten in diesem Sinnen fuhr er auf: „Ja, daß 'leicht das Haus einstürzen und sie begraben thäte unter Schutt und Gluth; die Seespinne!"

Und die Seespinne gab keine Ruh', er sollte nicht glücklich werden.

Martha hatte den guten Burschen so lieb gehabt; ihr Leben, ihr junges, frischblühendes Leben, sie hatte es nun von ihm.

Aber das nicht allein war es. Malchus verstand es wohl, aber er wollte nichts gewinnen, damit er nichts verlieren konnte.

Martha's Mutter, die Nähterin, war dürftig. Da kam eines Tages Malchus mit seinem Wollbeutel, öffnete ihn und legte die zwölf Thaler auf den Tisch, dann suchte er noch eine Weile im leeren Beutel herum und murmelte: „Weiß nicht, aber ich hab' doch dreizehn gehabt!"

„Was machst denn da, Malchus?" fragte die Nähterin.

„Mutter," sagte der Bursche und blinzelte stark, „ich hab' ein Anliegen; Ihr könnt Euch wenig verdienen und die Sachen sind so theuer. Schenkt mir so viel Liebe und nehmt die paar Groschen!"

Da sagte das Weib: „Eher in's Grab, Malchus, eh' ich einen Groschen von Dir nehmen thät; wir sind Dir viel tausend Gottesdank schuldig!"

Auch Martha sagte dasselbe, und Malchus mußte sein Geld wieder in seine Wohnung tragen. Sein Leben hatte er aber so eingerichtet, daß er nicht nothwendig hatte, etwas von den zwölf Thalern anzubrauchen, so wie er von seinem kleinen Erwerbe auch nichts dazu that, sondern damit seine Bedürfnisse bestritt. Auf diese Art besaß er durch alle die Jahre zwölf Thaler und nicht mehr und nicht weniger.

Ein erzählender Hausirer in der Schänke eines Bergdorfes ist den Leuten Zeitung, Roman-Literatur, Anekdotenschatz, Theater und Erbauung. Aber die Gurgel muß so einem Mann feucht sein, sonst ist kein glattes Wort hervorzubringen. Der Wirth hat ein Fäßchen, da ist ein treffliches Gurgel-Oel darin, davon werden alle Gedanken los und ledig und

kommen herauf in merkwürdigen Worten, und da schlüpft freilich auch manches Geheimniß mit.

Kommt so ein gesprächiger unterhaltsamer Hausirer in's Haus, so schmiert der Wirth gerne und unentgeltlich mit diesem Oele, denn er weiß, alle Gäste bleiben um zwei, drei Gläser länger sitzen als sonst, um den Geschichten und Neuigkeiten zu horchen.

Ein solcher Hausirer kam auch in unser Dorf.

Und heute wußte der Hausirer eine ganz besondere Neuigkeit, wie sie nicht alle zehn Jahre zu hören ist im Dorfe.

„Ja, Leutchen," erzählte er in seiner stets ruhigen Weise, aber jedem Worte Gewicht gebend, „da draußen im Land soll jetzt ein reicher Graf gehenkt werden, der den König hat ermorden wollen. Wißt Ihr's, daß Raben und große Herren sich einander die Augen nicht auskratzen? Nu, wenn Ihr's wisset, nachher trinken wir einmal."

Er hob den Humpen und neigte ihn so gegen seinen Mund hin, daß er wacker rinnen lassen konnte; die ihm zuhörten, thaten es nach.

„Wär's ein kleiner Spitzbub gewesen," fuhr der Erzähler fort, „man hätt' einen neunundneunzig Klafter hohen Galgen gebaut, daß sie den kleinen Spitzbuben hätten baumeln sehen im ganzen Land. Weil's aber ein großer Herr, ein Graf, nu, so ist's dem Grafen erlaubt worden, einen Anderen für sich henken zu lassen."

„Was?" riefen die Gäste und ein paar sprangen von ihren Sitzen auf.

„I nu," sagte der Erzähler, „freilich einen Andern, der sich eben dazu hergiebt. Der sich einschreiben läßt. Wisset, wie ich hab' vernommen, soll die Sache so sein: der Graf ist begünstigt und darf zwanzig Lose ausgeben und muß jedes

derselben aus seinem Reichthum mit zwanzigtausend Gulden ausstatten. Eines von den zwanzig Losen aber ist schwarz — schwarz wie der Teufel — ist das Galgenlos, und wer das zieht, der muß sich für den Bösewicht henken lassen. D'rin in der Stadt beim Kreisgericht sind die Lose zu haben. Eh' ich mir das meine hol', trink ich den Wein aus."

Und er trank.

„Du liebe Welt mit Sauerkraut!" sagten Einige, „so Lose werden doch noch anzubringen sein. Die Unwahrscheinlichkeit, daß man den Fehlgriff thue, ist neunzehnmal da und die Wahrscheinlichkeit einmal; eine kleinere Ziffer kann sie gar nicht mehr haben. Dem Einen da wird bigott wohl auszuweichen sein, und das Glück ist gemacht, und sein Lebtag braucht Einer nicht ein Tüpfel mehr zu arbeiten, kann liegen im Gras und die Zwanzigtausend vergurgeln. Ich nehm' gleich ein Los."

„Ei ja, so denkt jeder von den Zwanzigen," versetzte ein alter Strohdecker, „den's aber erwischt, der ärgert sich und denkt: Donner, warum denn just mich? Jetzt muß ich mich henken lassen und weiß nicht warum. 's mag richtig sein; neunzehn Stück taugen der Gurgel von innen, aber das zwanzigste greift sie auswendig an."

„Wenn Einer seine zwanzigtausend Gulden wenigstens früher verjuxen könnt'," sagte ein Schneidergeselle.

„Drei Tag' hast Galgenfrist," belehrte der Hausirer.

„Drei Tag'! schau, das ginge noch an; da thät' ich gleich einen lustigen Handwerkertanz geben und drei Mädchen foppen."

„Und ich thät' mir gleich den Freiherrntitel kaufen!" rief der Krämer.

„Du den Freiherrntitel?" lachte der Schmied, „ja, bist Du nicht unser Erzdemokrat, der die Adeligen nicht leiden kann?"

„Just deswegen," sagte der Krämer, „so ließe ich den Baron statt des Bürgers henken."

So redeten sie in ihrem Uebermuthe, und es gab über den Gegenstand viel zu lachen.

Und in den nächstfolgenden Tagen sagte so Mancher, wenn ihm etwas nicht recht zusammenging: „Seh's schon, werd' wohl müssen auf das Kreisamt gehen um ein Los."

„Ja, wenn ich gewiß wissen thät', ich erwischte das schwarze nicht, ich thät mir gleich eins holen," sagte Mancher, und ein Anderer entgegnete darauf: „Narr, wenn ich das wissen thät', alle neunzehn müßt' ich haben."

Es ging aber doch keiner.

Es sollte aber doch Einer gehen. Malchus hatte sich die Geschichte dreimal erzählen lassen, dann hatte er noch einmal nachgefragt: „Und das schwarze Los hat die zwanzigtausend Gulden auch?"

Dann war er stundenlang auf seiner Matratze gesessen und hatte mit sehr großem Nachdruck seinen Strohhalm zerkaut.

„Werde ich gehenkt oder lassen sie mich laufen," murmelte er endlich, „das Geld bekommt Martha. Zwar, es wird kein Zweifel sein, die Seespinne wird mich abthun, aber schon recht, dann ist sie mit mir fertig und ich bringe auf diese Weise mein Leben noch am anständigsten weg, weiß ohnehin nichts damit anzufangen. Ja, so wird's sein."

Dann stand er auf, aß sein Erbsengericht, nahm einen Knotenstock, versperrte Alles wohl und verließ den Pfarrhof und das Dorf.

Als er am Häuschen der Nähterin vorüberkam, klopfte er an die Fensterscheibe und sang das Liedchen:

„Zwei Roß und ein Wäglein,
Und auf dem Wäglein ein Mägdlein,
Und neben dem Mägdlein ein Bräutigam,
Und der hat ein gold'nes Kleidlein an!"

Dann schritt er fürbaß auf der Straße gegen das Kreisgericht.

Als Malchus in das Städtchen kam, begegnete ihm der alte Domini, welcher eben eine Harztrage auf den Markt gebracht hatte.

„Hast Du auch ein Los geholt?" war das erste Wort, welches Malchus dem Alten entgegenbrachte.

Der wußte von Allem kein Wort und der Bursche mußte ihm erzählen.

Domini hörte auch ruhig zu, dann aber sagte er: „Malchus, ich will Dir was sagen, Du wirst kein Los bekommen. Schau, die Sache ist so: Leute, die keinen Kopf haben, die kann man nicht henken."

Schier wollte dem Malchus bei diesen Worten auch das linke Auge aufgehen.

Aber Domini fuhr fort: „Hör' mich einmal, Junge, und wenn's auch wahr wäre, wer wollt' sich gleich aufknüpfen lassen! Das thät' ich nicht, und nicht um ein Gschloß! Aber sag' mir, hast denn gar nichts zu beißen, weil Du auf solche Gedanken kommst?"

„Ich schon," sagte der Bursche, „aber, es giebt noch andere Leut' auf der Welt. Domini, ich weiß mir völlig nicht zu helfen, Dir sag' ich's. Daheim in unserem Dorf kenn' ich ein junges Weib, und das wird mich nach und nach umbringen. Ich möchte sie oft gern ansehen, aber ich kann nicht. Es ist noch völlig ein Kind, aber ich thu' so schwer mit ihm reden, wie wenn ich mit einem König reden thät. Dann, wenn ich so dasteh', mein' ich, es ist nicht anders und es

trifft mich der Schlag. Ich fürcht' nur, es ist mir was anthan worden, Domini!"

Der alte Pechbrenner sagte:

„Ja, Malchus, dieses Weib ist so gefährlich, daß Du es heiraten mußt!"

Nach einer Weile entgegnete der Blödsinnige: „Ja, das Zeug ist mir auch schon eingefallen. Aber ich darf doch andere Leut' nicht mit mir in's Unglück bringen."

Domini sah den Burschen mitleidig an. Er hatte über die armselige Lebensanschauung des jungen Mannes unwirsch werden wollen, es war ihm schon ein herbes Wort auf der Zunge gelegen, aber er schluckte es wieder in sich hinab — der Arme kann ja nicht dafür, und kein Mensch auf der Welt kann ihn mehr anders machen. Domini sagte zuletzt nur: „Malchus, thue wie Du willst und magst, ich, der alte Domini, der es immer gut mit Dir gemeint hat, sag' Dir nur das, thu' nicht sinnen und grübeln, sondern immer nur arbeiten und arbeiten. Kannst Du singen? Lerne Lieder und singe; Malchus, das ist das allerbeste Mittel gegen die Seespinne. Das Singen ist ein Segensspruch; mußt das nicht vergessen, Malchus, thu' fleißig singen. Und wenn Du einmal in der Noth bist, so weißt mich zu finden. Geh' jetzt heim."

So gingen sie auseinander und Malchus zog sein blaues Sacktuch heraus und machte einen Knoten in dasselbe, daß er sich erinnere daran, was ihm der Pechbrenner gesagt hatte.

Und der Knoten blieb lange im Sacktuch.

Er wollte singen, und er sang:

„Magst zählen die Sternlein am Himmel,
Die Halmlein im weiten Land.
Magst zählen die Tropfen der Wasser,
Magst zählen die Körnlein im Sand.

Doch nimmer magst du zählen,
Zu kurz ist die ewige Zeit,
Die Schmerzen in meinem Herzen,
Und meine Traurigkeit!“

Auf der Haide weidete eine junge Hirtin Ziegen.

Malchus war einigemal strickend über die Haide gegangen, um im Walde abgefallenes Brennholz zu sammeln, das er in den Korb that, den er auf dem Rücken trug.

Immer, wenn er an der jungen Hirtin vorüber kam, sagte er: „Thust gaishalten, Martha?“

Und darauf antwortete stets das Mädchen: „Ja, ich thu' gaishalten, Malchus.“

Einmal sagte sie aber auch noch etwas Anderes: „Gieb Deinen Hut her!“

„Geh, Martha,“ lächelte er, „was thätest denn mit meinem Hut, ist schon ganz zerrissen.“

Er gab ihr aber den Hut doch und sie steckte ein Sträußchen Haideblumen auf denselben.

Und es war doch nicht sein Namenstag, und es war auch nicht der Tag im Spätherbst. Es war ein Sommertag.

Dem Burschen aber war's wieder so, wie er es dem alten Pechbrenner erzählt hatte. Er drückte schier beide Augen zu; nicht einmal den Strauß sah er recht an, schnell that er den Hut auf die wirren Haare, und schnell eilte er dem Walde zu.

Den andern Tag ging Malchus mit einem kleinen Holzkübel thaleinwärts dem Bächlein entlang. Oft unterwegs zog er seine Wolljacke aus, streifte die Hemdsärmel zurück, legte sich am Ufer des Bächleins hin und langte, wo das Wasser tief war, unter den Rasen. Wenn ihm eine Forelle nur einmal in die Hand kam, entschlüpfen konnte sie ihm nicht mehr.

Heute hatte der Bursche einen besonderen Vorsatz. Am Abend, wenn er die Fische hintrage, wollte er Martha sagen daß er sie lieb habe und daß er glaube, es sei gut, wenn sie sein werde; er wolle nicht mehr stricken, er sei gegen die Dreißig, er habe Kraft, er wolle zu den Holzschlägern gehen und im Walde arbeiten und Geld verdienen.

„Wart du verblitzter Fischdieb!“ rief es plötzlich neben dem hingestreckten Burschen.

Malchus sprang auf. Ein großer, graugekleideter Mann mit einer langen Stange über der Achsel stand da, es war der Fischer.

„Ei schau, der Malchus ist's. Na hörst, wie kommst denn Du unter die Pharisäer?“

Der Bursche war wie vernichtet, jetzt erst fiel es ihm ein, daß hier das Fischen für ihn verboten sei.

Nun war er ein Dieb, und der Mann treibt ihn vor das Gericht — oh, die Seespinne!

„Lass' es gut sein, Malchus, und geh' jetzt heim, die Forellen, die Du da gefangen hast, die schenk' ich Dir, lass' sie Dir backen und schmecken.“

„Will sie nicht!“ brummte Malchus trotzig, seinen Strohhalm zerkauend, und stürzte den Kübel sammt Wasser und Forellen in das Bächlein.

Als er zu dem Pfarrhofe zurückkam, trat eben die alte Nähterin aus dem Hause, sie hatte es dem Seelsorger angezeigt, daß ihre Tochter heute aus der Gemeinde fortgezogen sei, um sich in der Fremde einen Erwerb zu suchen. Bei einem Verwandten, der im Kreisstädtchen ein Haus habe, werde sie Dienst finden — es sei so das Beste.

Malchus hörte es, stieg über seine Leiter und als er im Stübchen saß, murmelte er: „Ja, ja, es ist so das Beste!“

Dann fuhr er sich mit dem Sacktuch über die Augen. Was doch das für ein Knoten war im Sacktuch?

Der Mann wußte es nicht mehr.

Geh', sing' ein lustig Lied!

Aber der arme Malchus sagte zu sich: „Jetzt wär's schon bald Zeit, daß die Geschichte zu Ende ging' — jetzt hab' ich kein' Freud' und kein Leid mehr auf der Welt."

Aber es kam der Herbst und der Winter und der Frühling und jeder hatte Freuden und Leiden, und es ging nicht zu Ende.

Da war's an einem Maimorgen. Malchus saß in der dunkeln Kammer am offenen Fensterlein, strickte und sah hinaus auf die Bretterdächer des Wirthschaftsgebäudes, aus welchen die Sonne noch den Thau sog. Die Luft war frisch und rein und der Himmel blau. Ueber das Dach ragte der Wipfel einer junggrünenden Esche empor und auf diesem saß heute schon seit früher Morgenstunde ein Kukuk. Er schrie in einemfort seinen hellen Ruf.

Da warf Malchus plötzlich sein Strickzeug weg, lehnte sich an die Fensterbrüstung und sagte: „Ewiger Gott, jetzt muß es gelten! Sag' mir, du Vogel, wie lange werde ich noch leben? Nenne mir vom nächsten Sylvester an die Jahre!"

Der Kukuk schwieg.

„Kein Jahr mehr?" murmelte er dann, „nicht ein einzig Jahr mehr! Schau mich genau an, Vogel, bin noch jung!"

Und es war wirklich, als ob sich der Kukuk gegen ihn wendete. Dann wiegte sich derselbe eine Weile auf dem Ast und endlich begann er zu schreien.

Er schrie zweiundvierzigmal.

Dem Burschen ging schier das linke Auge auf. „Also zweiundvierzig Jahre — und vielleicht noch was dazu? Vogel, sag' mir die Monate!"

Der Kukuk schrie viermal.

„Denn doch über den April hinaus," sagte Malchus. „Und wie viele Tage schenkst mir vom Mai?"

Der Vogel schrie vierundzwanzigmal.

„So wird's am Feste des heiligen Urbanus für mich zum Sterben sein; das ist gerade unser Kirchenpatron; ich werde doch wohl noch das Hochamt erleben, Kukuk?"

Der Vogel flog ab.

Malchus wendete seinen Blick in die Stube zurück; sein Auge war geblendet, es war fast ganz finster. Das Strickzeug ließ er eine Weile auf dem Boden liegen, nun war ja noch so viele, so viele Zeit zum Stricken.

Zweiundvierzig Jahre, Malchus! Hast Du Pläne? Wie wirst Du diese Zeit ausfüllen? — Ach, seine Liebe ist fortgezogen.

Der Mann zog seinen Rosenkranz hervor, zählte zweiundvierzig Perlen ab, machte nach diesen einen Knoten in das Schnürchen, zählte vier Perlen, machte darauf wieder einen Knoten, zählte nun noch vierundzwanzig Perlen und schlang einen dritten Knoten. Die noch übrigen zwei Kügelchen entfernte er, und nun bedeutete ihm der Rosenkranz die Zeit, die ihm noch beschieden war auf Erden.

Seine zwölf Thaler suchte er von nun an zu verwahren, seine Zeit und Lebensweise noch regelmäßiger einzutheilen und sein Leben so ruhig und einfach als möglich einzurichten, damit das Unglück nirgends eine Nahrung habe.

So kamen und gingen nun Jahre und Jahre.

Malchus Zacharias Rosenkranz lebte einsam in dem Dachkämmerlein des alten Pfarrhofes. An seinem Fensterchen blühte nie mehr ein Strauß von weißen Rosen.

Nur die Mäuse, die kleinen, behenden, uralten, grauen Mäuse kamen von der nachbarlichen Rumpelkammer öfters

zu ihm herüber auf Besuch und guckten ihn helläugig an und wisperten ihm auch oft was vor. Es freute ihn nicht, wußte er doch, daß der Besuch seinem Erbsentopfe galt.

Mit den Menschen verkehrte Malchus nur wenig; sie hatten nichts für ihn als Wolle, und sie verlangten nichts von ihm als Strümpfe. Er strickte aber auch Handschuhe, Hauben und Unterjacken.

Im Sommer ging er die stillsten Wege, die es im Thale gab, am liebsten aufwärts gegen die Haide, wo Martha einst die Ziegen gehütet.

Vom Walde trug er weniges Brennholz heim; zur Erwärmung im Winter brauchte er nicht zu heizen, denn dafür hatte er eine Erfindung gemacht. Er hörte einmal, daß schnelle Bewegung der Körper Wärme erzeuge; sofort bat er den Pfarrer, daß dieser ihm die alte Windmühle borge, die schon lange Zeit unbenützt in der Scheune stand, weil sie keinen Windboden mehr hatte. Diese Windmühle nun stellte der Mann zur Winterszeit in sein Stüblein, und wenn ihn frieren wollte, begann er an der Handhabe zu treiben, daß es sauste und klapperte, und bald war ihm ganz leidlich warm und er konnte wieder stricken.

Wohl schienen die Mäuse über ihren polternden Nachbar ungehalten zu sein, denn sie entzogen ihm nach dergleichen stets auf längere Zeit ihre Besuche.

Seit mehreren Jahren hatte sich Malchus auch einen anderen, neuen Hausrath anzuschaffen bemüßigt gefunden — ein Rasirmesser, mit dem er sich nach jedem Neumond regelmäßig seinen braunen Bart schnitt.

Die Haare aber begann er stehen zu lassen, und er wand dieselben nun, da der alte Filzhut schon längst den Weg alles Irdischen gegangen war, wie einen Turban um das Haupt.

Aus denselben ökonomischen Gründen hatte Malchus auch die bereits grau gewordenen Lederschuhe gegen Holzschuhe vertauscht, eine Aenderung, mit der die Nachbarschaft ebenfalls nicht einverstanden war.

Zum Weihnachts- und Osterfeste war er immer beim Herrn Pfarrer zu Tische geladen, weil er im Laufe des Jahres dann und wann kleine Kirchendienste that, aber Malchus fand sich bei der Tafel nicht behaglich. Der Braten, ei ja, der thäte schon schmecken, das Glas Wein auch, aber wie leicht ist die böse Angewohnheit da! Zu Weihnachten bekam er immer das Packet Wäsche.

In der Neujahrsnacht langte Malchus stets seinen Rosenkranz aus dem Schranke hervor, that eine Koralle weg, warf diese aus dem eisigen Fenster und ließ sie hinabrollen über die Schneerinde des Daches, so wie das Jahr hinabgerollt war in die Ewigkeit.

Schon viele Kügelchen hatte der Rosenkranz auf diese Weise verloren, und Malchus war durch sein Sitzen auf der Matratze buckelig und mühselig geworden.

Auch sein Turban war nicht mehr dunkel, sondern lichtgrau, wie von hellem Silber.

Im Dorfe und im Thale waren Menschen geboren worden und aufgewachsen. Sie hatten Hochzeiten und Kindstaufen und Begräbnisse gehabt, hatten sich endlich selbst auf das Brett gelegt, und Malchus Zacharias Rosenkranz hatte für sie gestrickt. Auch die alte Nähterin hatten sie auf den Kirchhof getragen. Ein fremder Wagen mit zwei Pferden war zum Begräbniß gekommen — ein Mann und eine Frau saßen darin.

Malchus bekam an demselben Tag vom Pfarrer einen neuen Anzug aus grauem Loden und ein silbernes Kreuzlein, das er um den Hals hing.

Es gingen große Ereignisse vor in der Gemeinde, noch größere draußen in der Welt. Für Malchus war es das größte, daß während der vielen Jahre zweimal am Dache des Pfarrhofes gedeckt werden mußte, wobei gräßlich gehämmert wurde, und daß auf dem gegenüberliegenden Dach des Wirthschaftsgebäudes einmal drei Kater rauften, und so wüthend rauften, daß einer davon halb zu Tode gebissen über die Bretter kollerte.

Auch war im Laufe der Zeit jenem Stern, der in den Sommernächten gerade über dem Stallfirst stand, einmal ein so ungeheurer Schweif gewachsen, daß alle anderen Sterne der Nachbarschaft weit auseinander gehen mußten, um dem wüsten Ungeheuer eine Gasse zu machen.

So lebte der arme, alte Mann fort; er wußte schier nicht mehr, wie er in das Dachkämmerlein gekommen war. Er hatte vergessen den Schreckenstag in seiner Jugend, auch den alten Pechbrenner Domini, und wie dieser gesagt hatte, daß er singen sollte und daß der Gesang ein Segensspruch sei. Aber der alte Mann hatte endlich ja auch die Seespinne vergessen, die als unheilvolles Erbe des elterlichen Aberglaubens durch die schönsten Jahre der Jugend hin sich an sein weiches Herz geklammert hatte.

Nur das war dem armen Malchus noch: es habe ihm einmal geträumt von einem lieben Mädchen, das auf der Haide die Ziegen gehütet und ihm Blumen gegeben hatte.

Wie Einem doch so wunderlich träumen kann, nicht wahr, Malchus? — Aber sag' einmal, wie viel hast denn noch Korallen an Deinem Rosenkranz?

Der Alte mag selbst daran denken, der Grashalm wackelt ihm unsicher im Munde — er hat ja schier keinen Zahn

mehr. Seit Kurzem hatte er nach jedem Monat ein Kügelchen von der Schnur thun müssen, jetzt jeden Tag; so war's, so mußte es sein. Aber er hatte zu Niemandem etwas gesagt — sie werden es schon sehen. Drei Perlen sind noch am Schnürchen, dann kommt der letzte Knoten.

Draußen blüht und leuchtet der Maitag.

An der Kirchenthür wird ein großer Kranz aus Tannenreisern geflochten, es werden auch Rosen hineingewoben, rothe und weiße — es ist das Fest des Kirchenpatrones Urbanus nahe.

Unten im Hofe bei den Schweinen ist großer Schrecken, wie er immer war, wenn ein großer Tag herannahte und der Pfarrer für den Festbraten sorgte.

Der alte Malchus befand sich ganz wohl. Schon vor Wochen hatte er die Windmühle in die Rumpelkammer geschoben, wofür er von der Nachbarschaft eine sehr trauliche Gegen- und Dankvisite erhielt.

Malchus holperte noch einmal durch das Thal; er konnte im Gehen nicht mehr arbeiten, er mußte schon den Stock recht fest halten. Heute wollte er sich die Welt noch einmal ansehen, diese Erde noch einmal, den Himmel noch einmal. Ist gut beisammen, Alles. Und die Luft trägt den Duft der Blumen herum, und sie trägt den Gesang der Vögel herum. Der Kukuk schreit auch; das wird derselbe nicht sein, von der Esche. — Malchus, das ist ein wunderlicher Morgengang! Und Alles ist so mild gegen Dich und weiß nichts davon, daß Du sterben mußt — schon in zwei Tagen.

Malchus bückte sich und riß einen jungen Halm ab, und begann an ihm zu saugen.

Zur Haide stieg er auch hinauf. Ein Bauer, der ihm begegnete, sagte: „Hab' Dir's ein für allemal gesagt, Malchus,

magst sie schon nehmen die herabgebrochenen Aeste zum Heizen, brauchst nicht zu fragen."

Am nächsten Tage kamen die Krämer mit ihren Tragekästen, schlugen auf dem Dorfplatz Stöcke in die Erde, banden Stangen an dieselben und richteten ihre Stände auf. Kinder standen dabei und sahen zu.

In den Häusern wurde gebacken und geschmort, in's Wirthshaus kommen gar schon vier Männer mit Pfeifen und Geigen; hinten geht eine ungeheuere Baßgeige nach; von dem Träger derselben sieht man unterhalb nur die staubigen Stiefel trippeln.

Der alte Malchus Rosenkranz humpelte gebeugt am Stabe durch das Dorf. Er kam jetzt von der Kirche, wo er eine Beichte abgelegt und die Communion empfangen hatte. Vor dem alten Brunnen, der schon lange verfallen war, und auf dem rother Hollunder wuchs, blieb er einmal stehen und sah blinzelnd das frischgrüne Gebüsch an. Dann ging er weiter hinab bis an's Ende der Häuser, wo einmal ein alter Heustadl niedergebrannt war, und er ging weiter des Weges entlang bis zu einem Häuschen, in dem einst die alte Nähterin gelebt hatte. Dort kehrte er wieder um und ging durch die hintere Dorfgasse dem Pfarrhofe zu. Vor einer Schreinerwerkstatt blieb er stehen und sah durch das offene Thor den Gesellen zu.

Sie hobelten an Läden, die Späne schoben sich durch die Eisenscharte und flogen lustig davon. Dann nahmen sie den Zollstab und maßen. „Nicht ganz sechs Schuh!" sagte der Eine. Dann nahmen sie eine Säge und schnitten in die Quer.

„Mit Verlaub zu fragen, was wird denn da gemacht?" sagte Malchus.

„Ein gutes Ding, Alter," entgegnete der Obergeselle, „ein Bett wird's, und wer da d'rin liegt, von dem kann man sagen, er ist gut dran."

„Verstehe," murmelte Malchus, „werd' auch bald so ein Bett brauchen — gar diese Woche noch!"

Da lachten die Schreiner. „Ist ein wenig spät," sagte der Meister, „aber alleweil noch früh genug; ich gratulir' Dir, Malchus!"

Die Schreiner zimmerten ein Wieglein dem Weber-Josef, der vor einem Jahre in den Ehestand getreten war.

Der alte Mann schritt langsam und gebeugt seiner Wohnung zu. Mühsam kletterte er über die alte, halbmorsche Leiter. Dann kochte er sich einen Topf Erbsen.

Am Abende desselben Tages saß er lange am Fensterlein und strickte. Er hatte für die alte Einleger-Ploni noch ein Paar Strümpfe fertig zu bringen; 's ist schon gezahlt dafür, und 's wär' doch eine Schand, wenn er jetzt, ohne die Arbeit zu vollenden, durchginge.

Auf das gegenüberliegende Bretterdach fiel das bleiche Licht des aufgehenden Mondes. — Wenn er über das Haus herüberkommt und nach Mitternacht zum Fensterlein hereinlugt, vielleicht bist Du dann schon fertig.

Auf dem Rosenkranz des Alten war keine Perle mehr, nur noch der Knoten — der letzte Knoten.

Auf dem Eschenwipfel, der über dem Dachfirst emporragte, saß ein Vogel. War's wieder ein Kukuk, wie vor einigen vierzig Jahren? Wollte er noch ein paar Jährchen d'rauf geben?

Der Vogel krächzte — es war eine Eule.

Der Alte hörte dem Gekrächze eine Weile ruhig zu, endlich begann er zu brummen: „Ja, ja, ja, ist das eine

ewige Kräherei! Weiß es ohnehin — hab' gemeint, die Arbeit da brächt' ich noch fertig, aber 's wird nicht sein mögen!"

Und er strickte und strickte.

Gegen Mitternacht zog er die letzte Nadel aus der letzten Masche und der Strumpf war fertig. Der Alte machte ein Kreuz über Stirne, Mund und Brust und legte sich auf die Matratze. Seine Glieder waren müde, sein Sinnen war umflort — er schlief bald ein.

Der Mond war über das Haus gekommen, blickte durch das Fenster und auf dem Fußboden lag seine weiße Tafel.

Auf der weißen Tafel saß ein Mäuschen und blickte mit hellen Aeuglein den Mond an.

Am andern Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen auf den Dachfirst fielen, läuteten alle Glocken. Malchus erwachte und schlug für einen Moment die beiden Augen auf. Es war das Fest des Kirchenpatrons Urbanus — jener Tag, für den ihm der Kukuk keinen Augenblick mehr versichert hatte. Ei, der Kukuk! dachte sich der Alte, ich steh' jetzt auf und geh' in die Kirche; bist schon wieder beim Erbsensack, du vertrackte Maus? Nu, nu, nur nicht gleich so betreten, nag' zu, beiß' zu! Und wenn er kommt, so sag' ihm, er möge warten, ich sei bei der Messe.

Dem Alten war wunderlich um das Herz — nicht so, als ob er sterben sollte. Klar war sein Denken nicht, statt der stumpfen Lethargie war eine Art von Berauschung eingetreten. Mit seltener Sorgfalt ordnete er seinen Anzug und wand seine weißen Locken um das Haupt.

So kletterte er über die Leiter und ging in die Kirche.

Da standen die Leute auf dem Dorfplatz, Kopf an Kopf, mit grünen, schwarzen, grauen und anderen Hüten; Weiber und Kinder, darunter mit bunten Hauben und Kopf-

tüchern; Alles schmuck, sogar Blumensträußchen hatten sie bei sich auf den Hüten, im Knopfloch oder am rothseidenen Busentuch. Und sie waren fröhlich und plauderten miteinander und sahen die Marktsachen an, die in den Buden und Ständen ausgestellt waren, und sie feilschten mit den Krämern — und das war ein Summen und Brummen über den Kirchplatz hin, und darüber lag die Morgensonne, und auf dem Thurme klangen die Glocken und riefen zur Frühmesse. Da drängte sich das Volk der Kirchenthüre zu — Viele blieben auch im Freien stehen oder sie gingen in's Wirthshaus.

Trotzdem war die Kirche voll. Die Orgel war laut und hell — der Schulmeister hatte alle vier Register aufgezogen, sowie der Kirchendiener alle Kerzen, die in der Kirche waren, angezündet hatte. Der heilige Papst Urbanus, der in seinem goldenen Ornate über dem Altare stand und „der den Wein wachsen läßt", hatte zwölf Kerzen und war in nicht geringer Feuersgefahr, was aber wenig zu sagen hatte, da der heilige Florian mit dem gefüllten Wasserbehälter daneben stand.

Das war eine gar verheißende Bedeutung, wie die Sonne so klar durch die hohen Kirchenfenster fiel, denn

„Urbani Sonnenschein
Bringt viel und guten Wein!"

Zwar im Thale und in der ganzen Gegend weit und breit wuchs kein Wein, und die Meisten aus dem Dorfe hatten in ihrem Leben noch keine Traube gesehen, außer jene, so der heilige Urbanus über dem Altare in der Hand hielt. Aber das will nicht heißen, daß in der Gegend kein Wein getrunken wurde. Viel wurde getrunken, und wie der

Pfarrer auch predigen mochte gegen das Laster der Völlerei und Trunkenheit, vergeblich war's; nach der Predigt gingen sie in's Wirthshaus und lobten beim Weine die Predigt.

Auch heute während der Messe und des Hochamtes denken die Bursche und Männer, die in der Kirche ihren Rosenkranz wickeln und drehen und bereits zum drittenmale abbeten, schon ein wenig an die Gläser, die sie Nachmittags füllen und leeren werden und die sie — sollten sie über diese Zeit hinaus noch ganz bleiben — auch morgen noch füllen und leeren werden. Musik wird auch dabei sein, Weiber und Mädchen werden auch dabei sein; dann, wenn es recht ist, wird ein wenig geschimpft, ein wenig gestritten und ein wenig gerauft — eines rechten Kirchtags wegen lohnt sich's allerwegs, daß man ein paar Köpfe einschlägt.

Beim Hochamte war's heute wacker zugegangen, besonders auf dem Chore; die Orgel mußte schweigen, jetzt hatten die Clarinette und die Waldhörner und die Pauken ihre Herrlichkeit, ihre Aufgabe war es, die Trommelfelle aller anwesenden Ohren auf das festlichste zu rütteln.

Endlich war der Festgottesdienst vorüber und Alles drängte sich in das Freie; nun sollten die Gedanken von den Gläsern und so weiter der Verwirklichung entgegengehen.

Unser alter Malchus suchte sich auch allmählich durch die Menge zu winden. Man warf ihm sogar Kreuzer zu, die er aber nicht auflas und für die er nicht dankte.

Eine Bäuerin bat ihn, daß er ihrem Töchterlein ein Wollenjöpplein stricke, er aber sagte nicht zu, er bleibe nicht im Dorfe, meinte er, es werde noch heute Jemand kommen und ihn mit fortnehmen.

Noch ging der Alte ein wenig durch das offene Thor in den kleinen Kirchhof. Da war Alles so grün und frisch,

kaum eine Gräbererhöhung war zu bemerken — in der Gemeinde war schon seit Langem Niemand gestorben.

Vogelsang und Jubel war da. An einem verwitterten Grabstein spielten Kinder und legten Steinchen auf denselben und bauten aus diesen Steinchen eine Pyramide, und sie hielten den Athem an sich, daß der Bau nicht zusammenfalle. Wie sie aber das letzte Steinchen auf den Gipfel legten, da kam Alles in's Rollen, und nun jubelten die Kleinen.

Warum jubeln die Großen nicht, wenn ihre Pyramiden, die sie auf Grabsteine bauen, zusammenstürzen? —

Als Malchus in sein Dachstübchen zurückkam, blieb er einen Augenblick an der Thüre stehen. Es war ein fremder Mann da. Er war dem Fenster zugekehrt, stützte sich auf die Brüstung und sah in den blauen Himmel hinaus.

Er war sehr gebückt, hatte einen grauen Pelz an, und die wenigen Haare, die von seinem kahlen Kopfe über das Genick hinabhingen, waren schneeweiß. Der Mann war uralt.

Aha, da ist er schon! dachte Malchus, ging dann auf den Fremden zu, der ihn noch nicht bemerkt hatte, und zupfte ihn ein wenig am Pelz. Der Alte kehrte sich langsam um.

Er hatte keinen Zahn mehr im Mund, das Kinn stand hervor, die Nase war spitzig, die grauen Aeuglein lagen ziemlich tief, obwohl sie noch Feuer hatten, wie auch die Wangen noch frisch geröthet waren.

„Dennoch wohl, dennoch wohl!“ sprach er nun, als er Malchus erblickte, sprach's in fast unverständlichem Tone, „Du, Junge, jetzt schau, ich bin aber keck gewesen, gelt? Nun, daß ich halt so heraufgekommen bin da in Deine Stub'. Hab' wohl gewußt, daß Du in der Mess' bist; hätt' auch können hineingehen, aber weißt, Junge, mag nicht recht, red' mit meinem Herrgott lieber, wenn ich mit ihm allein bin. Du

schaust so! Kennen wirst mich doch wohl noch? — Bin ja der alte Domini, ich, hi, hi!"

Malchus glaubte, er träume. — Das wird doch nicht der Pechbrenner Domini sein, den er vor Zeiten als alten Mann gekannt hatte!

„Siehst Du, Malchus," sagte der Domini, „dort auf dem Eschenwipfel sitzt ein kohlenschwarzer Rabe. Der ist ein Steinrabe, von dem gesagt wird, daß er zweihundert Jahre alt werde. Hab's lange nicht so weit gebracht, bin erst ein wenig über hundert, aber wir Zwei werden es schon noch so weit bringen, Junge."

„Ei, versteht sich," entgegnete Malchus, „'s ist nur schade, daß vor einigen vierzig Jahren ein anderer Vogel auf dem Wipfel dort gesessen ist. Wenn Du aber der Domini bist und aus Deinem Grab kommst — sei nur so gut und mach' nicht viel Umstände, ich weiß es ja — an meinem Rosenkranz ist der letzte Knoten."

„Red' nicht so kindisch; pack' lieber deine sieben Sachen zusammen; wirst heut' mit mir gehen müssen. Mit dem Pfarrer hab' ich schon gesprochen, Malchus — wirst kaum mehr zurückkommen in dieses Dorf!"

Was hatte der alte Malchus Zacharias Rosenkranz zusammenzupacken? Seinen Wollenbeutel nahm er und seinen Stock, dann war er fertig. Er stieg voran über die Sprossen hinab; als Domini nachkletterte, brach die Leiter, der Greis erhielt sich noch glücklicherweise an einem Haken, sonst hätte er sich wahrscheinlich den Hals gebrochen.

Zur selben Stunde schritten die zwei alten Männer aufeinander gestützt langsam durch die Dorfgasse. Viele Leute blickten ihnen nach. Mehrere folgten sogar, und aus dem Wirthshause klang die Tanzmusik.

Wohl blieb Malchus noch einmal stehen und sah zurück, aber er dachte kaum an das, was kommen sollte, sein Geist war wieder in Stumpfheit versunken.

Am Ende des Dorfes, wo das Häuschen der Nähterin stand, war Roß und Wagen. Der Fuhrmann, der dabei war, half den beiden Greisen in den Wagen, und dann rollte das Gefährte davon.

Malchus fuhr sich mit dem Aermling zweimal über die Augen, er öffnete auch das linke zu Zeiten und sah in die Gegend hinaus und sah seinen wunderlichen Gefährten an. War's denn doch wohl der alte Domini? — Malchus fühlte sich nicht behaglich; er hatte vergessen, einen Halm aufzulesen, und jetzt wußte er nicht, an was er kauen sollte. Einmal öffnete er seinen Wollenbeutel, zählte die Thaler und murmelte dann vor sich hin: „Wo hab' ich denn doch den andern gelassen? Es müssen dreizehn gewesen sein!"

Gegen Abend, als im Thale schon die Schatten lagen, ließ der alte Domini vor einem Wirthshaus halten; nach einem Imbiß ging das Fuhrwerk weiter. Es kam die Nacht, sie fuhren über öde Auen und durch finstere Wälder. Malchus saß in sich versunken da. — Jetzt war der Tag vorbei — vorbei mit Allem — oder der Kukuk mußte sich verrechnet haben. —

Und der Kukuk hatte sich verrechnet.

Als die Sonne aufging, stand Roß und Wagen still, und da war ein See und an beiden Seiten desselben standen rothe Felswände und spiegelten sich im dunklen Grunde. Am Ufer des Sees stand ein neues Haus und ein heiteres Gärtlein.

Domini führte den Malchus gegen das Haus und sagte: „Wir Zwei sind wohl ein wenig alt, aber da ist Alles wieder

jung geworden, seh' ich. Mich däucht, Malchus, Du hast dem Pechbrenner Domini vor fünfzig Jahren einen Thaler geschenkt, weil derselbe der Judas war, und mich däucht, der Pechbrenner Domini hätte mit demselben Thaler zu hausen und wirthschaften angefangen, und er hätte dann dieses Haus da bauen lassen, daß Du eine Ruhestatt hättest für Deine alten Tage. Jetzt, Malchus, schau ein wenig nach, ob's denn wohl so ist!"

Und als sie in das Haus gingen, da stand ein Weib vor der Thür, und das reichte dem Malchus die Hand, und der Malchus, ei, der hat sie gleich erkannt.

Und dann gingen sie in die Stube, in die freundliche Stube mit den großen Fenstern, durch welche die Fülle des Sonnenlichtes auf den glatten, getäfelten Fußboden und auf den gedeckten Tisch strömte.

Das ist nun Dein, Malchus, glücklicher Malchus, für den der Freund gesorgt, den das Liebchen nicht vergessen. — Martha hatte einen Mann gehabt, hatte viele Jahre glücklich mit ihm gelebt. Als er starb, da war sie wieder allein, wie ehdem. Sie hatte ja nicht einmal eine Mutter mehr. Nur ihr armer Lebensretter war noch in der Welt, recht verlassen, vergessen. Nein, vergessen nicht, sie dachte ja an ihn und sie wollte dem alten pflegebedürftigen Mann ihre noch übrigen Lebenstage weihen.

Malchus freute sich wohl darüber, aber — — dann ging er hinab zum See, dann hörte er dem Kukuk zu, dann ging er wieder in's Haus, kletterte auf den Dachboden, schlang sich den Turban seiner Haare wieder um das Haupt und setzte sich auf einen Holzstrunk.

Dort saß er Stunden und Stunden und drückte das linke Auge zu und kaute an einem Halm. —

Die Geschichte ist hier zu Ende.

Das Gebirge, wo sie sich zugetragen hat, ist eine der herrlichsten Gegenden der Alpenwelt unseres Vaterlandes. Heute wird diese Gegend besucht von vielen hundert Fremden aus fernen Ländern. Da freuen sich die Großen und die Kleinen. Und dennoch giebt es auch heute noch Menschen dort, denen es nicht viel besser geht, wie einst dem armen Malchus. In Wahnwitz und Vorurtheilen befangen, kriechen sie thatenlos durch das Leben, nichts zu gewinnen wagend um nichts verlieren zu können.

Die drei alten Leute lebten noch eine Zeit im Hause am See. Es war kein großes Leid im Hause und auch keine rechte Freude. Martha starb zuerst und nicht lange darauf trug man auch den Domini hinaus. Nur Malchus blieb übrig — noch jahrelang. Er strickte wieder und er aß wieder sein Erbsengericht. Noch im letztvergangenen Frühling saß ein Kukuk vor seinem Fenster und schrie unzähligemal: „Kukuk!"

Da warf der Alte einen Stein nach dem Thiere und rief: „Gehst mir einmal fort, du schreckliches Wesen, Seespinne du! Ich mag nicht ewig leben!"

Der Herschersepp.

Dieses Bauerngut auf dem Schabelberge war ein rechter Herrenhof. Die Besitzer desselben, und es war seit unvordenklichen Zeiten eine und dieselbe Familie, schrieben sich Herscher. Immer waren die Herscher entweder Richter, Kirchen- oder Armenväter oder irgend sonst etwas Hervorragendes und besonderes Ehrenhaftes in der Gemeinde. Sie waren so reich, daß sie eigentlich gar nicht zu arbeiten brauchten, daß der Reichthum selber wuchs. Aber sie arbeiteten vom frühen Morgen an, als ob das Mittagsmahl erst zu erwerben wäre, und sie arbeiteten bis in den dunklen Abend hinein, als ob sie sonst kein Vesperbrot zu essen gehabt hätten. Sie arbeiteten angestrengter als ihre Dienstboten, und wer in irgend einer Angelegenheit mit dem Richter oder Armenvater sprechen wollte, der mußte zu ihm auf's Feld hinaus oder auf die Wiese; und während der Herscher den Pflug leitete, den Dung auf die Erde streute oder das Gras mähte, hörte er die Vorbringungen der Leute, die neben ihm einhertrödeln mußten; und ohne von seiner Arbeit abzulassen, ertheilte er Bescheid nach Wissen und Gewissen. Auch während der kurzen Essenszeit zu Mittag oder des Morgens, da er sich das Gesicht wusch und die Schuhriemen knüpfte, oder des Abends, während er sich auszog

und in's Bett stieg, hielt er Amtsstunden, war Jemand da, der sie heischte. Und schlief er, so träumte er von der Wirthschaft, und es kamen ihm im Traume ganz gescheite Gedanken, wie er dies oder das beginnen und vollbringen werde. Und saß er des Sonntags in der Kirche, so war das wohl die einzige Zeit, in der er nicht arbeitete und nicht an die Wirthschaft dachte, in der er schlief, ohne zu träumen.

Auf dem ganzen Schabelberg war Keiner so praktisch wie der Herscher, der nichts that und nichts sah und nichts kannte, woraus nicht ein Groschen oder wenigstens ein Pfennig hervorspringen konnte. Im Herscherhof war Alles, vom Streuhaufen vor der Hausthür bis zur Heustange zuhöchst oben im Scheunendach für die Wirthschaft und nur für diese allein; aber nichts war da im ganzen Hause, was man sonst für die Verschönerung dieses Lebens hält. Ein paar auf Glas gemalte Heiligenbilder, die über der Tischecke in der Gesindestube hingen und lauter Marterscenen aus der Legende vorstellten, waren Alles, was in diesem Hause, freilich in armseligster Weise an die Kunst erinnern sollte. Um den Schabelberg gab es Leute, die so sagten: „In der Gegend ist keiner so reich, wie der Herscher und keiner so arm." — Das Erstere hätte der Herscher gerne gehört, das Letztere hätte er wohl nicht geglaubt. Arm fühlte er sich nicht, denn er hatte die Scheunen voll Feldfrüchte, die Ställe voll Vieh und die Gegend voll Schuldner. Baargeld hatte er im Hause und in der Sparcasse liegen, sein Kummer aber war der: er habe immer noch nicht so viel Geld in den Cassen, als er haben könnte. — Geiz, sagte der Pfarrer, ist ein Laster; Sparsamkeit, sagte der Herscher, ist eine Tugend. Beide haben Recht. Bettelleute bekamen im Herscherhofe ihre Gaben, wie in jedem andern Hause; kam aber einmal ein Hausirer,

der Miene machte, auf dem großen Tisch seine Bilder zur Ansicht auszupacken, oder ein Werkelmann, der vor der Thür Etliches leiern wollte, so sagte der Herscher: „'s wird Alles recht schön sein, was Ihr habt und könnt, aber mir ist's lieber, Ihr geht Eures Weges, sonst haltet Ihr meine Leut' auf!" Für's Gemeindewohl gab der Herscher jedes Jahr seinen braven Theil; war eine Straße herzustellen, eine Brücke zu bauen, eine Wasserkehre aufzurichten, da wußten die Leute schon, daß der Herscher mit seinen Knechten der Erste dabei war. Sollte aber einmal im Wirthshaus das Passionsspiel oder sonst eine Bauernkomödie aufgeführt werden zur Erbauung und Ergötzung der Gemeinde, so sagte der Herscher: er wisse nicht, wie sich ein Mensch bei derlei Faxen erbauen und ergötzen könne, nur daß sie den Sinn der Leute von der Arbeit abzögen. Und gab zu solchen Veranstaltungen nie einen Groschen.

So waren die Herscher einer wie der andere. Sie erbten es von einander, und der große Bauernhof wurde noch immer stattlicher, zog alle kleinen Güter der Nachbarschaft an sich, wuchs nach allen Seiten hin, und das einzige Leid der Herscher waren die Steuern, die sich mit dem Wachsthum des Besitzes eben auch vergrößerten.

Und als der Hof so groß und breit war, daß er mit seinen Wäldern, Wiesen und Feldern den ganzen Schabelberg bedeckte, da stand unter den Herschern ein Mann auf, welcher der Dynastie dieses Namens eine seltsame Wendung gab.

Josef Herscher — seinen Namen nannte man in ganz Tirol. Zuerst, als er noch Kind war, meinte man, es stecke ein Heiliger in ihm oder gar ein Caplan. Er fehlte bei keinem Gottesdienst in der Kirche. Andere Jungen sind Sonntags bei der Heerde auf den Almen oder im Gebüsche

hinter der Kirchhofsmauer; der Josef saß im Kirchenstuhl seines Vaters ruhig wie eine Bildsäule und wendete kein Auge vom Altar. Er sah aber nicht den Altar, sah auch sonst nichts, er hörte nur das Klingen der Orgel. Und erst, wenn Trompeten, Pfeifen, Geigen und Trommeln dabei waren, die seinen Vater unbequemerweise aus dem Schlafe weckten, schwamm der kleine Josef in dem Tonmeere der Seligkeit. Und war er wieder daheim, so schnitt er sich Pfeifen aus Schilfrohr, baute sich Trommeln aus Melkzubern, verfertigte sich Saiteninstrumente aus Zwirnfäden, die er über Töpfe und Kübeln spannte. Eine Holzschachtel, die er beim Krämer geschenkt erhalten hatte, überzog er mit Roßhaarfäden, die ihm der Pferdeknecht vom Schweife einer alten Mähre schnitt, und bereitete so ein Instrument, auf dem er sowohl mit den Fingern, als auch mit einem Streichstäbchen verschiedene Töne hervorzubringen vermochte. Weil der kleine Josef dadurch Arbeiten vernachlässigte, die ihm sein Vater jeden Tag auferlegte, setzte es Strafen. Heute einen Fasttag, morgen einen Ruthenstreich; das Instrument wurde selbstverständlich confiscirt und zertrümmert, so daß Josef nur noch mehr Arbeit versäumte, weil er die Geräthe immer wieder neu anfertigen mußte.

Ein Schritt abweg führt leicht zum zweiten. Als Josef zwölf Jahre alt war, kam er eines Tages von der Weide mit der Botschaft heim, sein graues Schaf sei von der Heerde abhanden gekommen.

„Ist Dein eigener Schaden," sagte der Vater, „warum schaust nit drauf. Hast gewiß wieder Pfeifen geblasen wie ein Narr. Ich schenk' Dir kein Lamm mehr, das lass' Dir gesagt sein."

Ließ sich's gesagt sein, der Knabe und freute sich. Sein graues Schaf war freilich von der Heerde abhanden gekommen

weil er es selbst an den Berghäusler verschachert hatte, und zwar gegen eine alte Zither, die nur zwei Saiten hatte. Freilich klangen diese zwei Saiten tausendmal schöner, als je das graue an und für sich ganz tüchtige Schaf gemäckert hatte; aber Josef durfte die Zither nicht mit nach Hause nehmen, sondern mußte sie oben auf der Halde in einer Steinkluft verbergen, bis er am nächsten Tage mit seiner Heerde wieder hinaufkam und spielen konnte.

Als aber eines Tages der alte Herscher mit einem Holzhändler auf den Berg stieg, um nach fällbaren Lärchenstämmen zu sehen, hörte er das verdächtige Klingen. Er ging hin, nahm dem Knaben das Instrument aus der Hand, trug es mit sich, und als demnächst der Jud' in's Haus kam, um Lumpen, Viehhaar, Glasscherben, Lederfetzen u. s. w. zusammen zu kaufen, fragte er ihn, was er für so eine Zither gebe.

Abraham's Sohn zuckte die Achseln: „Gottswunder, was kann ich brauchen den Scherben? Kann nicht brauchen den Scherben."

Da sieht man's wohl, wie armselig so ein Ding ist, wenn nicht einmal der Jud' etwas dafür giebt! In den Ofen damit! — Der Herscher ging in die Küche und schupfte die Zither in's finstere Ofenloch hinein. — Da ereignete sich ein Wunder, ähnlich dem, als Daniel im Feuerofen das Lob Gottes sang: die Zither hub drinnen zu spielen an. Der Bauer wurde im ersten Augenblicke betreten. Freilich klärte sich's bald auf, daß der Josef im Ofen saß, in den ihn die Mutter geschickt hatte, um die Scheiter regelrecht zu legen, weil die Brotbacke da war.

Der Knabe spielte einen lustigen Tanz, daß die Mägde hinliefen an das Ofenloch und horchten und kicherten. Der Herscher schlug die Hände vor Entsetzen zusammen über ein

ſo mißrathenes Kind; ein Schmerz, der noch um ſo empfindlicher war, als der alte Herſcher in weiter Runde außer dem Joſef kein Kind kannte, als deſſen Eigenthümer er ſich hätte ausweiſen können. Und nur zu bald zeigte ſich, daß der muſikaliſche Sinn des Knaben den wirthſchaftlichen der Herſcher, welcher doch gewiß in ſeinem Blute ſtecken mußte, nicht aufkommen ließ. Joſef pfiff, klapperte, trommelte, jodelte oder machte auf irgend eine andere Art Lärm; aber die ihm aufgetragene Arbeit ging niemals voran. Schließlich hörte er den Vögeln zu, oder den Grillen, oder dem Windrauſchen im Walde; er war ganz Ohr, ſo ſehr ſich der Alte auch Mühe gab, dieſes unglückſelige Organ ſeines Jungen handgreiflich zu zernichten.

Vielleicht war es gar dieſer Umſtand und Kummer, der den alten Herſcher endlich auf's Krankenbett legte. Jetzt hatte er alle Mühe ſeines Lebens dreingeſetzt, den ſchönen Bauernhof noch größer, reicher und vollendeter zu machen, als er ihn von ſeinen Vorfahren übernommen hatte, und jetzt ſollte er das Neſt räumen, daß ſich dieſer nichtsnutzige Singſang hineinſetzen konnte. Sänger ſind Faullenzer; Muſikanten ſind Wirthshausſitzer. Der alte Herſcher hörte in ſeinen Fieberphantaſien ſchon das Sprichwort von dem Sparer und Zehrer.

Weh' that's, aber es mußte hierin was angeordnet werden, daß der Hof nicht binnen Kurzem ruinirt werde, daß er ſo lange vorhalte, bis der Junge ſelbſt vernünftiger werde oder vernünftigere Kinder in's Haus ſchaffe. So gab der Armenvater und Richter, der Herſcher vom Schabelberg, der Gemeinde die Vollmacht, ja den Auftrag, daß ſie nach ſeinem Tode an dem Joſef Herſcher, dem Erben des Gutes auf dem Schabelberge, ſtrenge Vormundſchaft vertrete, daß

er die Wirthschaft nach der Vorfahren Weise fortzuführen habe, daß es ihm nicht gestattet sei, nichtigen Dingen nachzustreben und seine häuslichen Angelegenheiten dadurch zu vernachlässigen, oder wohl gar endlich irgend eine Liegenschaft zu veräußern, wie es solch' leichtfertigen Gesellen leichtlich in den Sinn kommen könne.

Nachdem solcherlei Anordnungen gemacht und verbrieft worden waren, starb der Alte, wie es einem Testator geziemt.

Josef aber, als er sah, daß er für die Person nun sein eigener Herr sei, hingegen mit Haus und Hof nicht nach Belieben schalten und walten konnte — kaufte sich eine Zither mit drei Dutzend Saiten und zog davon, als ob ihn der Hof auf dem Schabelberg nichts anginge. Er schlug sich zu einem Zitherspieler, der im Lande herumzog und solchergestalt seinen Unterhalt erwarb. Der lange Franz — so hieß dieser Musikant — war weit und breit bekannt wegen seiner unglaublichen Künste, die er auf der Zither zu vollbringen verstand. Er ahmte darauf alle möglichen Musikarten nach, jetzt die streichenden Töne der Geigen, jetzt das feine langgezogene Gellen der Pfeifen, jetzt das tiefe Tönen der Orgel, jetzt wilde Kriegsmusik mit Trommelwirbeln und Kanonenschlägen, jetzt das Klingen der Glocken und dann wieder allerlei Thierstimmen, daß es zum Verwundern war. Er hätte viel Geld haben können, der lange Franz, aber er hatte gar keines. Da er die Einnahmen von einem Spielabend auf den andern allein nicht zu verzehren vermochte, so lud er sich immer seine Tafelrunden ein, aufopferungswürdige Freunde, die sich keine Mühe verdrießen ließen, dem Franz von seinem Gelde zu helfen, das wie glühende Kohlen in seinem Sacke und in seiner Hand zu brennen schien. Es war

daher wohl selbstverständlich, daß der Franz den neuen, für seine Kunst so begeisterten Jüngling ohne Alles in vollständige Pflege nahm.

So lernte Josef Herscher das Zitherspielen. Sie zogen von Ort zu Ort. In den Bädern spielten sie und in den großen Wirthshäusern und auf Alpenhöhen spielten sie; im Winter zogen sie in die Städte und spielten vor dem großen Haufen und vor hohen Herren. Es war ein lustiges Leben; auf seinen Bauernhof hatte Josef vergessen. Anfangs hatten ihn Schreiben von seiner Gemeinde verfolgt; er antwortete mit Saitenspiel. Es ging ihm ja nirgends so gut, als bei ihr, seiner lieben Zither. Er und sie verstanden sich vortrefflich. Er hatte von seinem Meister wohl die Künste gelernt, die auf dem Saitenkasten zu machen sind, aber er pflegte sie nicht gerne, er war bestrebt, die Kunst zu üben. Seine Musik waren nur die schlichten, natürlichen Töne der Zither, und mit dieser spielte er wieder nur die schlichten, frischen oder getragenen Weisen des Volkes, welche die Zither, wie sonst kein anderes Instrument, wiederzugeben vermag. Nur das süße Klingen der Glocken behielt er bei von all den Nachahmungen fremder Töne, denn mit den Glocken — seien sie auf der Alm, seien sie in der Waldkapelle, seien sie in der Klosterkirche — ist das Volkslied eng verflochten.

Und nach einer Zeit, nachdem die Zitherspieler so herumzogen, geschah es, daß sich zwischen ihnen die Zuschauer theilten. Dem langen Franz jubelten die großen Massen zu, dem Josef blieben die gebildeten und die sinnigen Menschen treu. In den Wirthshäusern wurde vorzüglich Franzens Fertigkeit beklatscht; in geschlossenen Gesellschaften bezeigte man dem Spiele Josef's besonderes Wohlgefallen.

Zu solcher Zeit kehrten sich auch die verschiedenen Charaktere der beiden Musikanten gegen einander. Dem Franz war es nur in den Wirthshäusern behaglich; Josef fühlte sich in kleinen Kreisen heimisch, spielte gerne in Familienhäusern, und noch am liebsten war's ihm auf dem Lande in gemüthlichen Dorfhäusern und in Almhütten.

So kam es, daß Josef eines Tages zu seinem Meister sagte: „Lieber Franz, Du hast mir so viele Freundschaft angethan, daß ich nicht haben möchte, daß wir gegeneinander in Hader verfielen."

„Ja," sagte der Andere, „das wäre mein Seel' eine dumme Sach'!"

„Aber sie bleibt nicht aus, Franz, wirst sehen, sie bleibt nicht aus, wenn wir nicht beizeiten auseinander gehen.

„Bist Du ein Narr, Josef?"

„Das glaube ich dieweilen noch nicht; aber — mußt bedenken — wir haben Instrumente, die nicht zusammenpassen."

„Wie kannst Du das sagen? Wir Beide haben Zithern für Prim und Secund'."

„Ich will Dir's gern sagen, was ich denke," entgegnete Josef, „eine Zither, lieber Freund, habe nur ich allein. Du hast allerlei andere Instrumente, die durch Deine Saiten gar possirlich zu hören sind."

Franz hielt das für eine Schmeichelei und lächelte.

„Ich verderbe Dein Spiel," setzte Josef noch bei, „und habe es schon mehrmals gehört, daß es die Leute gesagt haben."

„Was geht das die Leute an!" brauste Franz auf, „die Leute geht das gar nichts an und wir bleiben beisammen."

Joſef ſah, er komme ſo nicht los. Er ſagte daher: „Daß ich redlich bin, Franz, mich verlangt's doch wieder einmal heim auf meinen Schabelberg."

„Da gehe ich ja mit Dir."

Und bald hernach zogen ſie in die Gegend, wo Joſef's Heimatshaus lag. Joſef war drei Jahre abweſend geweſen, und ſeither war ihm ein ſchöner Bart gewachſen, auch trug er feinere Kleider, ſo daß ihn die Leute nicht wieder erkannten. Zuerſt entzückte er ſie im Wirthshaus durch ſein Zitherſpiel, dann fragte er ſie lachend, wie es nur dem Joſef Herſcher gehe. Jetzt erſt ſahen ſie ihn recht an und riefen: „Da iſt er ja, der Haderlump!" und ſchüttelten ihm wacker die Hand. Und der Dorfrichter ſagte: es ſei ganz unerhört, wie er, Joſef, von ſeinem Hab' und Gut ſo davongelaufen wäre, und jetzt müſſe er ſieben Jahre lang daheim bleiben und rechtſchaffen Bauernarbeit treiben, bis ihm der Hof auf dem Schabelberg anvertraut werden könne.

„Sieben Jahre rechtſchaffen Bauernarbeit betreiben," meinte Joſef, „das werde ich wohl kaum zuwege bringen. Wenn Ihr mir meine Erbſchaft anders nicht laſſen wollt, ſo muß ich eben mit der Zither allein wieder davon."

„Iſt recht," antwortete der Richter.

Joſef fragte nicht, was mit dem Gute denn eigentlich geſchehe; er ſtieg den Berg hinan zu ſeinem Hauſe. Es waren fremde Leute da, und die Wirthſchaft ſah aus, wie ſie ſonſt ausgeſehen hatte.

Franz wollte den Joſef wieder mit in die Stadt nehmen; aber Joſef ſagte: „Ich bleibe nicht da und ich gehe nicht in die Stadt."

„Was willſt Du denn?"

„Das weiß ich nicht."

„Du bist ein Sonderling, gehe Deiner Wege."

„Die werde ich gehen, aber Deine Hand mußt Du mir zum Abschied geben. Wie ich heute dastehe, zahlen kann ich nicht für Deine Gutheit."

„Philister!"

„Aber gedenken werd' ich's Dir, Franz, gedenken werd' ich Dir's. Lebe wohl!"

Sie gingen auseinander. Der lange Franz trottete der Stadt zu; Josef Herscher stieg hinan zu den Almen.

Jetzt fühlte er sich frei. Und auf einen Stein ließ er sich nieder und nahm die Zither auf seinen Schoß und spielte einmal ganz für sich.

Hierauf zog er manches Jahr im Land Tirol umher. Einen Dachshund hatte er sich erzogen, denselben hatte er vom Wassertode gerettet. In der Nähe der Stadt Bozen war's, wo Dörcher das junge Hündchen in der Etsch ersäufen wollten, weil sie viel zu wenig Brot für sich selbst, geschweige für das Thier gehabt hatten. Der Dachsel schloß sich in unbeschreiblicher Dankbarkeit und Treue an seinen Herrn und Freund, und Josef war nicht mehr allein.

Er hatte sich wieder in die tirolische Bauerntracht gehüllt, ohne darin auffallend zu werden, wie das sonst Sänger und Musikanten so gerne sind. Wo es lustig war, da kehrte der Zitherspieler ein mit kecken, fröhlichen Weisen; wo es ernst und traurig war, ging er auch nicht vorüber, ohne ein sinnig trostreich Lied seiner Saiten zu spenden. Ueberall hatten ihn die Leute lieb und nannten ihn den Zitherschlager-Sepp. Ueberall wußten sie es auch, daß der Josef eines reichen Bauers Sohn sei und eigentlich einen großmächtigen Bauernhof besäße, wenn er in denselben zurückkehren wollte. Und jene, die sich besonders gescheit dünkten, thaten allerlei

geſcheite Ausſprüche. Das Bedürfniß nach dem Schönen, nach der Kunſt ſei in jedem Geſchlechte und in jeder Familie der Menſchen. Es gäbe aber Solche, welche dieſe Neigung in ſich ſelbſt eben nicht aufkommen laſſen, weil ſie ihnen für die Erlangung ihrer praktiſchen Zwecke verderblich erſcheint, und ſie daher auch an ihren Mitgliedern und Nachkommen zu unterdrücken ſtreben. Das gehe oft lange ſo hin, aber plötzlich breche aus ſolcher Familie ein Glied hervor, das in's gerade Gegentheil umſchlage. Die größten Idealiſten und Poeten gingen aus den hausbackenſten Familien, die größten Künſtler aus den materialiſtiſcheſten Kreiſen hervor. An Joſef Herſcher, dem Meiſter der Zither, zeige ſich das wieder deutlich.

Ein alter Doctor auf Ferien war's, der ſo ſprach, nachdem ihn das Spiel des Burſchen faſt zu Thränen gerührt hatte.

Oft traten Leute an Joſef heran, die ihm riethen, doch endlich ſeine Erbſchaft anzutreten, dieſelbe nicht von fremden, eigennützigen Menſchen verwalten zu laſſen, ſondern ſie ſelbſt in Nutz und Genuß umzuſetzen.

„Ich habe keine Art mich mit ſolchen Dingen und Angelegenheiten herumzuſchlagen", war ſtets die Antwort des Muſikanten, „iſt das Gut mein eigen, ſo muß es mir bleiben. Für jetzt leb' ich ſo am beſten, wie ich lebe."

Und ging mit ſeiner Zither.

Siebenundzwanzig Jahre war er ſchon alt, als er es ſo recht inne wurde, wie ſehr er der Zither ergeben war.

In einem Jägerhauſe auf der Rieſelalm hatte er ſeine Zuflucht. In demſelben lebten zwei Schweſtern, zu denen er Zuneigung verſpürte. Nicht als ob die Mädchen — um die zwanzig oder zweiundzwanzig Jahre mochten ſie alt ſein — ihm mit Vorliebe entgegengekommen wären und ihm ihr

Dach und Fach so bereitwillig angeboten hätten; aber sein Spiel hörten sie gern, und seinem Dachshunde ging es in diesem Hause so gut. Das Thier, sonst in aller Welt von Niemandem beachtet, nur daß man es „dem Zithernschlager sein Hund“ nannte, bekam im Jägerhause manches wohlschmeckende Süpplein, manch' nahrhaft Stück Fleisch, und etwa noch einen guten Schmalzbummel dazu. Gar kein Wunder, daß sich der Dachsel mehr und mehr an die Seite der Schwestern schlug und schließlich gar nicht mit seinem Herrn laufen wollte, wenn dieser das Haus verließ und auf Künstlerfahrt ging.

So war es anfangs eigentlich der Dachsel gewesen, welcher Josef immer wieder in's Jägerhaus zurückgeführt hatte. Und den Mädchen war das auch recht. Der Bruder war meist in den Wäldern, und in einem einschichtigen Hause ist es nicht trautsam, so ganz ohne eine Mannsperson zu sein. Margaretha und Agnes hießen die Schwestern. Das Zitherspiel hörten sie für ihr Leben gern, und wenn der Sepp das Instrument auf seinen Knieen ruhen hatte und mit leichten Fingern die Töne hervorlockte, da war es den Mädchen seltsam um's Herz. Margarethe sagte einmal zu Josef: „Mir ist an so was sonst gar nicht viel gelegen, aber Dir möcht' ich frei Tag und Nacht zuhören.“

Und Agnes sagte: „Spielt wer der will (wer immer), wenn er nur fein spielt; das Zithernschlagen ist alleweil mein Liebstes gewesen.“

Was Josef dazu meinte? Er sagte nichts und dachte sich seinen Theil. Ueber Mädchen hatte er eigentlich noch niemals so recht nachgedacht. Viel gesprochen von Weibsbildern ist immer worden, das geht bei fahrenden Musikanten schon

nicht anders; iſt auch juſt nicht allemal das Feinſte und Vernünftigſte, was ſo in den verſchiedenen Geſellſchaftlichkeiten geſagt wird, jedoch den Weibsbildern taugt's und den Mannsbildern vergeht die Zeit dabei.

Wenn aber einmal nicht geſprochen wird, ſondern innerlich ſtill daran gedacht — hernach nimmt's eine andere Wendung.

— Jetzt kenne ich mich nimmer aus, dachte Joſef, die Margarethe iſt die Schönſte und die Agnes iſt wieder die Schönſte. 's wird wohl doch ein Unterſchied ſein. Ei ja, der iſt freilich; die Margarethe iſt feurig, die Agnes iſt ſanftmüthig. Jetzt weiß man nur wieder nicht, was einem davon das Liebſte iſt. Die eine hat dunkles Haar und braune Augen; die Andere hat lichtes Haar und blaue Augen. Aber ich weiß nicht, was das Schönſte iſt. Die dunklen Augen möcht' ich haben, aber die blauen möchte ich nicht laſſen. Ja, wenn ich zwei Herzen hätte ....

Dann ſpielte er wieder und ſie hörten ihm zu. Agnes ſaß auf dem Blocke des Herdes; Margarethe ſtand neben ihr und ſtützte ſich leicht auf die Schweſter. Agnes blickte auf die Zither; Margarethe ſchielte unverwandt auf den Burſchen. Joſef ſpielte das Lied vom Fenſterlein:

„Is heint das Wetter klor und ſchen,
Sullt ich zu meiner Herzliabſten geh'n.
Da ich's zu meiner Herzliabſten kim,
Da klopf' ich's an mit meinem Ring.
„Wer is dan draußen, wer klopfet an,
Der mich ſo ſchen aufwecken kan?
Ich ſteh nit auf, laſſ' Dich nit ein,
Bis daß mein Vater wird ſchlafen ſein.
Geh' hinaus, hinaus auf die Heiden grean,
Bis daß der Vater wird ſchlafen geh'n."

Da geh' ich hinaus auf die Heiden grean,
Dort seh ich' herauf zwei Liachtlein geh'n.
Die Liachtlein leichten, als wie die Stern;
Bei meiner Herzliabsten, da war ich's gern.
Bei meiner Herzliabsten, da will ich's sein,
Wie in greanen Wald das Vögelein.
Und in greanen Wald du Vögelein,
Sag' an, wan wirds guat scheiden sein?
„Wans guat scheiden is, das will ich Dir sagen,
z'Morgens Frua, wans vieri thuat schlagen."

Auch der Dachs horchte. Margarethe blickte unverwandt auf den Burschen, ihre Wangen waren roth und in ihren schwarzen Augen war es wie ein Brand.

Agnes blickte auf die Zither und war wie in einen Traum versunken. Die Eine hatte das Wort gehört, die Andere das Lied.

„Sepp," sagte Margarethe nun, „weißt noch so was Lustiges?"

Er blickte sie schalkhaft an. Wäre denn das lustig gewesen?

„Das Waldvöglein?" lachte Margarethe und streichelte den Dachsel, der jetzt zu ihr gekommen und sich an ihren Fuß schmiegte.

„Auf's G'sang (den Text) hab' ich nicht aufgepaßt," antwortete Agnes, „ich hab' nur das Zitherspielen gehört."

Jetzt wußte es Josef, er hatte zwei Herzen. Das eine war in seiner Brust, das andere war die Zither. Margarethe liebte das eine, Agnes das andere. Margarethe war ein Weib, das nur den Mann begehrt; Agnes war ein Gemüth, das den Künstler sucht. — Der Dachshund mochte sich fürder an Margarethe halten, wie er wollte, Josef wußte doch, was er that.

Eines Tages, als Agnes auf dem Zirmanger, der etliche Minuten vom Hause entfernt war, für die Ziegen Gras sammelte, hörte sie aus dem Knieholz das Klingen der Zither.

Sie ließ die Sichel sinken und horchte.

Er sang zum Spiel ein Liedchen:

„Der Apfel ist rosenroth
Hat schwarzi Kern;
Möcht' Dich gern frag'n,
Obst mei Dirndl willst wern."

Sie hörte das Lied, aber nicht die Worte.

Jetzt trat er hervor, daß er ihr's in ungereimten Worten und ohne Saitenbegleitung sage, was er meinte. Aber sie kam ihm zuvor. Mit ganz leisem aber erregtem Tone sagte sie: „Sollst nicht jetzt, Josef. Ich kann nicht arbeiten, wenn Du spielst. Wenn Sonntag ist mußt Du spielen, wenn ich beten will, wenn ich glücklich bin, wenn ich weinen darf. — In meiner Sterb'stund möcht' ich Dein Zitherspiel hören . . . ."

Sie wendete sich rasch nach seitwärts, denn es glitt ein Thränlein nieder an ihrer Wange.

Josef blieb stehen, wo er stand. „So Eine," murmelte er und lugte seitwärts auf das Mädchen hin, „die nach meiner Musik fragt, so Eine such' ich. — Agnes, diese Zither ist mir bis zum heutigen Tag mein Liebstes gewesen. Jetzt ist sie Dein . . . . aber gar rechtschaffen wollt's mich freuen, thätest auch den Spielmann dazu nehmen."

Da lachte das Mädchen auf und rief: „Ja, den müßt' ich freilich dazu haben. Allein kunnt ich nicht spielen."

Nach diesem Gespräche wies es sich, wie stürmisch so ein fahrender Spielmann küssen kann.

Agnes fühlte es. Margarethe ſah es von weitem und wurde vor Schrecken ganz blaß. Und der Dachs hub an vor Aufregung zu bellen, denn in einer ſolchen Stellung — hell zuſammen verwachſen mit einem Anderen — hatte er ſeinen Herrn bisher noch nie geſehen.

Und nimmer haben ſie von einander gelaſſen. — Arm in Arm gingen ſie dem Hauſe zu, und Joſef rief der Margarethe entgegen: „Weißt Du ſchon, Schwägerin, daß in vierzehn Tagen eine Hochzeit iſt?"

„Meinetwegen," entgegnete die Angeſprochene mit erkünſtelter Gleichgiltigkeit, die aber ſehr mißlungen war, „was kümmert das mich, Hochzeiten giebt's mehr!"

Und ſang und jodelte den ganzen Tag, daß Agnes vor Herzweh weinen mußte über das innere Unglück ihrer armen Schweſter.

Es vergingen aber nicht der Tage zehn, ſo brachte auch Margarethe einen Bräutigam herbei — einen baumfriſchen Förſterburſchen.

— Iſt ja recht, dachte Joſef, ihr Sinn iſt nach einem braven Mann geſtanden, und brave Männer giebt's, Gott ſei Dank, genug. Meine Agnes hat keine ſo große Wahl gehabt; ich habe auch keine Wahl gehabt. Daß die Seelen für einander paſſen, iſt die Hauptſach'; die Leiber behelfen ſich.

So dachte der Zitherſpieler, und ſo iſt's Künſtlerart. Ein Mann, der die Kunſt, welcher er ſich ergeben hat, höher achtet als ſich ſelbſt, wird vor Allem jenes Mädchen erkieſen, das mehr noch an ſeiner Kunſt, als an ſeiner Perſon hängt. Und oft iſt es die Kunſt, die ein ſchöpferiſches und ein anbetendes Herz zuſammenführt und die Brautwerberin ſpielt.

Dann traf auch was Anderes ein, was nicht übel zu der ganzen Wendung paßte. Joſef erhielt ein Schreiben von

seiner Gemeinde: Man glaube, es wäre endlich Zeit, daß Josef Herscher von seiner elterlichen Erbschaft Besitz ergreife. Die Gemein' habe Anderes zu thun, als eine Wirthschaft zu betreiben, die ihr keinen Nutzen abwerfe. Er sei längst mündig und möge von jetzt an mit dem Gute auf dem Schabelberge machen, was er wolle. Sei er gesonnen, dasselbe billig zu verkaufen, so thu' er besser, er ließe den Vortheil der Heimatsgemeinde zukommen, als irgend einem fremden Käufer. Die Gemeinde biete ihm für den Hof auf dem Schabelberge mit allen dazugehörigen Liegenschaften und Fahrnissen die Summe von zwanzigtausend Gulden und gewärtige auf dieses Angebot baldigen Bescheid.

Josef lachte. Er hatte ja gewußt, daß sie endlich der Vormündelei müde werden müßten. Und jetzt war es die Gemeinde, welche ihn gerade zu dem verleiten wollte, was sie früher zu verhindern hatte: den billigen Verkauf des Gutes. Jetzt ist aber eine andere Zeit gekommen. Josef nimmt ein Weib und in den Wänden des eigenen Heims klingt die Zither noch am besten. Er zieht in's Haus seiner Väter, stellt für die Wirthschaft einen tüchtigen Meier. Und für sich und seine Agnes richtet er eine Stube ein, deren Fenster nicht auf die Dungstätte blicken, sondern über die grünen Waldwipfel hin in die blauen Felsenberge des herrlichen Tirol. Und in dieser Stube kann nach Herzenslust Zither gespielt werden.

Dem langen Franz muß man's auch zu wissen thun; der darf bei der Hochzeit nicht fehlen.



Zenzi, der Nachtwächter.

Zu Anfang dieser Geschichte hüpfen vom Traunstätterhof zwei Knaben thalab dem Kirchdorfe zu. Es sind zwei lustig-tolle Jungen, die all' Beide nicht so viele Jahre zählen, als sie ein Junggeselle hat, der an's Freien denkt. Sie denken auch nicht an's Freien; sie denken an Lebzelten und Meth, an Possen und Gaukler, denn unten im Dorfe ist Kirchtag. Die Traunstatt ruht auf einer Anhöhe, und wer messen wollte, die funkelnde Spitze des schlanken Kirchthurmes liegt just und genau so hoch als der Antrittstein des Hofes. Deswegen ist der Traunstätter, wenn er vor seiner Thüre auf dem Antrittsteine steht, um eine ganze Mannslänge höher als der Kirchthurm. Man sieht den Traunstätterhof weit und breit im Thale und im Gebirge, und seinen Besitzer kennt man noch weiter hinaus, wo schon lange der stattliche Hof nicht mehr zu sehen ist. Der Traunstätter ist ein reicher Mann, ein strenger, ein stolzer, aber ein guter, ein braver Mann. Der Traunstätter beugt sich vor Niemandem als vor unserem Herrgott, gleichwohl er um Manneslänge über den Kirchthurm ragt.

Der Weg vom Hofe zum Dorf hinab ist ein Hohlweg, den die Buchen und Haselnußgesträuche so sehr einwölben, daß heute nur wenige Strahlen der Morgensonne hinein-

flimmern durch die thaufunkelnden Blätter in den Hohlweg, auf welchem die zwei Knaben thalab hüpfen.

Der Eine ist recht sorglich gekleidet, hat ein rothseidenes Halstuch und ein schneeweißes Hemd und feine kalblederne Schuhe an. Ein sehr „wiffes" Bübel — der Sprosse und die Hoffnung der Traunstatt, ragt auch schon über den Kirchthurm empor, wenn er auf dem Antrittsteine steht.

Der Andere ist wohl auch rührsam wie Quecksilber, aber die kleine Gestalt ist ein wenig verknorrt und verknöchert, wie ein Bäumchen, das im Walde keinen rechten Raum hat zum Emporwachsen und kein rechtes Licht zum Gedeihen, oder wie ein Bäumchen, das allfort dem argen Sturm ausgesetzt ist, oder dem noch gefährlicheren Pecher, der nichts als schabt und kratzt und schneidet an dem jungen Wesen und zuletzt sagt: „Um damit! aus dem Gewächs wird nichts."

Schier so sieht er aus, dieser Knabe; sein Anzug ist von „verschossenem" Loden, der schon einmal ein Nachtwächtermantel gewesen war. Der Knabe ist der Sohn des Nachtwächters, ein possirlicher Knirps, barfuß und macht Sprünge auf dem sandigen Weg wie ein toller Hirsch, während sein Kamerad ganz sachte auftritt, daß er sich in den Steinen die neuen Stiefel nicht vertrete.

„Zenzi, aber thust Dir nicht weh auf dem scharfen Sand?" sagte der junge Traunstätter.

„Was denn? Tret' ich gleich ein Loch in meine Schuh, wachst es von selber wieder zu. Hopp, hopp! Was wettest, ich derlang Dir die Haselnuß da oben!" und der Zenzi machte einen Sprung, und das Laubwerk rauschte, und die Frucht war in seiner Hand.

„Da wird heut' Einer in der Kirche sein, wird fleißig beten; da wird ihn ein Anderer auf die Zehen treten und

da wird Einer auweh schreien," neckte der junge Traunstätter den Barfüßigen.

„Ich geh' aber gar nicht in die Kirche," sagte der Zenzi, „weißt, ich geh' zum Ringelspiel hinab, da thu' ich fahren und reiten und ich brauch kein Geld dazu; weißt, wer bei einem Stück schieben will, der kann beim anderen umsonst fahren. Komm Du auch mit, Eugen; fährst Du, so schieb' ich, und fahr' ich, so schiebst Du, und wir brauchen all' Beide kein Geld. Bist dabei! Hopp, hopp!"

Da ging's auch bei Eugen „hopp, hopp", er vergaß auf seine neuen Stiefel.

Sie trollten des Pfarrers Anger zu, wo sonst die Schweine weideten und wo heute das Kirchtagsleben war und das Ringelspiel. Sie sahen das runde Zelt mit der weißrothen Fahne schon von Weitem und hörten eine Musik, wie keine mehr gehört worden war in der Gegend, seit vor Wochen die vielen Soldaten durchgezogen. Da war ein großer Kasten, und davor trieb ein Weib den Schwengel, wie man einen Schleifstein oder eine Windmühle treibt, und da machte es im Kasten die Musik, vor welcher sich die Musikanten in der Kirche mitsammt der Orgel verstecken konnten. Und das Ringelspiel war im vollen Gang, und die Neuankommenden hatten keine Aussicht auf Platz. Jede Schaukel, jedes Wägelchen war voll Kinder; und auf den Schimmeln ritten die Schneiderbuben, und auf dem Einhornthier saß der Kopfwascher-Knecht, und auf dem feuerspeienden Drachen saß der Häfengucker-Lenz, und auf der babylonischen Schönen ritt der alte Almfriedel, und auf dem Krokodil klammerte die dicke Pechwaschel-Schusterin. Nur der Esel war leer, aber „auf dem Esel reit' ich nicht," sagte der kleine Traunstätter.

Sie warteten die Zeit ab, bis die dicke Schusterin in Todesangst „Aufhalten“ schrie und bald darauf hinter das Zelt hinaus taumelte. Nun sprang Eugen auf das Krokodil und der Zenzi bot sich zum Schieben, und von Neuem flog's in die Runde.

Später wurde das Meerfräulein verfügbar, auf welchem der Schulmeisterssohn gesessen war; sogleich verließ Eugen sein Unthier und schwang sich auf die Jungfrau mit dem Fischschweif. Vergebens mahnte ihn der Zenzi nun einmal an das Schieben zu gehen, Eugen hörte es nicht, es war die Musik so laut; zuletzt vertröstete er den Kamerad auf Nachmittag. Und der Zenzi schob geduldig nebst ein paar anderen Jungen den großen Querbalken, bis ihm der Schweiß über die Wangen floß.

Eugen aber ritt das ganze Thierreich ab, er war sehr roth im Gesichte und hatte glühende Augen. Die Leute lachten und wunderten sich, daß der stolze Traunstätter seinen Sohn so auf den Markt lasse.

Zuletzt wurde Eugen gar mit dem Eigenthümer des Ringelspieles bekannt, und dieser erklärte ihm alle Thiere und hatte ein rechtes Gethue mit dem Knaben und verband sich später, als er einige Zauberkünste aufführte, mit Eugen. Er führte den Jungen mit in die Bude, schnitt ihm dort den Kopf ab und zeigte dem Publikum zum allgemeinen Entsetzen den kopflosen Sohn des Großbauers. Gleich darauf hüpfte Eugen wieder mit seinen rothen Wangen und lustglühenden Augen unter den Leuten herum.

Der Zenzi selbst war ganz verblüfft und beguckte und betastete den Hals seines Freundes, ob daran wohl wieder Alles in guter Ordnung sei.

Am Halse war Alles in guter Ordnung, daheim auf dem Traunstätterhof aber nicht. Der Traunstätter ging in

seiner Stube auf und ab und hielt die Hände in den Hosentaschen; die Hosentaschen wurden schier zu enge, für zwei mächtige, zornwüthige Fäuste hatte sie der Schneider nicht gemacht. Endlich ging der Mann in das Freie und schritt um den ganzen Hof; es waren nicht viel Leute daheim, die meisten auf dem Kirchtag. Sein Sohn auch, der ist bei den Gauklern und gaukelt dem Dorfe was vor, und der dümmste Knecht macht sich lustig über den jungen Traunstätter.

Endlich kam Eugen nach Hause. Er war erhitzt und erschöpft. Es war zur hohen Mittagszeit, der Hirt trieb schon die Rinder in den Hof.

„Bist jetzt allfort in der Kirch' gewesen, Eugen?" fragte der Bauer. Da senkte der Kleine den Kopf, an dem vor Kurzem die Hexerei geschehen war.

Der Hirt jagte die Kalben und die Stiere und knallte mit der Peitsche.

„Schlag' mir nicht das unschuldige Vieh!" schrie der Bauer, riß dem Hirten die Peitsche aus der Hand und versetzte damit seinem Sohne mit Macht einen Streich über das Gesicht.

Der Knabe stöhnte auf und zuckte zusammen und blieb dann auf der Stelle stehen, starr wie eine Säule und blaß wie die Mauer des Gehöftes.

Bebend und ohne ein Wort zu sagen, schritt der Bauer davon; die Peitsche war ihm aus der Hand gefallen.

Als eine Stunde später Leute aus dem Dorfe kamen, sahen sie den Knaben noch stehen vor dem Hause; eine Blutstrieme ging über sein Gesicht. Der Traunstätter war streng; aber die ganze Gegend wußte es, und das war eine Eigenthümlichkeit von ihm: er hatte noch nie einen Streich gethan, weder gegen einen Menschen, noch gegen ein

Thier. Er schonte den wilden Stier und den knurrenden Hund; mit einem Worte, mit einem Blicke that er mehr als Andere mit zehn Ruthenhieben. „Ein Ruthenstreich ist die tiefste Erniedrigung; ich kann einen so Gezüchtigten nicht mehr vor meinen Augen sehen," sagte er oft und ließ eines Tages sogar seinen Kettenhund laufen, als dieser von einem Bettelmann einen Streich erhielt.

Und heute hatte er es gethan, hatte seinem eigenen Sohne einen Peitschenhieb versetzt . . .

Am Nachmittag, als der Schatten des Hauses bereits weit dahin lag, auf dem Grasanger, da stand Eugen nicht mehr auf der Stelle.

Am Abend schritt der Traunstätter wieder um den Hof und befahl dann einer Magd, sie möge die Hausglocke läuten, daß Alle zusammenkämen zum Nachtmahl.

Die Glocke wurde geläutet, die Leute kamen und setzten sich zum Essen. Eugen's Platz blieb leer. Keiner fragte nach dem Knaben; Alle wußten, was es gegeben hatte. Die Hausfrau war eine Stiefmutter und so war es im Hause, als ob es gar nie ein Büblein Namens Eugen in demselben gegeben hätte.

Nach dem Essen ließ der Bauer nochmals die Glocke läuten, es sei Zeit zum Nachtgebet, sagte er. Aber so lange der Hof stand, war sonst mit der Hausglocke zum Nachtgebet nicht geläutet worden. War doch die Kirche nicht weit, schlug doch der Kirchenglockenschwengel schier zu den Fenstern herein.

Die Leute verrichteten ihr Nachtgebet, aber das fromme Sprüchlein, das sonst Eugen sagte, blieb heute ungesprochen.

Unten im Dorfe rief der Nachtwächter, daß es Zehn geschlagen. Der Traunstätter war auf dem Dorfplatze und fragte den Alten, wo sein Sohn, der Zenzi, sei.

„Liegt lang' schon im Nest daheim," war die Antwort. „Gebt Obacht auf das Feuer, auf das Licht, daß kein Unglück geschieht, 's hat Zehne geschlagen!" —

— Obacht auf das Feuer, 's hat geschlagen! —

Der Bauer stieg durch den finstern Hohlweg hinan gegen seinen Hof. „'s ist eine warme Nacht," murmelte er, „ich bin als Bub auch viel in Sträuchern herumgelegen auf der Halde, bin nicht erfroren." An wen dachte er? —

Am anderen Morgen war der Kirchtag davon gezogen. Alle Zelte und Buden waren abgebrochen, und wo die Fahnenstangen gesteckt, da kratzten Hühner und Gänse die Löcher zu.

Ein wenig hin vom Dorfe an der Brücke, wo die Straße über den Fluß führt, waren an diesem Morgen Knabenkleider gefunden worden. Der Traunstätter wollte die Knabenkleider sehen, und als er sie sah, wurde er bleich bis in den Mund hinein.

Dann ging er zum Pfarrer und sagte: „Habt Ihr das schon gehört. Mit einem einzigen Peitschenhieb kann man einen Menschen erschlagen!"

Dann schlug er sich seine flachen Hände allbeide in das Antlitz und brach zusammen.

Im Hofe der Traunstatt wurde nun jeden Morgen und jeden Abend das Glöcklein geläutet zum Gebet. Aber der Fluß zog aus den Schluchten des Gebirges und der Fluß zog durch das Thal und davon in die weiten Ebenen hinaus, aber er hörte nicht das Schlagen des Glöckleins und nicht das Schlagen des Vaterherzens, er gab seine Beute nicht mehr zurück.

Dann sagte der Traunstätter einmal: „Ich habe einen großen Hof, die Felder und die Wälder sind weit, das Haus ist weit und meine Stube ist gar recht viel weit. Ich habe einen sehr großen Hof.“

Und ein andermal: „Das Bübel wär' geworden wie ich. Es hat Ehr' im Leib gehabt. Und ich habe es mit der Peitsche in den Tod gehetzt.“

Solche Worte sagte der Mann aber nur zu sich selbst. Gegen andere Leute ist er stets der stolze, einsilbige Großbauer gewesen.

An der Brücke, wo die Landstraße über den Fluß führt, ist ein steinernes Kreuz gesetzt worden.

Das war das Denkmal des kleinen Eugen. —

Es zog ein Jahr um's andere dahin, und endlich blutete die Herzenswunde des Großbauers nicht mehr.

Eines Tages ging der Traunstätter in das Gebirge hinein, wo seine Wälder lagen. Er wollte sehen, wie die Bäume gewachsen waren, er wollte den Werth der Dinge berechnen; er hatte vor, das große, weite Traunstättergut zu verkaufen.

In einer finsteren Bergschlucht seines Waldes stand eine Kapelle, die schon halb verfallen war und nach einer Seite hin in den Boden zu sinken drohte. Wilde Pflanzen rankten sich an den bröckelnden Mauern und im Innern auf dem Fußboden und an den Wänden wuchsen grüne Flechten. Ein Frauenbild aus alter Zeit stand auf dem zersprungenen Altartische. Unter dem Altarblatt war eine Nische, in welcher eine Quelle sprudelte.

Diese Kapelle in der finsteren Waldschlucht war schier vergessen in der Umgebung; nur aus weiter Ferne kam zuweilen manch ein kummervolles Weiblein, um sich bei

Maria im grünen Walde Trost und Heil zu erbitten. Nun war der schmale Fußsteig fast verwachsen und dichtes Farrn- und Brombeergesträuch wucherte weit und breit, und zwischen mächtigen Bäumen im Schatten stand die vergessene Kapelle mit dem alten Frauenbilde und mit der klaren Quelle.

Als an diesem Tage der Traunstätter in die Waldschlucht kam, hörte er die Quelle rieseln; da dachte er: was ist es auch, wenn ich ein wenig trinke von diesem Wasser und mir die Augen wasche? Vorfahren haben diesen Brunnen heilsam gepriesen.

Und als er durch das Gestrüppe sich gewunden hatte, und als er unter dem lebendigen Dache des Waldes dahinging und nun vor der Kapelle stand, da sah er in dieser auf dem grünlichen Steinboden ein Kind, ein lebendiges Kind sitzen. Und das Kind plätscherte mit seinen Händchen in der Quelle und spielte mit den langen Locken einer Frau, die neben ihm lag und auf deren Antlitz die hellen Wassertröpflein herüberspritzten.

Das kleine Mädchen war blühend und wunderhold, und die Frau war verstorben.

Das kleine Mädchen hub erst zu weinen an, als der fremde große Mann vor ihm stand und vor Schreck die Hände zusammenschlug. Die todte Frau lag da wie ein Bild von Stein.

Das Kind konnte nicht reden, nur den Namen „Mutter" stammelte es; freilich wohl das allmächtigste, herzbewegendste Wort auf Erden, aber wen der Tod hat beim Namen gerufen, der kann auch dieses seelenerweckende Wort nimmermehr hören.

Es war kein Zeichen da, als ein Sack mit Brot und ein Wanderstab. Das Weib kam wohl von weiten Wegen

mit dem Kinde; auf seinem Kleide lag die Armuth, auf seinem Antlitz der Kummer, ein anderer Begleitschein war nicht zu finden.

Zwei Bewohner des Waldes schafften auf einer Trage das Weib in das Thal, in das Dorf, in das Todtenhaus. Der Traunstattbauer aber hat das Kind genommen, hat es auf seinen Armen in die Traunstatt getragen. Und den Hof wollte er nicht mehr verkaufen.

Nachforschungen waren erhoben worden, von wannen das Weib mit dem Kinde gekommen, wer es gewesen sein mochte. Aber es tauchte kein Anhaltspunkt auf, und es wurde weit und breit Niemand vermißt.

Da erklärte der Traunstätter, er wolle das hilf- und heimatlose Mädchen an Kindesstatt annehmen. Und hierauf ertheilte der Pfarrer dem Kinde die Taufe, im Falle es dieses Sacrament noch nicht erhalten haben sollte, und gab ihm, nach dem Ort und der Kapelle, wo es gefunden worden war, den Namen: Maria vom grünen Walde.

Maria vom grünen Walde! so stand es geschrieben; und Maria Traunstätter, so wurde es in's Pfarrprotokoll eingetragen. So war gewiß das Gebet einer sterbenden Mutter erfüllt.

„Der breite Fluß hat mir mein Kind genommen," sagte der Bauer von der Traunstatt, „und die Quelle im Walde hat es mir wieder gegeben."

Maria wuchs heran im Heimatshause und gedieh an Leib und Seele, und kein Mensch hatte ihr gesagt, daß sie im Traunstätterhofe nicht geboren war.

Einmal hatte sie ihr Vater hinauf geführt in die Waldschlucht und hinein in die Kapelle, wo das alte Frauenbild stand

und die Quelle sprudelte. „Hier bete, meine Tochter," sagte der Mann, „dieser Ort heißt wie Du: Maria im grünen Walde."

Sie beteten still, sie tranken vom Brunnen und traten aus dem Dunkel des Waldes und stiegen niederwärts in das Thal.

Zur selbigen Zeit war es, daß der Dorfwächter aufgehört hatte zu wachen. Er war gar zu müde geworden auf dieser Erde und schlief nun Tag und Nacht. Für ihn hatte es „Zwölf geschlagen".

Da nahm der Zenzi die Laterne und Lanze seines Vaters und schritt in den Nächten durch das Dorf und mahnte die Bewohner mit heller Stimme, sie möchten Acht haben „auf das Feuer und das Licht, und die Ehr' sei der allerheiligsten Dreifaltigkeit".

Der Zenzi war erwachsen. Aber da schon ein wenig der Bart hervorguckte unter der Nase, wie's denn wohl mit den Mägdelein aussehe im Thale, ging er allweg noch barfuß. Die Schuhe thäten ihn gar so viel drücken.

Besser gefiel dem Zenzi nichts auf der Welt als der Name: Maria vom grünen Walde, und so stieg er, was sein Vater nicht gethan hatte, zu jeder Stunde der Nacht hinauf zur Traunstatt und rief vor dem Hause seinen Spruch und blieb dann noch eine Weile stehen davor, und dachte bei sich: man kann's nicht wissen, in so einem Hofe bricht leicht Feuer aus. — Oft blickte er hin auf das stille Fensterlein, hinter welchem Mariens Schlafkammer war; und da war er ein paarmal sterbenserschrocken, denn der Mond schien auf die Scheiben, und so meinte er, d'rin im Stübchen loderten die hellen Flammen.

Wenn er dann wieder herabstieg durch den Hohlweg, auf dem er einst mit Eugen zum Kirchtag gehüpft war, da

hub der drollige Bursch gar halb laut mit sich zu reden an: „Zenzi, wie wirst denn Du auf die Maria denken! Wie wird denn die so dumm sein? Sie ist im großen Hofe die Tochter geheißen, sie wird die Frau sein in der Traunstatt. Sie ist so schön und fein, daß die reichsten Bauernsöhne im Kreis den ganzen Tag reden und zur Nacht im Traume schwatzen von Maria vom grünen Walde. Und ich bin der Zenzi. Der Zenzi bin ich. Wenn sie vom Nachtwächter-Zenzi hören, da lachen sie Alle im Dorf. Sie heißen mich den Enterich, meine Füße sind so groß und breit getreten; sie sagen, ich könnte ohne Gefahr zu Fuß über das Wasser gehen. Meine Kniee schauen auswärts und meine Zehen gucken einwärts, und will ich auch kerzengrad stehen, so langen mir meine Hände bis zu den Waden hinab. Mein Hals hat einen Auswuchs auf der linken Seit', so hoch, daß die Spatzen darauf kunnten nisten. Auf meinem Höcker, sagen die Leut', kunnten neun Liebespaar' tanzen und die Musikanten nebenan auf den gespitzten Achseln sitzen. Ja, der Zenzi, der kann Spott ertragen, der hat einen großen Buckel dazu. — So arm wie eine Kirchenmaus, sagen sie, aber eine Kirchenmaus hat ihr Loch; mein Häusel gehört der Gemein'; mich thun sie hinaus, wann sie wollen. Ich bin kein Vogel, der schön mag singen, ich bin die Nachteul'. Ist schon recht, Zenzi, laß Dich nur geduldig schieben und thu' Dich fein ducken, zu essen wirst schon allfort was haben und Liebschaft thu' Dir keine angewöhnen. — Ihr Herr'n und Frau'n, laßt Euch sagen, der Hammer hat Elf geschlagen!"

Er wußte einen Spruch, der Zenzi, einen schönen, reichen Spruch; wäre er doch nur auch selbst schön und reich, er thät ihn sagen mit heller Stimme vor dem Fenster der Jungfrau, genannt Maria vom grünen Walde.

Seit dem Tage, an welchem der Traunstätter aus der Waldschlucht ein Kind auf den Armen heimgetragen hatte, waren nun an die siebzehn Jahre vergangen. Die grauen Haare auf des Bauers Haupt waren nicht mehr zu zählen; da begann der Alte und zählte die Burschen im Thale. Deren waren viele, gar saubere, reiche, angesehene. Sie kamen auch an den Sonntagsnachmittagen und umschwärmten seinen Hof. Maria kannte keinen. Nur den Nachtwächter Zenzi kannte sie, und zu dem sagte sie eines Tages über den Gartenzaun: „Zenzi, mach' Dir nichts d'raus, daß Dich die Leut' so verlachen. Sieh', Zenzi, da hast eine Blume!"

Und der Bursche entgegnete: „Nein, ich mach' mir nichts d'raus und — Jungfrau, ich bedank' mich für die Blume."

Er schlich davon, er war so roth wie die Rose, die er in der Hand hielt; er fühlte keinen Boden mehr unter seinen Füßen; sein Athem zuckte hastig, er stöhnte völlig vor Lachen und Weinen.

Nun stand der Zenzi oft schier die halben Nächte vor dem Hause der Traunstatt und hielt die Laterne in der Hand und den Speer. Er meinte, er müsse just dahier Wache halten.

Nicht lange aber, so wurde es in der Gemeindestube ausgemacht: „Der Zenzi, was ist denn das für ein Nachtwächter! Der schreit ja keine Stund' mehr aus! Wir müssen einen haben, der die Stunden ausschreit! Der Zenzi kann hingehen, wo er will."

So ging denn der abgesetzte Zenzi in den Pfarrhof und sagte: „Ich habe gehört, Ehrwürdigen hätten im Garten was umzustechen?"

„Im Garten nicht," sagte der Pfarrer, „aber auf dem Freithof. Der Todtengräber ist uns gestorben; wenn der Zenzi graben will!"

„Recht gern, daß ich grab'," sagte der Zenzi.

Von der Kirchenlinde bis zum Giebel des Gemeindestadls war hoch und stramm ein Seil gezogen. Der bunten Fahnen an beiden Enden hätte es gar nicht mehr bedurft, wußten es doch schon Alle, bis weit in's Gebirg hinein — die Seiltänzer seien im Dorfe.

Am Herbstfrauentag nach der Essenszeit war's. Die Leute hatten den Platz gefüllt, und oben auf hohen Strängen sprangen und hüpften schier ganz nackt die Gymnastiker. Die Weiber und Mädchen hielten ihre flachen Hände vor das Gesicht, daß sie die „lasterhaften Gesellen" nicht sollten sehen können, und guckten zwischen den Fingern durch. Mächtige Stangen und Schubtruhen führten sie da oben hin; mit einem halben Dutzend Ballen spielte Einer, der nur mit einer Fußspitze auf dem Seile stand, und ein Anderer, ein junger, schöner Mann, bei dessen Betrachtung den Weibern schier die Finger ein bischen weiter auseinander gingen, machte fürchterliche Renkungen und Sprünge auf den Dächern und hin auf das Seil, an welchem er sich mit Händen und Füßen fing, und gar mit dem Kinn und zuletzt ein Rad schlug, und in weitem Bogen ausflog, daß ein Schreckschrei durch die Menge ging.

Ein Knäblein mit nackten braunen Beinen und Locken hüpfte behende herum und sammelte auf einem Teller Kreuzer und Groschen. Es konnte so ernst schauen und es lächelte wieder so freundlich und dankbar zu jeder Münze, und die

Weiber sagten: „Das ist ein herziger Schatz. Ist wohl gottswahrhaftig schad' um so ein Kind."

Ein Leierkasten sang und bethörte die Gemüther, daß es manchem alten Bäuerlein vorkam: „Es giebt nichts Merkwürdigeres auf der Welt wie so ein Seiltanzen! Da muß Einer wohl schauen, was sich im Beutel findet."

Kleine Mädchen thaten schon gar nichts als die Augen aufsperren, und mancher Junge schwur es sich zu dieser Stunde, daß er zu den Seiltänzern gehe, maßen er das Aufdemkopfstehen ohnehin schon könne.

Es gellte just Auflachen über ein tolles Ueberschwingen des Gymnastikers, als plötzlich das Seil summte, ein gräßlicher Schrei die Luft zerriß und ein Dröhnen im Boden war.

Der junge schöne Mann lag auf der Erde. Ueber die breite Stirne hin quoll das Blut und durchfeuchtete die langen, weichen Locken. Die Augen waren geschlossen, der Mund trotzig zusammengekniffen und in der hochgewölbten Brust und in den schönen, hingestreckten Gliedern zuckten die Muskeln.

Viele liefen entsetzt davon, Andere drängten sich auf den Platz; da hoben den Verunglückten bereits zwei Kameraden und schleppten ihn in die nachbarliche Scheune.

„Der best' Schwimmer dertrinkt und der best' Kraxler (Kletterer) derfallt sich," sagten die Leute und gingen ihres Weges.

Schon zur Abendzeit war's, als Maria Traunstätter noch durch eine Ritze des Scheunenthores lugte. Da d'rin lag der arme Mensch auf einem Haufen Stroh und um ihn war Dunkelheit und von Allen war er verlassen. Kaum, daß sie ihm den Kopf verbunden hatten. Sein Athem war schwer und fiebernd. Jetzt hob er langsam die matten Arme und

faltete die Hände über die Brust. Betete er? Rief er die Freunde an? Hatte er wohl eine Heimat auf der weiten Welt, oder war er ganz verlassen? — Als es nun war, als ob er schluchzte, da hielt Maria das müßige Stehen am Scheunenthore nicht mehr länger aus. Sie eilte nach Hause und rief schon zur Thür hinein der Bäuerin zu: „Mutter, 's wär' die größte Todsünd' auf der Welt, wollte man den armen Menschen verderben lassen in der Scheune unten; er verschmachtet, er erfriert, er verblutet. Nein, aber gleich richt' ich das kleine Stübel und laß' ihn in's Haus heraufstragen, daß er Pflege hat um Gottes Willen."

Die Bäuerin war just einer Kuhmagd wegen sehr verdrießlich, die der Seiltänzerei wegen die Melkzeit versäumt hatte, sie fuhr also über Maria los: „Was, gar in's Haus schleppen wollt mir so ein lästerlich Volk! Mit nackten Beinen herumhüpfen auf den Dächern, hat so was ein Mensch schon gesehen? Gottes Straf' ist's, wenn sie sich den Hals brechen allmiteinand!"

Das Mädchen aber gab nicht nach; so unchristlich dürfe man nicht reden, sagte sie, und der Verunglückte müsse eine Pflege haben, das verlange sie.

„Das verlangst Du?" rief die Bäuerin und setzte sich, die Arme in die Seiten, dann brach sie los: „Du hast nichts zu verlangen in diesem Haus, Du bist auch so eine Stromerdirn, geh' und fahr' weg mit diesen Gauklern."

Sie hätte noch mehr gesprochen in ihrem Zorn, da stand der Traunstätter an der Thür: „Wer hat nichts zu verlangen in diesem Haus? Dafür weiß ich die Antwort. Weib, Dir hat mein Vater die Traunstatt nicht übergeben, aber mir. Wär' mir das Wort erspart geblieben, 'leicht hätt' ich besser geschlafen in der heutigen Nacht. Du willst mir das

einzige Kind vom Herzen reißen. — Geh', Mädel, und bereite das kleine Stübel. Der arme Teufel soll nicht verderben."

Maria, todtenblaß und stumm, wankte weg, sie wußte nicht, was das jetzt gewesen war; aber eine Ahnung hatte sie, als sei ein fürchterliches Weh auf dem Weg zu ihrem Herzen.

Als zwei Knechte aus dem Traunstätterhof mit einer Lehntrage in die Scheune kamen, sagten sie: „Aha, der Todtengräber ist schon bei ihm!"

Der Zenzi kauerte am Lager des verunglückten Seiltänzers.

Als der Bursche Alle von der Scheune fortgehen gesehen hatte und selbst die übrigen Springkünstler, unter dem Vorwande, daß der Kranke Ruhe haben müsse, in die Gaststube geschritten waren, da dachte er, der Zenzi: Jetzt liegt er allein; es kann der Verband locker werden, es kann der Durst kommen; Einer muß doch bei ihm sein. — Darauf ging er in die Scheune und saß neben dem armen Mann und legte diesem die Hand leicht auf die Schläfe und horchte auf jeden Athemzug, und als der Kranke einmal seine Augen aufschlug, flüsterte der Zenzi: „Mögt Ihr was? Kann ich mit was helfen?"

„Ich danke," hauchte der Gymnastiker, „bin ich gestürzt -- tragen sie mich schon wieder davon?"

Die zwei Männer hoben ihn auf die Trage.

„Ihr kommt in die Traunstatt hinauf," sagte der Zenzi, „das ist ein großer Bauernhof, da werdet Ihr schon wieder gesunden."

Da durchzuckte es den Kranken, und als sie ihn trugen hinan durch den dunkelnden Hohlweg, rann eine Thräne aus seinen Augen.

Am andern Tage zur Morgenszeit trat der Traunstätter mit leisem Schritt in das Stübchen, in welches zwischen den schneeweißen Fenstervorhängen die liebe Sonne hereinschien.

Der Kranke schlummerte in den linden Linnen. Er schlummerte sanft, und der Athem war leicht und mäßig. Ueber der Stirne lag noch der Verband. Das war ein schöner Kopf. Ein blondes Schnurrbärtchen lag über dem halb geschlossenen Mund. Die Wangen waren wohl ein wenig blaß und gar die dunkle Farbe des Seiltänzers war verhaucht. Quer über dem Antlitze lag ein leichter Streifen, schier zu sehen wie der Schatten eines Fadens.

Der alte Bauer sah hin und betrachtete diesen Streifen. Er wurde dabei sehr unruhig, ging zum Fenster und zog den Vorhang zur Seite.

Jetzt lag der volle freundliche Tag auf den Zügen des Schlummernden.

Der Alte hob zitternd die Hände und rieb sich die Augen, und wieder sah er hin auf das wundersam liebe Haupt und auf die Wangen mit dem Schattenstreifen, dann wendete er sich weg und stöhnte: „Jesus Maria!" Dann sank er auf ein Knie und preßte sein Gesicht auf die Holzbank und hauchte: „Bin ich denn ein Narr!" und dann rief er laut und in wildem Tone: „Eugen!"

Der Kranke fuhr empor und schlug die Augen auf und stieß ein bebendes Wort von den Lippen und weinte und lachte zuletzt, und rief: „Mein Vater, mein Vater!"

Sonst war nichts zu verstehen; jedes Wort zerfloß in Weinen. Das war ja das Kind, das so lange, lange seinen süßen Namen hatte entbehren müssen; das nach so vielen Jahren endlich in seines alten Vaters Antlitz sah.

Der Traunstätter eilte hinaus auf den Flur und zog an dem Strange der Hausglocke, er wußte selbst nicht, warum. Bald aber hieß es im ganzen Hofe: „Der Eugen ist da!“

Die Jüngeren wußten nicht, wer der Eugen war; die Aelteren schossen verwirrt umher und suchten und fragten einander, wo er denn sei, der Knabe, der Eugen?

Und all' miteinander konnten sie es nicht glauben, daß der junge Seiltänzer, der gestern den unglücklichen Fall gethan hatte und zur Pflege in die Traunstatt gebracht worden war, der längst verschollene Sohn des Hauses sein sollte. Ja, der Eugen! Hatte es nicht immer geheißen, er sei verunglückt unten an der Brücke?

Und Maria ist an demselben Morgen unsäglich verwirrt gewesen; die Hände hat sie gefaltet, wo sie gegangen und gestanden, und allfort hat sie zu sich selbst geredet: „Auf alle Mittel und Weis', wenn das mein Bruder ist, der schöne, arme Mensch! . . Ja, nachher weiß ich's zu bedeuten, weßweg er mir so an's Herz geschlagen hat gleich in der ersten Stund' — gleich in der allerersten.“

Dann wieder ist es ihr vorgekommen: „'s kunnt nicht sein; 's wär' nicht zu glauben. Wie kunnt der Sohn von dem großen, vornehmen Traunstätterhof so herumstromern mit leichtfertigen Leuten und Anderen um's Geld so Stücklein vormachen, und er hätt' nicht einmal ein Beinkleid an!“ —

Der Zenzi schlich um's Haus wie ein gepeitschter Kater. Alles strömte hinein, aber er hätte sich um viel Gut und Geld nicht in die Stube getraut. Er war ja der Todtengräber und sein Erscheinen könnte üble Deutung erfahren. Indeß zweifelte er: „All miteinander können sich irren. Ein Spitzbub kann's auch sein, der ihnen was vormacht. Es ist der-

selbe, der mich gestern hat gefragt, wo der alte Traunstätter thät begraben liegen. — Der alte Traunstätter, sag' ich, den haben sie lang' wieder ausgegraben, 's mag über die vierzig Jahre sein, daß er gestorben ist. Der Tobias Traunstätter? fragte er. — Heiland, sag' ich, Der ist ja gesund und lebt 'leicht noch länger, als wir allbeid' zusammen. So eigen ist mir der Mensch vorgekommen. Wär' er's gewesen, so sollt' ich ihn kennen."

„Oho, Du Freithofwurm, Du," rief ihm der Oberknecht zu, „was spähst denn so um's Haus? Da giebt's kein' Arbeit für Dich. Der Herr wird frisch und gesund!"

Da schlich der arme Bursche traurig davon. Zum Pfarrer ging er: „Mag nicht mehr graben. Die Leut' fürchten sich vor mir." Da sagte ihm der Pfarrer in's Gesicht: „Mit dem Zenzi ist's ein Elend. Will der Zenzi den Kirchenwaschel machen? Kirchen auskehren, läuten, Blasebalg treten und was nebenbei sonst ist. Schlafen könnt der Zenzi auf meinem Heuboden, wenn er nicht Tabakrauchen thut."

„Tabakrauchen, dasselb' thu ich nicht, und recht gern, daß ich der Kirchenwaschel bin," sagte der Zenzi, und abgemacht war's, und nun getraute er sich schon eher in die Traunstatt. Nun war er ja nicht mehr der Mann, der von anderer Leute Sterben lebt, nun war er Diener und Thorwart im Hause des Herrn.

Durch den Traunstätterhof brauste ein Seelensturm.

Der Seiltänzer hatte die Kleider des Traunstätters an und saß im Lehnstuhle. Der Arzt hatte die Kopfwunde für heilbar erklärt. Nebenan auf der Bank saß der alte Bauer und sein Weib, und auf dem Schemel das Mädchen, von einem schneeweißen Linnenlappen zarte Fäden loszupfend für die Wunde ihres Bruders.

Dieser richtete sein dunkelblaues Auge so gern auf seine holde Schwester, und in seinem Auge leuchtete das Glück seiner Seele, daß er nun wieder daheim war.

„Mein Sohn!“ rief der Alte plötzlich voll Schmerz. „Seit siebzehn Jahren habe ich diese meine rechte Hand mit Recht nicht mehr gehoben zum heiligen Kreuzzeichen; ich habe mit dieser Hand mein Kind in's Elend gehetzt. Eugen, liegst mir denn wirklich nicht im Wassergrund?“

Da hub Eugen an und erzählte seinen Lebenslauf:

„Ich denke wohl, daß ein Vater das Recht hat, sein ungezogenes Kind mit einem Ruthenstreich zu züchtigen. Ihr habt es nicht gethan, Ihr habt keinen Hund geschlagen, geschweige einen Menschen. Ihr habt mir die Selbststrenge und Selbstachtung eingeflößt, wie es recht war. Aber ich habe an einem einzigen Tage die Selbststrenge außer Acht gelassen, da habt Ihr mich gestraft das einzigemal. Meine Selbstachtung aber ist größer gewesen, als sie nach dem Fehltritte hätte sein sollen, und ich habe gemeint, Ihr hättet mit Vorsatz Euer ungerathenes Kind durch den Peitschenhieb verstoßen, und Ihr könntet es nun in alle Ewigkeit nimmer achten und lieben. Ich bin wohl zerknirscht gewesen, aber ich habe gefühlt: groß Unrecht sei mir geschehen. Lang' bin ich gestanden vor dem Haus und hab' gemeint, ich müßt' zu Stein werden. — Dann habe ich einen Schritt gethan über die Grenze des Hofes hinaus; und wie mich der Schatten des Heims nicht mehr geschützt hat, da hat mich der Leichtsinn, der Trotz erfaßt. Zu den Gauklern bin ich gelaufen in's Dorf noch am späten Abend und hab' gesagt, ich möcht' mit ihnen gehen in die weite Welt. Zu brauchen war ich für sie, das haben sie an demselben Tage gesehen, wo ich mich für ein paar Spielstückchen mit ihnen verbunden hatte; so

haben sie mich angenommen, haben mir einen anderen Namen gegeben und andere Kleider, und die meinen hat der Hauptmann der Gesellschaft noch in derselben Nacht, als wir davonzogen, neben den Weg hingeworfen.

Owain Wyllt, so war er nun geheißen, der neue Gauklerknabe, der in Trotz und Kindestaumel fortfloh von dem Heimatsthale, am dritten Tage aber schon zurück wollte, um seinen Fehler zu gestehen und den Vater zu versöhnen. Aber Owain Wyllt konnte nicht mehr zurück, es ging rasch in die Ferne, einem fremden Lande zu, wo sie eine fremde Sprache reden. Der Hauptmann der Truppe, schlau und verschmitzt, wußte mich zu fesseln; ich producirte mich mit Glück in einigen Spielen; der Beifall machte mich berauscht; man prophezeite mir eine glänzende Laufbahn. In stillen Nächten freilich, da habe ich an meinen Vater daheim gedacht und geweint. Einmal floh ich sogar, fest entschlossen, der so leichtsinnig verlassenen Heimat zuzuwandern; aber ich fand mich nicht zurecht bei den fremden Leuten und auf fremden Wegen; festgenommen wurde ich, bis ich wieder zurückverlangte zu meiner Truppe. Ein bewegtes Leben ist's nun geworden, Vater; mit Kunstreitern, mit herumziehenden Schauspielerbanden, mit Seiltänzern bin ich gewesen, und gar mit Gauklertruppen, die halb Bettler sind und halb Diebe. Doch Owain Wyllt hat auf seinen ehrlichen Vaternamen nicht vergessen, gewiß nicht. — Wieder hatte ich den ernstlichen Willen, mich loszureißen von der schlüpfrigen Laufbahn und der Heimat zuzueilen. Da habe ich eines Tages, in einem elsässischen Dorfe war's, von einem Hausirer unserer Gegend wie zufällig die Nachricht erhalten, mein Vater sei gestorben, der Traunstätterhof verkauft. Die falsche Kunde mag absichtslos gewesen sein, aber mich hat sie bewogen, daß ich auf meine

Heimat, in die ich mit gutem Namen ohnehin nicht mehr zurückkehren konnte, verzichtete. Wohl ist mir nicht gewesen im Gedenken an des Vaters Grab."

Eugen schwieg und starrte auf die sonnig beschienenen Dielen des Fußbodens. Nach einer Weile fuhr er wieder fort: „Krieg war im Lande, da bin ich zu den Söldnern gegangen. Aber unversehrt war ich, als sie wieder Friede läuteten. Da hab' ich mir gedacht: Owain Wyllt! Du bist jung, die Welt ist weit und schön. Vergesse das Vergangene und leb' in Lust und Freuden, wie sie Gott Dir geben will. — Das Wandern, Vater, das Wandern ist herrlich; ich habe mir's nur zu bald angelebt. In jeder Stadt, die ich hab' betreten, bin ich daheim gewesen schon am ersten Tag; aber wieder fremd am zehnten. Dort, wo der Himmel und die Erde sich küssen, ist mir die Welt immer am schönsten vorgekommen; dem Horizont habe ich stets zugestrebt und immer wieder dem neuen Horizont. Ich bin gefahren als Komödiant, als Sänger, als Gymnastiker. — Vater, ich verschweig' Euch nichts und ich hab' Euch nichts zu verschweigen. Auch das Vagabundenleben kann sein ehrliches Brot geben. Der Vagabund ist ein lockerer Vogel, der pickt die Brotkrume aus jeder Hand, dem ist das Weizenkörnlein auf dem Dunghaufen gut genug — aber ein Raubvogel ist er nicht. Wohl bin ich eines Gliederbruches wegen auch einmal wochenlang im Lazareth gewesen — Barmherzigkeit genug hat mich umgeben, aber das war eine üble Zeit. Ich habe gemeint, ich müßte sterben vor Noth: ein fürchterliches Heimweh hab' ich gehabt nach der weiten Welt. — Vater, der Spiegel hat mich gemahnt von Zeit zu Zeit! 's war kein derber Streich, der mit der Peitsche, nein, die Strieme war heil gewesen in einer Woche schon. Aber das Mal ist geblieben auf meinen

Wangen, ist gewachsen mit meinem Antlitze, ist alljährlich im Sommer, zur Zeit, als ich von daheim fortging, lebhafter hervorgetreten. Anfangs habe ich gemeint, das sei das Zeichen, daß ich die Mißhandlung nicht sollte vergessen; später aber hat mir jedes Spiegelglas, vor dem ich Komödiant mich habe geschminkt, zugerufen: Dieses einzigen Zuchtstreiches wegen hast Du Dein treues Heim schmählich verlassen, hast Du Deinen guten Vater betrübt, wohl gar bis zum Tode, hast ihm die Jahre verkümmert, geraubt; Du böser Mensch, Du gottverlassenes Kind! — Und immer lauter hat mir das Gewissen angefangen zu sprechen: Schon seit Jahren jagst Du dem Glücke nach von einem Horizont zum anderen; eine Sehweite ist es Dir immer voran. Du wirst es verfolgen, bis Deine Haare erbleichen, bis Deine alten, morschen Knochen zusammenbrechen auf fremder Erde — und das Glück wirst Du nicht erlangen, Du hast Dich versündigt an Deinem Vater! — Da hebt mir das Herz an, mächtig zu toben, wie ich es gar nie geglaubt hätte, daß es könnte, und da wird's mein Ernst. Ich schließe mich einer Akrobatengesellschaft an, die durch dieses Land zieht. So komme ich heim in's liebe Thal. Das Vatergrab will ich besuchen und dann weiter wandern. Da erfahre ich: der Tobias Traunstätter lebt und ist wohlauf in der Traunstatt. — Jetzt ist mir auf einmal ein anderes Leben in die Brust geschossen. Doch da hab' ich mir überlegt: Du kannst ihn sehen, aber Du darfst Dich nicht weisen. Besser für den Vater und für den lieben Traunstätterhof, der Knabe Eugen bleibt verschollen, begraben, als daß er jetzt als armseliger Gaukler und Gliederverrenker wieder aufstünde von den Todten. — Der Owain Wyllt hat gespielt, der Owain Wyllt ist auf dem Seil geklettert, auf dem Dachfirst gesprungen. — Auf den Dachfirsten des

Heimatsdorfes ein Fremdling! Vor den Augen des alten Vaters ein Gaukler! — Dort auf der Anhöhe zwischen den Linden steht die alte Traunstatt; die Fenster glitzern so freundlich in der Sonne, die Schwalben kreisen um den Giebel des Hauses. Die Schwalben, sind das auch Gaukler? Nein, die hausen und bauen, die Alten für die Jungen, die Jungen für die Alten. Die ziehen nur zur kalten Winterszeit davon und kehren, ihrer Heimat treu, im Frühling heiter wieder zurück. — Solche Gedanken waren ihm gekommen, dem Owain Wyllt, da machte er große Sprünge und setzte tollkühn über die Gedanken hinweg und jetzt hub ihm das Hirn an zu glühen, er sah nicht mehr den Hof, er sah nicht mehr die jubelnde Menschenmenge unten, sah nicht mehr das Seil — gestürzt ist er."

— — — — — — — — — — — —

Die Akrobaten waren längst davongezogen. Ob Eugen mit davonziehen oder im Dorfe bleiben sollte, davon war keine Rede gewesen. Eugen war genesen; er saß auf der Bank unter der Linde und starrte hinaus in das ätherblaue Thal. War es zur Feierzeit, so saß auch Maria, seine Schwester, bei ihm und blickte ihn offen an und auch verstohlen. Wie sonderbar, daß ihr plötzlich dieser schöne, liebe, herrliche Bruder vom Himmel gefallen war!

Dem jungen Manne ging es nicht anders; an ein Geschwister hatte er in seinem Leben nie gedacht, und jetzt war das schönste, holdseligste Mädchen, das er je gesehen hatte, an seiner Seite und er konnte „Du" sagen zu diesem Wesen und er konnte ihr holdes Lockenhaupt an seine Brust legen — sie war ja seine Schwester. — Wohl besser, sie wäre es nicht, sagte er einmal zu sich und starrte hinaus in das

weite Thal, wo der blaue Fluß zog und die weiße Straße. Dann wieder blickte er zu dem hohen Geäste der Bäume empor; da wogte seine Brust und seine Arme und seine Beine wollten sich heben; aber er senkte seinen Kopf und murmelte: „Owain Wyllt ist gestürzt!“

Der alte Traunstätter liebte seine Kinder sehr, aber er änderte sich nicht mehr; kurz und barsch und herrisch, wie er war, sollte er bleiben bis zum Tode. Wenn er seinen Sohn so sitzen sah auf der Lindenbank und hinausstarren in das Thal, oder wenn Eugen ziellos und zwecklos davonschlich durch den Garten, über die Wiese, als hätte er einen Wurm im Herzen, so sagte sich der Alte: „Der Bursch' bleibt mir nicht daheim; der läuft mir noch einmal davon.“

Wenn die Kinder aber Arm in Arm dahingingen, durch die Lauben des Hauswäldchens und sehr zärtlich mit einander waren und glücklich schienen, da lächelte der Traunstätter bei sich und dachte wohl, wie man den lockeren Gesellen könnte fesseln an die Heimat mit einem Bande, das nur der Todtengräber kann zerhacken mit seiner Schaufel.

Eines lieblichen Sonnabends schlich der Alte, als triebe ihn nur so der Vorwitz, hinter dem Pärchen her. Eugen erzählte seiner Schwester leuchtenden Auges von seinen Wanderschaften durch die weite Welt. Klopfte der Alte plötzlich dem Mädchen auf die Achsel: „He, Mädel, was sagst zu Deinem Bruder? Magst ihn leiden, so halt ihn fein fest am Arm!“

Maria war erschrocken und erröthete.

Da platzte der Alte heraus: „Ihr seid zwar ein Geschwisterpaar, aber wenn Ihr Euch etwa rechtschaffen gern habt, Ihr jungen Leut', so ist es so eingerichtet, daß Ihr zusammen heiraten könnt.“

Die Dinge hatten sich bereits eingeleitet in den Herzen, und durch dieses einzige Wort traten sie in Erfüllung. Gleichwohl waren sie schmerzlich für das Mädchen, daß da hieß Maria vom grünen Walde — sie hatte Heimat und Eltern verloren. Sie war gekommen aus dem Walde — aus der Ferne; das arme Weib, das sie geboren und gehegt hatte mit treuestem Herzen, war längst schon todt; wer weiß, welch' Noth und Weh' dies Herz gebrochen! Zu jeder anderen Zeit hätte Maria diese Offenbarung nicht ertragen; aber nun war ihr dafür ein herrlicher Bräutigam zu eigen, und in dem Hause, dem sie bisher als harmloses Kind angehört, sollte sie nun die Frau sein.

Eugen hatte jauchzend und von Herzen seine holde Braut und in ihr seine Heimat umarmt. Nun war er wieder da mit Leib und Seele, und seine Liebe war größer und weiter als die weite Welt.

Am Vorabende des Hochzeitstages entrollte der Zenzi den schönsten rothen Festteppich vor dem Hochaltare in der Kirche. Er schmückte die Leuchter der Kerzen mit hellen Bändern und das Marienbild darüber mit duftenden Blumen. Er weinte dabei so sehr, daß er sich vor sich selbst schämte. Er war nie zum vollen Bewußtsein gekommen, wie sehr er das Mädchen lieb hatte, er wußte es auch jetzt nicht, aber er war unsäglich betrübt und er vermeinte sich diese Betrübniß zu mildern mit jedem hellen Bande, mit jeder frischen Blume, womit er die Kirche schmückte.

Und als er fertig war, und als der Altar prangte wie ein blühender Garten und das Marienbild zwischen den Sträußen und Zweigen stand wie mitten im grünen Walde und als das Himmelsroth des Abends still durch die hohen Bogenfenster strahlte, da kniete der Zenzi hin vor den Altar,

aber nicht auf den zarten Teppich, sondern auf das rauhe Steinpflaster daneben, und that die Hände zusammen, und blickte auf zu dem Bilde und sagte die Worte: „Freilich wohl, so ist's recht für sie, so ist's recht. Jetzt ist sie keine Waise mehr, jetzt ist sie auf der Traunstatt erst daheim. Und sie hat den Eugen lieb und er wird schon gut und herzgetreu sein. Maria rein! Morgen knieen sie da allbeide und bitten um Deinen Segen. Gelt, nein, gelt, wirst ihn nicht versagen!"

Am andern Morgen vollzog der Zenzi etwas, was er fast nie oder nur an hohen Festtagen that, er zwängte seine Füße in Stiefel ein. Kein Mensch ahnte, was der Kirchenwaschel an solchen Tagen litt; das harte Leder preßte ihn wie eine Folterschraube, drückte ihn bis auf's Blut. Sein Fuß war nicht gewachsen für die Leisten der Schuhmacher des Thales, und für die Füße eines blutarmen Burschen, sie mögen gewachsen sein wie sie wollen, schnitzt man extra keine Leisten.

Heute indeß fühlte der Zenzi keinen Schmerz; die unglückliche Liebe drückte ihn weit mehr als das derbe Stierleder. Während der Feierlichkeit trat er die Orgel mit aller Gewalt, daß sie seinen Schmerz recht sollte ausweinen; aber der Schulmeister beherrschte die Tasten und spielte ein Kirchenlied. Und als er den Glockenstrick zog, wollte er mit Innigkeit weithin verkünden: Betet mit mir zu dieser Stunde für das Glück des Brautpaares! — Aber die Bewohner des Thales sagten: „Es läutet Elf, es ist Essenszeit."

Als das Paar aus der Kirche trat, wand sich der Zenzi durch das Gedränge und hielt der Braut mit zitternder Hand eine weiße Rose mit grünen Blättern hin. Maria nahm die Rose ohne aufzublicken. Eugen schoß einen kurzen, unsteten Blick nach dem Spender.

Das Hochzeitsmahl war in der Traunstatt. Der Zenzi saß auf dem Kirchthurm und sah zum Thurmfenster hinaus und zu den Fenstern des gegenüberliegenden Gehöftes hinein. Er sah die lustigen Hochzeitsgäste, er sah die erhitzten Musikanten, er sah den heiteren Bräutigam; von der Braut sah er nur das braune Lockenhaupt, auf dem der grüne Kranz lag. Er hörte den Hochruf, welcher dem Bräutigam galt; er hörte den Wohlruf, der Braut dargebracht; er sah die Gläser blinken — da konnte er's nicht mehr lassen; sein Herz quoll ihm über, er hob den Hammer und schlug an die Glocke, daß es hell erklang.

Aber kaum das geschehen war, entstand eine Verwirrung im Traunstätterhof, und Leute liefen hastig durch die Dorfgasse.

Auf diese Art hell einstimmte der Zenzi in den Glückwunsch, den sie dem jungen Brautpaare darbrachten, und nun hatte er in seiner Aufregung das Feuerzeichen gegeben und das Fest gestört, das er verherrlichen wollte.

Bald nach diesem Tage kamen Klagen beim Pfarrer ein: Der Zenzi sei zum Kirchendiener nicht zu brauchen, er trete die Orgel schadhaft mit seinen Elephantenpfoten und das Läuten sei so unregelmäßig; und am Hochzeitstage des Traunstätter habe man ja gesehen, wie der Bursch wahrscheinlich aus Wuth, daß er nicht zum Feste geladen war, gerade zum Gesundheittrinken die Feuerglocke anschlug. Entweder der Zenzi sei ein sehr boshafter Mensch oder ein Narr, in beiden Fällen könne man ihn in der Kirche nicht brauchen.

Und einen Tag später saß der Zenzi auf einem Stein des Haidegeländes; und Niemand war in der Nähe und still war's, nur die einzelnstehenden Halme der Rispengräser wiegten in der kühlen Herbstluft, die vom Gebirge strich.

Sehr lange saß er da auf dem Stein und stützte seine Ellbogen auf die Kniee und sein Haupt auf die Ellbogen.

„Jetzt, was heb' ich an?" murmelte er endlich einmal, und das war der ganze Ausruf seines kummerschweren Herzens über sein Elend, über die Verlassenheit und Heimatlosigkeit. Er hatte keine Seele unter den Menschen als seine eigene, arme, einfältige Seele, die die Leute verspotteten und verlachten, weil sie so unbeholfen und dumm war, und weil sie einen so häßlichen Leib hatte.

Es kam ihm der Gedanke, daß er fortziehen sollte von diesem Thale, wo kein Mensch ihn liebte, wo er nur Noth und Spott erfahren hatte. Es sei doch für jeden Menschen eine geeignete Stätte des Arbeitens, ein gedeckter Tisch, ein liebevolles Herz geschaffen — er müsse das seine nur suchen in der weiten Welt.

Aber in diesem Thale war er geboren, der Zenzi, in diesem Thale war er das glückselige Kind gewesen, in diesem Thale liegt seine Mutter und sein Vater in der ewigen Ruhe, und dieses Thal war und blieb seine Heimat. Ginge er zum Traunstätter hin? Eugen war ja doch sein Jugendgespiele gewesen, der würde ihn gewiß wieder erkennen und ihm eine Arbeit anweisen in seinem großen Hofe und ihm Brot geben.

Als der Zenzi so dachte, zog er ein Papier aus dem Busen; in demselben war eine verblaßte geglättete Rose, dieselbe, die ihm Maria einst über den Garten gereicht hatte. Er grub mit seinem Stock ein Loch in die rothe Erde der Haide und legte die Rose hinein, und wühlte die Erde darüber und wälzte den Stein darauf, auf dem er gesessen war, und sagte: „Jetzt ist Alles begraben und vergessen, jetzt, Zenzi, magst wieder lustig sein."

Dann stand er auf und ging in das Dorf hinab und wurde Schafhirt in der Traunstatt.

Der alte Traunstätter war nicht mehr ganz der stolze steinfeste Mann von ehedem; eine eigene Abspannung lag in seinem Wesen und einmal sagte er zu seinem Weibe: „Line, seit dem Tage, da uns der Eugen heimkam, sind in mir ein paar Saiten locker geworden."

Sein Weib erschrak, der Bauer hatte sonst nie so geredet, das mußte schon ein arger Schaden in ihm sein, weßwillen er den Mund aufthat. Ihre Angst war begründet, die Erschütterung jenes Wiedersehens wirkte nachhaltig auf den alten Mann. Drei Monate, nachdem der Traunstätter obiges Wort zu seinem Weibe gesprochen hatte, legten sie ihn in die Erde.

Sein Weib überlebte ihn nicht lange und plötzlich waren Eugen und Maria allein auf der weiten Traunstatt.

Sie führten die Wirthschaft fort Jahr und Tag. Einmal aber fragte Eugen sein Weib: „Warum? Wofür?"

Maria wendete sich ab und machte sich mit etwas zu schaffen.

„Nein, ich meine nur —," sagte Eugen, „wir könnten diesen Hof verkaufen und in eine andere Gegend ziehen. Wir hätten weniger Sorgen als hier; vielleicht thäte uns auch der Luftwechsel wohl."

„Wir sind ja Gott sei Dank Beide gesund, wie der Fisch im Wasser," lachte Maria. Auf dieses Wort entgegnete Eugen nichts.

Der Zenzi hatte auf seiner Schafhut zuweilen sonderlei Gedanken. „Zum Allerbesten geht's nicht," sagte er eines Tages zum Widder, „zwar, sie hat ihn gern über alle Weis',

aber . . . Die Zeit wär' schon da; wenn sie um des lieben Herrgotts Willen nur ein . . . ." Der Zenzi redete nicht weiter, der Widder schüttelte auch so entschieden sein ringelhörniges Haupt, als wollte er sagen, von solchem Dinge rede man nicht, das gehe Einen gar nichts an.

Der Zenzi aber ließ am selbigen Tage die Schafe grasen auf der Weide und ging hinauf in die Waldschlucht, wo die verfallene Kapelle stand. Da wucherte das wilde Gesträuche; das Brünnlein hatte aufgehört zu fließen und sickerte nur am Boden hin unter den Nesseln und Farrnkräutern. Das Frauenbild war von seinem Sockel gesunken und lehnte halb zerbrochen an der Mauer. „Aber du heißest doch noch Maria im grünen Walde," rief der Zenzi das Bild an, „du bist der Traunstätterin da unten ihre Taufpathin, du. Du hast ihr den Namen gegeben und das Vaterhaus und einen Mann dazu. Sie ist brav und fromm, und hat ihren Mann lieb; aber allmiteinand ist's umsonst, es geht ihr was Großes ab, wenn du ihr nichts Kleines giebst. Verstehen wirst mich?"

Als der Zenzi zurückkam von der Waldschlucht, waren die Schafe auf dem Kornfelde. Wohl lief nun der Bursche, was er laufen konnte; aber der Großknecht schritt schon vom Hofe herauf und schrie: „Hatsch' nicht Du auch noch auf's Korn; was die Schafe übrig lassen, das treten Deine ellenlangen Pfoten in die Erden. Ich schick' schon den kleinen Buben hinauf, auf den großen ist kein Verlaß. Geschlafen hat er, der faule Schlingel. Geh' her, ich zahl' Dir Dein Geld aus, kannst Dich trollen."

Der Zenzi hatte keine Gegenrede; er nahm das Geld, das er sich durch zwei Jahre her im Hofe erworben hatte, ging dann in die Küche, wo Maria schaffte, und sagte halblaut:

„Bäurin, ich hab' den Abschied kriegt und mein Geld dazu; ich dank' recht schön, ich . . .“

Mitten im Satz blieb er stecken und starrte auf das junge, schöne Weib. Er wurde ganz roth im Gesicht und seine Augen leuchteten. Er schlich dem Weibe noch ein paar Schritte entgegen, suchte ihre Hand zu fassen und lispelte hastig: „Freut mich, freut mich tausendmal. Wünsche Glück, viel Glück!“

Maria sprang fast erschrocken bei Seite, da stand Eugen an der Thür und rief: „Zenzi! was macht Er da? Was freut Ihn! Ihn hat nichts zu freuen dahier. Seinen Erwerb hat Er, so sind wir fertig.“

Der Zenzi stand da und war kreideblaß. Er bewegte die Lippen, aber er brachte keinen Laut hervor; da stieß der Bauer seinen Fuß wild in den Boden hinein und schrie: „Fertig sind wir!“

Der Zenzi schlich davon. Er ging durch Wald, er ging über Haiden und unterwegs schlug er mit der Faust seinen Kopf. Das Gepolter des Bauers kümmerte ihn nicht, aber er mußte auch Maria schwer beleidigt haben; warum und wie, das wußte er freilich nicht.

„Nicht einmal eine gute Meinung wollen sie annehmen vom Zenzi,“ sagte er zu sich, „ich bin schon gar veracht'; 's ist und 's bleibt dabei, ich bin bigott ein Narr!“

Das war das letzte Wort gewesen, das der arme Nachtwächterssohn im Thale seiner Heimat gesprochen hatte.

Er war verschollen schon in den nächsten Tagen.

Maria hatte ihrem Manne einen Knaben geboren — ein liebes, frisches, schönes Kind.

Mit diesem Ereignisse war im Hofe das Glück herangefahren gekommen mit sechs Rossen. Jetzt erst fühlte es

Eugen, er war daheim, jetzt erst umarmte er sein Weib mit ganzer Liebesseligkeit; und einmal, als er das Kind an das Herz drückte, ward ihm das Auge naß, daß er sich zuletzt vor dem Kleinen schämte, und vor sich selber.

Eugen war in letzterer Zeit gegen die Menschen zuweilen derb, oft fast hart gewesen, dann wieder hatte er sich übermüthig gezeigt und lustig toll, wie es einem Traunstätter gar nicht gut anstand; die Leute sagten, es sei noch Seiltänzerblut in seinem Leibe. Nun war das anders; Eugen war freundlich, mild und wohlwollend, und mit innigstem Behagen genoß er jede Stunde und jedes Theilchen seines häuslichen Glückes. Jetzt erst fühlte er, wie traulich es in seiner Stube war und wie mildfreundlich draußen im duftenden Garten und unter der Linde. Jetzt hegte und pflegte er manches Blümlein, das auf dem grünen Platze vor dem Hause stand, jetzt hob er manches bunte Steinchen auf, freute sich der Kleine doch so sehr an dem Dinge; und der Mann wurde oft kindisch in der Liebe zu seinem Kinde.

Dem ganzen Traunstätterhof ließ nun Eugen ein frisches Dach von glatten Schindeln geben, und es war das alte noch kaum schadhaft gewesen; aber er trug den Dachdeckern strenge auf, daß sie doch die Vogelnester, die im Dachstuhle waren, nicht schädigen sollten. Es waren aber auch seit Jahren nicht so viele Schwalben dagewesen, als in diesem Sommer.

Ein neues Leben herrschte auf der Traunstatt; die Wirthschaft, die schon matt und stockend hatte werden wollen, hub wieder an zu gedeihen, und es kam ein ganz eigener Schwung in die Leute, und der kleine, der junge Traunstätter schrie oft in seiner Wiege, daß man ihn schier so weit hörte als die Hausglocke.

Wenn Eugen sonst dann und wann mit einer bösen Stunde zu kämpfen gehabt hatte, wenn in ihm die Sehnsucht wach geworden nach den Weiten der Welt, nach dem freien, bunten, lockeren Leben, das er als wilder Knabe und begeisterter Jüngling durchflogen hatte, so verdroß ihn nun jedes Geschäft, das ihn, und war's auch nur für einen Tag, aus seinem Hofe rief. Er hatte zuweilen draußen im Gaustädtchen Holzgeschäfte wegen zu thun und da war er oft die halben Nächte auf dem Wege, um recht bald wieder bei seinem Weibchen, bei seinem Knaben daheim zu sein.

Eines späten Abends, als er schon drei Tage eines bedeutenden Waldhandels wegen von daheim abwesend war, und als er nun in mildem Mondenscheine mit seinem Rößlein thaleinwärts fuhr, stand sein Weidknecht an der Brücke, fast auf der Stelle, wo man einst Eugen's Kleider gefunden hatte, und rief dem Bauer zu, daß er halten möge. Dann übergab er ein Brieflein und stellte sich hinter den Wagen und blieb dort stehen.

Eugen öffnete den Brief im Mondlichte und las ihn:

„Lieber Vater!

Ich will Dir anzeigen, daß unser kleiner Karl sich Sonntag früh krank gelegt hat und Montag bei der Nacht um zwei Uhr an der Lungenlähmung und Fraisen gestorben ist. Darum mach' ich es Dir zu wissen, weil ich nicht im Stand bin, es Dir zuerst zu sagen, wenn Du nach Haus kommst. Ich bitt' Dich, mach' mir keinen Vorwurf, wir haben Alles aufgeboten bei Tag und Nacht, Alles war umsonst; es ist bei seinen Großeltern, das liebe Kind. Tröste Dich, lieber Vater, es ist zu seinem Besten.

In größter Eile Deine Dich liebende

Maria."

Eine Weile saß Eugen wie bewegungslos auf dem Wagen. Endlich that er einen tiefen Athemzug und trieb sein Rößlein an.

Jahr und Tag verging. Das neue Schindeldach auf der Traunstatt war lange wieder grau geworden. Das seinem Waldfrieden entrissene Holz ergraut in Sonnenschein und Wettersturm noch weit eher als ein Menschenhaupt.

Ueber dem Hofe schien tiefe Stille zu liegen, aber im Innern war Unruhe. Die Knechte und Mägde zankten sich stetig und der Bauer war unzufrieden mit dem ganzen Gesinde. Er war unzufrieden mit seinen weiten Besitzungen, daß sie so eng waren und doch so viele Sorgen brachten. Er war unzufrieden mit seinem Weibe, daß sie so mild und ergeben war und eine Stille hielt im Hause, als wäre es eine Todtenkammer. Dann wieder sagte er sich: „Du thust ihm Unrecht, dem guten Herzen; Maria ist der Hausfriede, ist der Segen, aber Du bist unstet, Du weißt Dir selbst nicht zu rathen, Du bist ein Stromerbursch und bleibst ein Stromerbursch Dein Lebtag lang."

Es kam eine kriegerische Zeit.

Söldnerschaaren zu Fuß und zu Pferde zogen durch das Thal; der Traunstätter mußte viel Brot und viel Heu liefern und bekam gar Einquartierungen in seinem Hause. Ein Uhlane war dabei, das war ein guter Bekannter Eugen's aus alter, schöner Zeit. Sie hatten sich zusammen als Kunstreiter Lorbeeren errungen. „Das waren Zeiten!" sagten sie nun händeschüttelnd zu einander, „das waren Zeiten!" wiederholten sie kopfnickend.

„Aber Du hast Dir's bequem gemacht, hast Dich in ein warmes Nest gesetzt!" rief der Uhlane.

„Du hast Dir's noch bequemer gemacht, Du bist auf dem Roß geblieben," sagte Eugen.

Nur einen Tag war Rast im Dorfe; am anderen Morgen marschirten die Uhlanen wieder ab. Auch der Traunstätter, allzeit rüstig und entschlossen, sattelte sein Rößlein, um seinen Freund bis in das Gaustädtchen zu begleiten.

Maria stand am Söller des Hauses, und blickte der blauen Schaar nach und sah das Rüstzeug und die tausend Speere glitzern in der Sonne. Den Zug schlossen zwei einzelne Reiter; das waren Eugen und sein Freund.

Von Weitem hörte sie noch die Rosse wiehern und die Hörner blasen. —

Vor dem späten Abend kam Eugen nicht nach Hause und am späten Abend auch nicht.

Maria ließ ihm die Thür offen und schlug die Decke seines Bettes auf; am anderen Morgen war die Thür offen und das Bett unberührt. Für das Mittagsmahl bereitete Maria ihres Mannes Lieblingsspeise, dann ging sie hinaus auf den Söller und sah in das Thal, bis ihr die Augen weh thaten.

Eugen kam nicht nach Hause.

Am dritten Tage ließ Maria im Städtchen Nachfrage halten nach ihrem Manne. Er war bei der Cavallerie gesehen worden und er war bei einer Kunstreitertruppe gesehen worden. Cavallerie und Kunstreiter waren davongezogen.

Am sechsten Tage war Eugen noch nicht zu Hause und keine Nachricht und kein Brief. Bereits war das Thal durchforscht worden.

Maria ging hinauf in den Wald und in die finstere Schlucht, und auf der Ruine der alten Kapelle weinte sie unsäglich.

Sie könne es nicht glauben, rief sie laut, sie könne es nicht glauben.

Als sie auf dem Rückweg über die einsame Haide ging, setzte sie sich auf einen Stein und ließ die Sonne niederbrennen auf ihr Haupt. — Sie sann nach, was sie denn gethan, daß er sie verlassen.

„Nein!“ schrie sie dann, „es ist ja gar nicht wahr. Just ist er gekommen, mein Eugen!“

Sie eilte verwirrt dem Traunstätterhofe zu und fragte jedes vom Gesinde, wo der Bauer sei.

Er war noch nicht da.

Unter jenem Stein der Haide aber, auf welchem Maria gesessen war, hatte vor vielen Tagen ein armer Bursche seine Liebe vergraben.

Als Eugen auf seinem Rößlein unter lustigen Klängen so durch das Thal ritt, da war er um zehn Jahre jünger geworden. Die Liebe und das Leid und die Sorgen dieser zehn Jahre, sie waren in den Straßenstaub gefallen; die Hufe der Pferde hatten sie zertreten; Eugen hatte sie vergessen — sie waren ein Traum gewesen. Das war wieder das frohe freie Wandern in der Welt.

Aber — das frohe, freie Wandern in der Welt war auch ein Traum gewesen. Eugen erwachte daraus im Gaustädtchen, als die Soldaten mit seinem Freunde dem Zapfenstreiche folgten und er allein dastand im Gasthaushofe.

Zur Rückkehr fand er's heute zu spät, so wollte er sich im Städtchen zerstreuen. Wohin sollte er sich wenden, als zu den Akrobaten, die auf dem Marktplatze Vorstellungen gaben, tolle Heldenstückchen im Springen, im Klettern, im Schaukeln und Tanzen auf dem Seile. Sie ernteten großen

Applaus, aber Eugen dachte bei sich, das ist nichts, die haben nicht das rechte Zeug. Er trank Wein. Die Begierde wollte er dämpfen, die in seiner Brust erwacht war.

Plötzlich schwang sich Einer mehrmals im Rade um das schwindelnd hochgespannte Seil und stürzte kopfüber in die Tiefe, ein zweites, niedrigeres Seil erhaschend.

Ein wüstes, berauschendes Bravo-Gejohle war das; Eugen stürzte seinen Becher aus und, erhitzt durch den Wein und gereizt durch den Jubel, sprang er auf die Tribüne, schleuderte den Rock weg und hochgerötheten Antlitzes lief er über das Seil und schlug ein Rad, wilder und kühner als das erstere. Geschrei und Gelächter in der Menge und unbeschreiblicher Beifall.

„Das ist der Traunstätter!"

„Zieh' mit uns, Traunstätter!" rief ein tollwitziger Gymnastiker.

„Er kann nicht, ist ein verheirateter Bauer."

„Bis zur nächsten Stadt, Kamerad, komm' mit. Einen Tag noch lustigen Vagabundenlebens, eh' sie Dich im Bauerndung begraben!"

„Einen Tag, was liegt daran, ich gehe mit Euch."

„Auf Ehrenwort?"

„Auf Ehrenwort." So schlug Eugen seine Hand hin.

Als er wieder nüchtern geworden war, lag er auf dem Stroh einer Scheune. Er raffte sich empor, wollte sein Pferd satteln und heimwärts reiten. Da waren die Gaukler und Springer auf, vom ersten bis zum letzten, und hielten ihm sein Ehrenwort vor.

Noch ein toller Tag mit Kameraden, was kann's schaden!

Eugen zog mit der Truppe zur nächsten Stadt — der Kreisstadt.

In und vor der Kreisstadt lagen Kriegstruppen. Der Feind war nicht weit; es herrschte eine sehr erregte und gespannte Stimmung, eine Art von Belagerungszustand. Deßungeachtet zogen die Gymnastiker lustig in die Stadt und spannten im Park auf den Bäumen ihre Stränge. Eugen trennte sich mit Ernst von der Truppe, um endlich zu seinem Hofe zurückzukehren.

Es ist schon nahe dem Abend, als er, unwirsch auf sich selbst, dem Stadtthore zureitet; doch das Thor ist geschlossen. Er pocht und poltert und flucht; Wachmänner weisen ihn zurück. So soll er noch eine ganze Nacht gebannt sein bei Söldnern und Gauklern, die ihm plötzlich zum Ekel geworden sind. Er geht in eine Schenke und gießt Wein auf seine Wuth. Lustig, toll, wild geht's zu an den Tischen; Soldaten und Gesindel und ehrliche Leute durcheinander, Gläser klingen: „Auf Deine Blume!" „Auf Schlachtenglück!" „Auf des Vaterlandes Wohl!" auf: „Was Du liebst!" „Auf Freundschaft — Bruderschaft!"

Eugen stößt sein Glas in Scherben, und als er auf und davon will, da halten sie ihn zurück; er hat angestoßen auf Schlachtenglück, Wein getrunken auf Bruderschaft mit den Freiwerbern — er ist Soldat.

Mit Schreck wird Eugen seine Lage gewahr, es faßt ihn die Wuth, er ringt mit den johlenden Söldnern, er schreit auf, er wolle nach Haus' zu seinem Weibe; sie spotten und höhnen ihn, da schlägt er wild seine Faust einem Mann in's Antlitz, der taumelt an die Wand. Eugen wird gefesselt und in das Gefängniß geführt.

Da saß er nun in der dunklen Stube und starrte durch die schweren Eisengitter hinaus in die Mondnacht. Auch über dem stillen Traunstätterhof ruht das Mondlicht, auch in die

Kammer fällt das Mondlicht und Maria wird liegen in ihrem Bette und weinen. Zum erstenmale in seinem Leben überkam ihn das Heimweh in vollstem Maße. Nun war er schon mehrere Tage abwesend von der Traunstatt und hatte noch keine Nachricht gegeben von sich. „Ich bin ein schlechter, ein elender Mensch!" rief Eugen aus, dann rüttelte er an dem Gitter — aber die Liebe, die stärker wie der Tod, war schwächer als das Eisen.

Die Thür rasselte, der Profoß trat ein, ein häßlicher, wildbärtiger Mann. Er stellte einen Krug mit Wasser nieder auf den Steinblock, blieb dann ein paar Augenblicke stehen vor dem Gefangenen. „Sehr schlimm," murmelte er, „Er hat sich gegen Seinen Hauptmann empört, hat ihm das Aug' ausgeschlagen. Sehr schlimm! Dieweilen das frisch' Wasser da, wenn Er trinken mag."

Der Mann ging davon. Seine Stimme war rauh, aber nicht hart gewesen.

Das Eisenschloß hatten sie dem Traunstätter nicht vom Arm genommen. Drei Tage und drei Nächte lag er im finsteren Verließ und wüthete aus Verzweiflung. Nicht einmal Botschaft konnte er geben. Wohl schrieb er auf ein Blättchen Papier: „Liebes Weib! Ein kleiner Unfall hat mich getroffen, sei nicht besorgt, in wenigen Tagen bin ich bei Dir." Aber das Blatt nahm ihm Niemand ab.

Am vierten Tage wurde ihm verkündet, er möge sich gefaßt machen, er wäre dem Strang verfallen, aber das Standrecht habe ihn begnadigt — begnadigt zu Pulver und Blei.

Eugen stürzte hin auf die Steinplatten des Fußbodens; der Bote ging gleichmüthig davon und der Kerkermeister schloß hinter ihm die Pforte.

Dann horchte der Kerkermeister an der Thür und als er von innen nichts hörte eine Weile, so dachte er: am Ende ist er todt, und ging hinein und richtete den Verurtheilten auf.

„Traunstätter,“ sagte er, „jetzt, das hätt' ich nicht gedacht, daß es so ausgehen sollte.“

„Mein Weib!“ stöhnte Eugen.

„So habt Ihr sie doch lieb!“ rief der Profoß, „ja, warum geht Ihr denn hernach davon, laßt sie allein und schlagt Euch mit Landstreichern und Kriegsleuten herum?! Stromert hin, stromert her, werdet's wohl sehen, kein Mann auf dem Erdboden hat so ein Weib wie Ihr, so brav, so gut, so herzenstreu — ein gottsliebes, ein heiliges Weib, bei meiner armen Seel'!“

Eugen starrte dem wildbärtigen Manne in's Gesicht.

„Ihr leichtsinniger Vagabund,“ fuhr der Kerkermeister fort, „schon lang' wäret Ihr zugrund gegangen mit Putz und Stingel, hätt' Euch nicht Maria gehalten; Eueren Hof hättet Ihr verlassen — so dumm, Eueren alten Vater hättet Ihr vergessen — so schlecht wäret Ihr gewesen! — Aber Maria hat Euch gehalten, Maria ist Euer Schutzengel gewesen. Die Leut haben Euch gehaßt, weil Ihr so stolz gewesen seid; sie haben Euch verlacht und verspottet, weil Euch allfort die Seiltänzerfüß 'zuckt haben auf Eurer ehrlichen Väter Grund — Maria hat Euch lieb gehabt, so lieb, daß es alle Zungen auf der Welt gar nicht mögen sagen. Was Euch andere Leut' in alle Ewigkeit hinein nicht hätten verstanden, das hat sie Euch aus den Augen abgesehen. — Sie hat Euch das Kind geboren. — Und Ihr lauft davon und verlaßt sie in Noth und Pein.“

Eugen hatte sein Haupt geschlagen mit beiden Händen, hatte geächzt und gestöhnt und starrte nun wieder den Kerkermeister an.

„Werdet mich doch kennen, Traunstätter," sagte der Kerkermeister, „zwei alte Schulkameraden da. Bin seither auch einmal Euer Knecht gewesen auf der Traunstatt. Der Zenzi!"

Da rieb sich Eugen die Augen und murmelte: „'s ist eine finstere Klause, das."

„Freilich, lichter wär's schon auf dem Dachgiebel oben. Von Euch, Bauer, bin ich fort, bin zu den Soldaten gegangen, daß sie mich sollten annehmen. Müßt aber bedenken, ich hab' kein Weib daheim gehabt. Bin meiner Tag' viel verlacht worden in der Welt, aber so laut noch niemals, wie, da sie meine Creatur untersucht haben in der Kaserne. Da kunnt gleich Krieg sein mit der leidigen Hölle, so thäten sie keinen solchen Krüppel nehmen zum Militär. Die kräftigsten und schönsten Leut' werden ausgesucht zum Todtschlagen, auf daß ja beileib das armselige Krüppelvolk nicht abkommt. — Bin ihnen aber nicht vom Fleck gegangen, bis sie mich zuletzt als Kasernwaschel angestellt haben. Hätt's nicht glaubt, daß mir der Reibhadern und der Kehrbesen und das Wasserpumpen so rechtschaffen von der Hand gehen sollt' — 's ist mir grad der Kopf nicht mehr so blitzdumm gewesen wie daheim im Dorf. Vom Kasernwaschel hab' ich's zum Krankenwärter gebracht — jetzt hab' ich mir gut' Sach' erspart, jetzt — haben die Leut' gesagt — hätt' ich heiraten können. Ich, der Zenzi, dem die Weiber auf hundert Klafter Weite aus dem Weg laufen! — Und wie ich zuletzt in einer Krankheit gar meinen schiefen Mund hab' kriegt und den Bärenbart da, so bin ich Euch ja ein Kerl gewesen wie ein wildes Thier. — Jetzt bin ich Kerkermeister geworden."

Eugen hatte diese Worte kaum gehört, er rang die Hände. Plötzlich aber war er ruhig und sagte: „Kerker-

meister, die Red' von dem Mann, der vorhin da war, ist doch nur Spaß gewesen?"

„Ei beileib, wer wird denn bei der traurigen Zeit Späße machen! Und schon gar, wenn der Feind so in der Näh' ist. Traunstätter, Ihr werdet sehen, es vergehen keine drei Tage, so werden wir was hören. Die Unsern rücken schon zusamm'!"

„O Gott, und ich!" kreischte Eugen.

„Ihr? Ja, was denn?"

„Wenn sie mich umbringen!"

„Geht mir weg! Meint Ihr denn, ich ließ' Euch niederschießen!" sagte der Profoß.

Da fiel Eugen vor ihm auf die Kniee und bat um Rettung im Namen seines Weibes.

Der Kerkermeister war selbst verwirrt. „Redet mir nichts mehr," stieß er heraus, „ich müßt' ein Spitzbub sein. Ich bin der erst' Lump gewesen, der Euch zum Vagabunden hat gemacht. Aber halt ja, wie ich Euch damalen zum Ringelspiel hab' geführt, da hab' ich nicht gewußt, daß es einen solchen Ausgang nehmen sollt', daß das letzt' End' davon für Euch die Kugel sollt' sein. Hätt' ich das gewußt, bei meiner armen sündigen Seel', ich hätt' gesagt: Eugen, gehen wir nicht in's Ringelspiel, gehen wir in die Kirchen zur heiligen Meff'. — Jetzt, weil Ihr aber aufgesessen seid selben auf ein wildes Thier und so weit seid gefahren, und ich vor Gott im Himmel keine Schuld mag haben wegen Euch, so reiß' ich Euch jetzt aus der zuwideren Geschicht' — wenn's geht. Ihr legt flugs mein Gewand an und laßt Euch aus dem Stroh da den hohen Buckel wachsen und einen rothen Bart richt' ich Euch auch, und was sonst noch sein muß. Hätt's meiner Tag' nicht glaubt, ich bin ein höllisch durchtriebener Lump. 's ist

schlecht von mir! — meinetwegen, hab' Alles schon probirt auf der Welt — zuweg sollt' ich nicht ein Spitzbub auch noch sein."

Und als es an demselben Tage zu dunkeln begann, da holperte der Kerkermeister durch den Hof und zum Thor hinaus. Die Wache spottete noch und hieß die verkrüppelte, häßliche Gestalt ein mißrathenes Kameelthier.

Und der „Kerkermeister" kam glücklich aus der Stadt hinaus und davon durch Nacht und Nebel, manches Hornsignal hörend vom Lager her. Er eilte mit Hast seiner Wege, aber er gedachte dabei der Zeit, in der er diese Gestalt, die ihn jetzt rettete, mit Anderen verspottet hatte.

Endlich kam er in einsame Gegenden, und als es zu tagen begann, grüßte er das Heimatsthal und das Dorf und die Traunstatt, die dort auf der Anhöhe im Morgenrothe leuchtete.

Sie sahen die merkwürdige Gestalt auf buschigen Umwegen dem Gehöfte zueilen. Der Großknecht fluchte über das Stromergesindel, aber der Haushund sprang dem Ankömmling lechzend und winselnd auf die Brust, und Maria hat im ersten Augenblick ihren Gatten erkannt.

Und an demselben Tage und zur selben Stunde war es, da ließ sich der Profoß zum Rapport melden.

„Herr Oberst!" sagte er, und stellte sich so gerade, als es sein Wuchs nur immer erlaubte, und legte den Koloß seiner rechten Hand grüßend an die Schläfe: „Herr Oberst, ich melde, daß gestern der Arrestant Numero 19 entflohen ist."

Da horchte der Oberst auf und sein Gesicht lief dunkelroth an.

„Warum hat Er nicht sogleich Rapport erstattet?“ fragte er noch scheinbar gemäßigt.

„Weil sie mir nachher den Mann wieder eingefangen hätten,“ antwortete der Kerkermeister, „denn ich habe ihn befreit. Er ist unschuldig verurtheilt worden. Er hat einen Officier, der ihn überlistet und zum Soldaten genommen hat, ein Merkslabet in's Gesicht gegeben und hätte deswegen erschossen werden sollen. Das wär aber ein himmelschreiendes Unrecht gewesen, denn der Mann hat ein ehrlich Bauernhaus und ist verheiratet, und so hab' ich ihn davon gehen lassen. — Weiß es wohl, Herr Oberst, hätt' nicht sein sollen von mir. Hätt' auch davon laufen können, aber ich zeig' mich an und bitt' um meine Straf'!“

Der Herr Oberst hielt den Mann für wahnsinnig und wollte sich erst selbst von der Wahrheit seiner Aussage überzeugen. Und als er sah, daß es wirklich so war, wie der Kerkermeister gesagt hatte, ließ er diesen zu sich rufen, um seine Wuth auszuschütten.

„Gott verflucht! Kreuzschwere Noth!“ fuhr er los, „Er bittet um Seine Straf'? Weiß Er wohl, daß bei uns Hochverräther nicht erschossen werden? Hängen, schinden, viertheilen, spießen laß' ich Ihn!“

„Und rösten — ist der Rindsbraten fertig,“ versetzte der Zenzi schier ernsthaft, mit bebenden Lippen zu Boden starrend, „um mich ist's nicht schad', bin gut weg, bin ein armer, blutarmer Teufel gewesen.“

Er wurde abgeführt und in den Kerker geworfen.

Im finsteren Gewölbe, wo er ganz allein war, hub er an zu lachen, daß ihm die Thränen über den Bart rollten.

„Maria,“ rief er, „so hab' ich doch was für Dich thun können. Jetzt hast ihn wieder, jetzt bleib' im Glück und gieb

Acht, daß er Dir nicht wieder davonläuft. Fährt meine Seele in den Himmel, so soll sie Dein Schutzengel sein."

Am nächstfolgenden Tage kam ein Feldpater zu Zenzi und blieb bei ihm die ganze Nacht, auf daß er den Delinquenten vorbereite.

Da sie die ganze Nacht wachten, so sagte der Zenzi: „Das ist spaßig, mit der Nachtwächterei hab' ich angefangen und mit der Nachtwächterei hör' ich auf. Ihr Herren und Frauen laßt Euch sagen, der Hammer hat Zwölf geschlagen; gebt Acht auf Gluth und Licht zu aller Frist, es giebt ein Feuer, das nicht zu löschen ist. 's hat Zwölf geschlagen!"

— — — — — — — — — — — —

Als der Morgen kam, da war großes Geschrei vor den Thoren des Kerkers. Zwei Leute baten und drangen und wollten herein und den Gefangenen sehen. Sie wurden mehrmals zurückgewiesen, bis der Feldpater den Eintritt vermittelte.

Eugen und sein Weib Maria fielen dem Zenzi um den Hals.

Sie hatten es erfahren, daß es ihm an die Gurgel ginge, sie wollten ihn retten, ihn loskaufen mit ihrem Haus und Hof, mit Allem, was sie hätten; er, der Zenzi, wär' ihr einziger, treuer Freund, sie wollten mit ihm noch recht lange beisammen auf Erden verbleiben.

Da sagte der Zenzi: „'s hilft Alles nichts, Ihr meine lieben Leut'. Ich dank' Euch tausendmal, daß Ihr seid gekommen; diese letzte Stund' ist mir lieber, wie meine ganze Lebenszeit. Geht jetzt in Ruh' wieder heim zu, ich sag' Euch, 's ist diesmal nichts Lustiges zu sehen in der Stadt."

In diesem Augenblicke war draußen Lärm und Glockenläuten.

„Aha, jetzt kommt der Henker," sagte der Zenzi und dann zum Pater gewendet: „Ist's weit hinaus auf den Platz? So zieh' ich die Stiefel aus, 's ist kein Geh'n in so einem Ledersack. — Traunstätterin, seid um Eins gebeten: Wenn die alte Kapelle noch steht — Maria im grünen Walde — so denkt dort einmal mit einem Vaterunser an den Zenzi."

Und als ob es im Himmel geschrieben stand, daß es so sein müsse zur selbigen Stunde.

Die Thür sprang auf. Helle Stimmen: „Amnestie! Sieg! Die Schlacht ist gewonnen, der Feind flieht, Amnestie den Gefangenen!"

Die Thür blieb offen in allen Angeln, so daß Musikschall und Glockengeläute klingend hereindrang.

Das Ehepaar aus der Traunstatt jubelte auf. Der Zenzi wußte schier nicht, was das war.

Zuletzt zog er doch noch seine „Ledersäcke" aus, denn der Weg war weit bis in das Gaustädtchen.

Im Gaustädtchen harrte Roß und Wagen, die Eugen auf der Herreise des streifenden Kriegsvolkes wegen zurückgelassen hatte.

Als Eugen und Maria im Traunstätterhof einzogen, da brachten sie das verkrüppelte Männlein mit.

Niemand lachte mehr über seinen großen Höcker und seinen häßlichen Bart. —

Eugen sehnte sich nicht mehr hinaus in die weite Welt. Glück und Segen waren auf der Traunstatt und der Zenzi blieb daheim.

Er hub den nächsten Sohn des Traunstätter-Paares aus der Taufe, mauerte mit eigener Hand die verfallene Kapelle Maria im grünen Walde wieder auf und wurde

endlich, wozu er eigentlich geboren war — wieder Nachtwächter.

„Ihr Herren und Frauen
Laßt Euch sagen:
Der Hammer hat Eins geschlagen.
Ein neues Leben und ein neuer Tag;
Wer wieder weben und walten mag,
Dem sei Gottes Segen beschieden,
Und im Menschenherzen sei Frieden.
's hat Eins geschlagen.“



Der Baumtod.

Ein Baumleben und -sterben und andere traurige Geschichten.

Ueber den hohen Wipfeln des Bergwaldes zieht ein leises Lüftchen.

Einige Aeste, die längeren und freieren, fächeln langsam und wispern kaum vernehmbar dem Menschenohr — es redet der Baum zum Baume. Das Gemeinschaftliche, was sich tief unten im Boden in verschiedene Stämme theilt, grüßt sich oben als Ast, als Wipfel wieder.

Von der Ferne, über dem Hohlzaungraben ist das secundirende Rauschen einer Holzsäge vernehmbar. Es ist wie das schnelle Athemholen eines Schwerkranken, wie das Stöhnen, das Röcheln eines Sterbenden.

Jeder Baum stellt sein Fächeln und Säuseln ein, der Wald schweigt — bange, wie eine Familie am Bette des Angehörigen, Scheidenden.

Es stirbt ein Baum! —

Auf der ebenen Höhe ober dem Hohlzaungraben, so weit sich der „Schlag" das vollständig gelichtete Gestockfeld, von der entgegengesetzten Berglehne herauf erstreckt und wo sich eine Reihe grauer, bemooster Grenzpfeiler, die Scheide des Lerchrinnerschlages vom Herrschaftswalde anzeigend, da-

hinzieht, steht eine riesige, weit über hundert Fuß hohe Fichte mit langen Zweigen und dichtem Reisig. Es ist die einzige, letzte auf der Lerchrinnerseite.

Wie Ameisen am Fuße eines Mannes, nehmen sich gegen den Baum zwei Holzknechte aus, welche an entgegengesetzten Seiten desselben stehen und die breite, wie Silber glitzernde Säge langsam hin- und herziehen. Die Mitte des Stammes ist noch nicht erreicht, aber die Arbeiter halten an. „Stoß aus!" sagte der Eine, ein junger, stämmiger Bursche, zu seinem Gefährten, einem betagten Manne mit rußigem Gesichte. Dieser zog das heiß gewordene, scharfzähnige Zeug heraus.

Beide sahen auf und wischten sich den Schweiß von der Stirne.

Die Fichte stand unbeweglich da, als ahnte sie es noch nicht, daß der Moosboden auf ihrer Wurzel schon bedeckt war von ihren eigenen Spänen!

Am Wipfel flog ein Ammer ab und zu und baute geschäftig an seinem Neste. —

Wenige Schritte von den Arbeitern auf einem entrindeten Block saß ein Mann und starrte stumm auf die Säge und auf den tiefen, weißen Schnitt. Mehrere Male hob er den Blick höher und bis zum Wipfel hinauf — dann senkte er ihn langsam wieder; — unter seinem Augenlid glitzerte etwas, schier wie die Säge am Baume. Die Gestalt des Mannes war knöchern mit langen, dürren Gliedern — wie ein vom Sturme gebrochener Baum; seine wenigen Haare waren grau wie bereiftes Reisig im Spätherbst.

Dieser Mann war der alte Lerchrinner.

Er sah aus, als müsse er groß Leid zu tragen haben. War er krank? War ihm Eines gestorben von den Seinen,

oder thäte er ein Stücklein Brot nicht verschmähen, wenn man da hinginge und ihm's reichte? —

Nun schaute er hinaus und hinab. Dieser Schlag da abwärts bis zur Wiese und jenseits derselben der „Anwachs" (junger Wald) und das große Gehöfte dort auf der Anhöhe und die Haferfelder und die Kohlstatt unten, gehörten ihm — Alles ihm.

Aber —

Der Bursche dort am Baume, der mit dem Köhler schnitt, war sein Sohn, sein einziger und letzter — und der Baumstamm mit der Todeswunde war auch sein letzter. —

Vor siebzig Jahren, als der Lerchrinner noch ein Kind gewesen, hatte er das kleine Bäumchen gewahrt. Als es einst der Aehndl (Großvater) umhacken wollte zu einer Wagenstange, da doch nichts aus dem schmächtigen Dinge würde, besonders hier auf dem Windkogel nicht, da bat er, es stehen zu lassen, und der Aehndl trug ein anderes heim. Hernach zäunte der Knabe das Bäumchen mit Erlgesträuche um, daß es von den Thieren nicht benagt werden konnte; und wie er zu Jahren und Gedanken kam und der Baum größer und groß wurde, saß er oft unter dem Schatten seines Schützlings und dachte nach, wozu so ein Baumstamm doch allerwärts zu verwenden sei. Für die Enkel ein Wieglein würde wohl auch daraus. —

Jetzt war's anders. Sein Sohn und Nachfolger, der Vincenz, hatte noch nicht geheiratet. Unten im Wohnhause war es still, die alte Lerchrinnerin nickte am Spinnrocken, das Leben hatte sie recht müde gemacht. — Oben rauschte die Säge durch den Baum. —

Der Lerchrinner war einmal ein reicher Mann gewesen. Als er von seinem Vater Haus und Hof übernahm und

Käthchen heimführte, da stand über dem Sturmriegel und in der Hochleuthe noch ein großer Wald — wohl über vierzig Joch im schönsten Schmucke. Der hatte zum Hochzeitstage die Reiser und Kränze geliefert und das Brautbett und die Wiege. Schöne Zeiten kamen, schöne, heitere Zeiten! Der Hof und das lustige Leben auf großem Fuß, wie es der Lerchrinner gewohnt war, verlangte zwar Geld, aber das nahe Röller'sche Gewerke zahlte für das Faß Holzkohlen dreiundzwanzig Groschen — ein außerordentlicher Preis. Der Lerchrinner dingte sich Holzhauer, und da begann's im Wald zu hallen und zu knallen, zu krachen und zu klingen; Säge und Axt hausten und brausten um die Wette und statt Vogelsang hörte man Vierzeilige.

Unten im Thalgrunde wurde eine Kohlstatt mit drei Meilern errichtet, und da rutschten sie hinab über die hohe, glatte Riese, die geschälten „Dreilinge", erst langsam von der Berghöhe, dann schnell und schneller mit unaufhaltsamer Gewalt, bis sie unten am Absprung hoch aufsprangen und lustig ineinander anklingend im Bogen zur Grube hinabstürzten.

Der stämmige Lerchrinner ging überall in Hemdsärmeln umher, die Hände auf dem Rücken oder über die Brust gelegt, und sah nach, ob's allenthalben recht Nutz' und Gang habe.

Wie da die Kohlwagen und Krippen — jeden Tag wohl gefüllt und gestaut — den „Gupf" mit Gesträuche über der Wand förmlich hinaufgebunden, in's Thal hinaus fuhren! Wie da der Kohlenbauer jeden Sonntag mit seinem Rosch (Holzbrettchen, auf welchem die Zahl der Kohlfuhren durch Einschnitte angezeigt ist) bei Herrn Röller und seinem Cassier zu thun und zu „raiten" hatte, und wie er dann

stets mit heiterer Miene und gefüllter Brieftasche heimkehrte! Wohl, es brachte durch die vielen Jahre dem Lerchrinner Tausende ein. —

Aber der Wald forderte Entgelt und Sühne, ja Rache für all' die Bäume und Bäumchen, die man ihm geraubt und gemordet hatte.

Der Lerchrinner hatte zwei Söhne und drei Töchter — heute finden wir nur mehr den jüngsten Sohn, den Vincenz. Der Aelteste fiel beim Graßschnaten (Herabhacken der Zweige für Streu) vom Baum. Zwei Töchter, Mädchen von sechzehn und neunzehn Jahren, schickte der Vater eines Herbsttages in den Wald, um Brennholz für das Haus zu fällen — um die Abendzeit brachte man sie Beide in einem Leintuche nach Hause; ein stürzender Baum hatte sie erschlagen. Das war ein Jammer! Julchen, ein sechsjähriges Kind, wagte sich spielend auf einen Kohlenmeiler, dieser brach durch und das Mädchen wurde verkohlt aus der Gluth hervorgezogen.

Das die Rache des Waldes für gemordete Bäume und Bäumchen, vielleicht für noch Anderes. —

Bei dem letzten Unglücke auf dem Kohlenmeiler hatten der Lerchrinner und sein Weib keine Thränen mehr. Und doch war es der größte Schmerz. Der Mutter war's, als sollte sie nach in's Gräblein hinabstürzen, als seien die Tage, die sie etwa noch durchleben sollte, ein langsames Sterben.

Und — es sollte auch so sein. —

Von dem Tage des letzen Unglückes an war der Lerchrinnerin nicht mehr wohl, sie begann zu welken, zu siechen, einzuschrumpfen wie ein Baum, dem die Wurzel abgehauen.

Der Bader vom Dorfe draußen hatte die Achsel gezuckt; man wendete sich an Aerzte fernerer Gegenden; man gebrauchte kostbare Medicin. Das arme Weib siechte und welkte

ohne Halt und Heil. Da fuhr der betrübte Mann eines Tages mit der Kranken in einem Einspännerwagen durch's Thal hinaus, weit hinter das Dorf, man wußte nicht wohin.

Tage vergingen, da zog der müde Schimmel das Wägelchen wieder in den Hof ein. Links saß traurig der Lerchrinner und rechts lehnte, dicht in Tücher und Decken gehüllt, sein Weib — es siechte und welkte ohne Halt und Heil! —

Sie waren in der fernen Stadt gewesen, an die Thüren berühmter Aerzte hatten sie geklopft — vergebens. Noch bevor der Kohlenbauer umlenkte, hatte er den letzten Groschen ausgegeben.

So vergingen Jahre. Glaubt nicht, die arme Bauersfrau sei heimgegangen zu ihren Kindern — sie lebte noch fort und litt. Endlich begann mit ihr auch der kummervolle Gatte zu siechen.

Vincenz hatte nun das ganze Hauswesen zu leiten. Es gab viel Mühe, aber wenig Erwerb; alle Dienstleute waren entlassen. Er that Alles, um den Eltern Linderung und Trost zu schaffen. Der Wald auf dem Riegel und am Hohlzaungraben war dahin — nur fahles Gestocke und dürre Reiser am Boden — wie vertrocknetes Gebein auf einem Schlachtfelde. Die schönste Zeit für den Kohlenhof war vorüber — düster herein blickte die Zukunft.

Bleich und wortkarg wankte der alte Lerchrinner in Hof und Schlag umher. Wie dachte er so gerne zurück an die glücklicheren Tage!

Einmal fiel es ihm ein zu berechnen, wie viel Faß Kohlen er aus seinem Walde gewonnen habe. Bonifaz, der Köhler, mußte ihm die Kohlenwagen abmessen — es trug jeder elf Faß. Der Lerchrinner dachte nach, schüttelte den

Kopf und ging nach Hause. Zu Hause suchte er alle seine Rösche hervor, die er im Feldkasten aufbewahrt hatte. Er zählte jeden Schnitt in denselben und er zählte zum zweitenmale. Hernach that er die Brettchen wieder in den Kasten, wischte sich den Schweiß von der Stirne und war wie früher.

An einem der nächsten Sonntage behandelte der Pfarrer auf der Kanzel das Evangelium von dem ungerechten Haushalter; er warnte nachdrücklich vor fremdem Gut, vor Betrug und Diebstahl, und nachdem er lange und ernst gesprochen hatte, schloß er mit einem Fußfall gegen den Altar, um die Gnade flehend, der Herr wolle jedes seiner Pfarrkinder gütig bewahren vor allem fremden Gute, damit keines ewig verloren gehe.

Der alte Kohlenbauer war auch in der Kirche, und als er nach Hause kam, war er stiller und ernster als je, und er aß nur wenig. In der nächstfolgenden Nacht hatte er einen sehr unruhigen Schlaf und einmal rief er sogar um Hilfe, daß er auch sein krankes Weib aufschreckte.

„Kathl, bist da?" stöhnte er und tappte krampfhaft nach ihrer Hand.

„Was hast denn, Seppl, geh', leg Dich nieder."

„Unsere liebe Frau mög' mich nicht verlassen!" rief der Mann in Aufregung, „schau, Kathl, ich kann nicht selig werden, ich hab' — Jesus, da steht er schon! Kathl, halt' mich, halt' mich, sag' ich!" Erschrocken streckte die Angerufene beide Hände aus, um ihn an sich zu ziehen, da war er schon aufgesprungen und ging nicht früher in's Bett, bis Vincenz herbei kam und Licht machte.

Nun war er ruhiger geworden und erzählte, daß er ungerechtes Gut auf sich habe und daß im Traum der böse Feind gekommen sei um seine Seele.

„Ich habe," redete er mit unsicherer Stimme weiter, „den Werksherrn Röller durch die vielen Jahre her um mehr als tausend Faß Kohlen betrogen. Wir haben jeden Wagen für zwölf Faß gerechnet, unsere Kohlenwagen tragen aber nur elf — fragt den Bonifaz. Und das wär' gefehlt; Kathl, Vincenz, wir müssen abstatten, gutmachen, sonst thät' ich nicht ruhig sterben; — thut für mich beten!"

Nach längerem, liebevollem Zureden von Weib und Kind schlief der Mann endlich wieder ein.

Wenn's nun wirklich so wäre, wenn er den Werksherrn so bedeutend benachtheilt hätte — womit gutmachen? Im Hause war die Noth, auf dem Feld wuchs nur mageres Alpenkorn, im Walde — es war kein Wald. —

Am andern Tag ging der Lerchrinner zum Pfarrer, in's Gewerk zu Herrn Röller und wieder zum Pfarrer.

Später saß er oben auf dem Sturmkogel bei jener Fichte, mit der er in der Jugend Freundschaft geschlossen, und sann.

Der Kopf war ihm schwer. Was hatte doch der Pfarrer gesagt und was hatte der Werksherr gesagt? Er suchte es an einander zu fügen und zu reimen, daß es auch passe für ihn und für sein Gewissen.

Es hätte sich auch fügen lassen, denn Herr Röller hatte gelächelt.

Aber — den Himmel bedecken finstere Wolken und oben lebt ein gerechter Gott!

Der Pfarrer sagte, so lange er, der Lerchrinner, nicht gewußt habe, daß der Wagen zu wenig Maß und Faß halte, wäre er frei gewesen von Betrug und Unrecht; erst jetzt, da er es wisse und nicht gut mache, sei er ein Betrüger.

— In seinen alten Tagen ein Betrüger, ein Dieb! — er klagte es dem Baum.

„Und ich geb's doch zurück,“ schrie er, „ich mag kein Betrüger, kein Dieb sein, ich mag nicht — und ich geb's doch!“

Zurückgeben? Womit?

Er blickte hinab auf sein Eigenthum. Haus und Stall waren leer, die Kohlstatt auch, die Hohlleuthen kahl, der Anwachs kaum mannshoch.

Ein Meiler wenigstens müsse es sein — aber die Bäumchen, die dort unten am Wiesenraine stehen, seien zu wenig, und sonst —?

Früher Wald und Wald verschwendet und jetzt zu wenig für einen Meiler, um die Seele zu kaufen!!

Er wischte sich den Angstschweiß von der Stirne.

Ueber ihm rauschte der Baum.

Der hohe, mächtige Baum — Gruß und Himmelsstimme war ihm dieses Baumrauschen.

Hatte er's nun? War der Stamm nicht groß und dick, gäb' er nicht tausend Scheiter für den Meiler?

War zwar sein letzter, sein theurer Baum — aber die Menschenseele ist auch die einzige, die theure . . .

Der Baum sollte fallen.

Vincenz, der zwanzigjährige Bursche, hatte einen gesunden Verstand. Er sah es ein, wie krank sein Vater sei, viel kränker als die Mutter, die in letzter Zeit mitunter manch' Stündlein am Rocken saß. Er war geisteskrank, und der Sohn sah es ein, daß den Armen weder der Arzt, noch der Pfarrer, noch der Werksherr heilen könne von seinem Wahne, die Kohlen ersetzen zu müssen. — Es ist das Beste, er giebt's, dann hat er Ruhe und wird wieder gesund; so dachte Vincenz, und er hatte auch schon mit dem Gewerksherrn darüber gesprochen. Beide waren eins geworden, den alten Mann zu beruhigen;

hatte doch Röller gesagt, er nehme die Kohlen des letzten Meilers von dem Alten als Ersatz, zahle sie aber dem Jungen, dem Vincenz, heimlich zurück. Dieser möge also den letzten Baum nur getrost opfern, dem greisen Vater zur Ruhe, dem Lerchrinnerhof zum Segen. —

Ueber den Hohlzaungraben ist das secundirende Rauschen einer Holzsäge vernehmbar. —

„Setz ein!" sagte Vincenz nach kleiner Rast, und der Bonifaz that's, und tiefer und tiefer nagten die eisernen Zähne in's Mark des Stammes.

Dem alten Mann, der auf dem geschälten Blocke saß, war's, als gälte dieses Schneiden, dieses Verwunden und Tödten des scharfen Instrumentes ihm! —

Plötzlich zuckte er zusammen, er mußte sich an einen Strunk halten, um nicht zu Boden zu fallen; — die Zähne waren in die Mitte, in das Herz des Baumes gekommen.

Etwa fünfzig Züge noch — jetzt wurde die Säge herausgezogen.

Der Baum stand noch aufrecht und fest, und er fächelte, wie seine Kameraden über der Grenze. Gar stolz schaute er nieder auf die paar Menschen unten — seine kürzesten Aeste waren länger als diese Menschen! Er sah das Geschlecht erstehen und vergehen, und noch war er jung und kräftig und hatte Mark und Grund auf ein Jahrhundert!

Der stolze Baum hatte vergessen, daß es ein Menschlein war, welches ihn einst wahrte und schützte. —

„Keil ein!" commandirte der sachkundige Vincenz, indem er die Säge an einen Grenzpfeiler lehnte und um die Axt griff.

Ein eiserner Keil wurde mit starken Axtschlägen in die Spalte, in den Schnitt getrieben.

Bisher hatte der Baum gleichgiltig auf das Getriebe und Gerausche an seinem Fuß niedergeblickt, jetzt aber, bei diesem Schlagen und Keilen! — Was sie doch nur wollten? — er schüttelte sein Haupt.

Noch ein zweiter, dicker Keil aus hartem Holze wurde hineingeschlagen, den ersten nahm Bonifaz mit der Hand heraus.

Weithin klangen die Schläge und hallten wieder zurück; der Wald schien dem Baum gar Eigenes zu berichten!

Vincenz hackte an der entgegengesetzten Seite des Keiles eine klaffende Scharte mit fester, sicherer Hand, daß die Holzspäne weitaus flogen.

Die Faserwand zwischen Scharte und Keil schnalzte. Vincenz stellte sich auf eine andere Seite und führte noch einen Schlag und einen zweiten auf den Keil. Der Wipfel war bedeutend nach links gewichen. Mit jedem Schlage nickte er etwas weiter auswärts — abwärts, wie Einer zusammenknickt, den der Schlag trifft. Jetzt kam er in Lauf und Gang, unten schnalzte es und schwer, mit Sturmesrauschen, einen mächtigen Bogen beschreibend, fiel die riesige Last zur Erde.

Ein betäubendes Krachen und Dröhnen — der Boden erbebte.

Auch jenseits der Grenze und des Hohlzaungrabens fiel ein Baum und ein zweiter und ein dritter und weithin in den fernen Wäldern fielen Bäume und Bäume. — Es war ein Krachen in Nah' und Ferne, als entwurzle der Sturm tausend Stämme, und das war der Grabgesang des Waldes um den todten Baum!

So stirbt der Baum.

„Mich ziemt, 's wird dämmer:g; ich mein', wir lassen es für heut' gut sein," sagte Vincenz zum Köhler.

„Ist recht," entgegnete dieser.

Beide wischten sich den Schweiß ab und nahmen Säge und Axt.

„Geht der Vater mit!" sagte der junge Holzhauer, dem Angesprochenen die Hand entgegenhaltend.

Wie aus einem Traume geschreckt, fuhr dieser auf; dann schleppte er sich zu dem Stock des gefällten Baumes und zog wie zu einer Feier den breiten Lodenhut vom Haupte.

Er stützte sich schwer auf seinen Stock und winkte seinem Sohne: „Vincenz, geh' her da, muß Dir was sagen. Wenn ich gestorben bin, so schneid' mir in's Holz da, wo der Baum gestanden ist, ein Kreuz — sonst verlang' ich kein Denkmal, nur das — und wenn Du nachher oft vorbeigehst, so bleib' da stehen einen Augenblick und denk' an Deinen Vater. Und das, Vincenz, das merke Dir: sei genau auf Maß und Gewicht und gieb einem Jeden, was ihm gehört. Laß Dir das schreiben auf eine Tafel und stell' sie da auf, an der Grenz' ist schon der rechte Platz. Mich hätt' auch wer mahnen dürfen! — Und jetzt geh' heim, Vincenz, und nimm den Bonifaz mit zum Nachtmahl — ich komm' nach."

Langsam schritten die beiden Holzhauer quer den Weg hinab. Der alte Lerchrinner brach sich noch ein Zweiglein von dem gefällten Baume und hinkte langsamer nach.

Der heimatlose Ammer zwitscherte und flog über das greise Haupt dahin.

Schnadahüpfeln und Schnackerlstoßen.

Durch den steinigen Hohlweg vom Lerchrinnerhof gegen die Kohlstatt hüpfte ein Mädchen. Drall, flink, schwarzäugig, blondlockig war es und das frische, lustige Hüpfen über

Stock und Stein hatte es dem Reh abgelernt. Es war schon erwachsen — eine frische volle Knospe, die morgen zum Röslein wird.

Den Anzug trug es nach heimischem Brauch und Schnitt. Röckchen und Schürze kurz und von blaugefärbtem Rupfen (grober Flachsstoff); das Hemd, dessen Aermel kaum zum Grübchen am Ellbogen reichten und welches am Halse mit einem Schnürchen zusammengebunden war, hatte es aus Reisten (feiner Flachsstoff). Ueber dasselbe hatte das Mädchen ein rothes Halstuch um, welches vorne in Herzform bis zur Schürze ging. Füße und Haupt waren bloß; den weißen, breitkrämpigen Strohhut trug es in der Hand, weil er sich im Laufen auf dem Kopfe nicht gut halten wollte.

Jetzt hielt das Mädchen an, stieg auf einen Stein, und indem es die rechte Hand in die Seite stemmte und den Zeigefinger der Linken an den Mund hielt, horchte es beobachtend hinüber gegen das Gebrände und gegen den Anwachs hinaus.

„Heizerl, Heizerl!" rief es — eine Silberglockenstimme, die der Wald getreulich wiedergab. — „Heizerl, Heizerl!"

Aus dem Dickicht hörte man ein paar Blechschellen, welche näher kamen; bald hüpften eine alte Gais und zwei Kitzeln (junge Ziegen) aus dem Anwachs hervor und der Ruferin zu.

„Na, seid ihr da? Geh', Tupferl, komm ein bissel zu mir, ja, magst dein Salerl nimmer?" redete das Mädchen mit einem Jungen, welches zurückgeblieben war, um noch einige Blätter Brombeerlaub zu gewinnen.

Alle Drei sprangen nun seitlings ihrer Herrin oder Hüterin durch den Hohlweg der Kohlstatt zu.

Dort war's recht einsam und stille. Kein Meiler dampfte, keine Gluth knisterte unter der Lösche. Melancholisch plätscherte ein Brünnlein in ein geschwärztes Kübel, unbenützt floß es über und ab.

Die Hütte, von unbearbeitetem Waldholze gezimmert und mit Baumrinde gedeckt, war verschlossen. An den kleinen Fenstern standen Blumentöpfe, die stachen sonderlich ab von all' dem Rohen und Schwarzen. Hinter dem „Kohlbarren" war von Fichtenrinden ein Hüttchen sorgsam gebaut und zusammengefügt. Das war der Stall für das „Heizerl" und für die „Kitzeln".

Bald waren diese unter Dach und Fach. Die Sali — so hieß das Mädchen — ging nun zur Wohnhütte, legte dort an der äußeren Bank einige Pilzlinge hin, die sie im Vortuch mitgebracht hatte, nahm den hinter einer Dachrinde versteckten Schlüssel hervor und öffnete die kleine Thür.

Nicht lange, so stieg ein blauer Rauch über der Köhlerhütte auf.

Sali war die Tochter des Köhlers Bonifaz. Sie war im „Kohlen" dem Vater zu Hilfe, weidete und pflegte die Ziegen für Milch und Zucht, und jetzt — da kein Kohlen war, ging sie in den Lerchrinnerhof — zum „Bauer", wie sie sagte, und sorgte dort in Haus und Stall und pflegte die alten Leute.

Sali nahm nun — da es auf dem Herde lustig brannte — ein rein gescheuertes Holzgeschirr und begab sich damit in den Stall zum Melken.

Die Kitzeln hatte sie schon lange abgespennt (der Muttermilch entwöhnt); brauchte sie doch die Milch für den Vater!

— „Und zwoa Blattln, zwoa Bleamln,
Und a Rebn um an Stom;
Und was oanonda b'stimmt is,
Däs findt sih ah z'somm!"

hörte man im Stalle singen und dazwischen rauschte die Milch in den Zuber.

„Steh umi, Heizerl, du trittst mir ja die Milch aus, wart' du Wichtling, du! Da steh her, so!" —

„Setz' mih nieder auf's grean Gros,
Follt mar a Röserl auf mei Schooß,
Ih woaß nit, bin ih alloan, alloan, —
Oda hon ih an Schotz!"

So sprach und sang das Mädchen durcheinander. Mittlerweile war es finster geworden.

Weil die Ziege, die heute auf guter Weide war, noch immer Milch gab, so richtete sich Sali den Melkstuhl neuerdings zurecht und sang wieder, und zwar recht lustig:

„A Bua, der schön glonzt,
Und a Bua, der guat tonzt,
Und a Bua, der guat holsn konn,
Der wird mei Monn!"

Diesem folgte rasch ein anderes „Schnadahüpfel", aber von draußen herein:

„Da Vogl, der ka Nest hot,
Fliagt woldaus und woldein,
Und se Dirndl, däs ih moan
E'hört doh amol mein!"

Still war's; — Sali stutzte . . . von draußen kam's — vor der Hütte wurde es gesungen. Sali hätte bald auf das Anziehen bei den Strichen (Zitzen) vergessen.

„Der Vincenz!“ lachte sie dann auf, „o Du Feiner, ich kenn' Dich — geh' zeig' Dich — hab Dich ja schon gesehen!“

Der Genannte kam in den Stall, lachte und bot ihr die Hand: „Grüß Dich Gott, Sali!“

„Grüß Dich Gott auch, und ich dank Dir schön, Vincenz, — Du kommst heut' noch?“

„Hast was dagegen, Salerl?“

„Nein, nicht z'wegen dem. — Wo ist denn hernach mein Vater?“

„Der kommt heute nicht. Wie wir vom Holz heimgegangen sind, wartet schon der Mitteralplerbot auf ihn: Beim Steinberger hat sich ein Ochs das Hörndl weggestoßen, und da hat Dein Vater mit müssen; — morgen zur Jausenzeit wird er wohl kommen; — er läßt Dich grüßen und Dir sagen, Du sollst mich halt heut' für ihn dabehalten.“

„Geh weiter, das hat mein Vater nicht gesagt!“ schmollte das Mädchen.

„Geh Dir aber heut' nicht mehr fort, just nicht, und ich bleib' bei Dir — Du schau, da ist ein Raupwurm!“ — Er griff ihr an den Nacken.

„Gehst nicht!“ rief sie und schlug ihn auf die Finger, „laß den Raupwurm nur laufen, der wird mich nicht fressen — Du bist ein Unend (Schelm)!“

Sali that recht böse. Jetzt ging sie in die Hütte, sickerte die Milch durch ein Siebchen, schürte das Feuer und sah sich nicht mehr nach dem Burschen um.

Dieser war ihr fast zagend gefolgt: „Salerl, ich bitt' Dich, sei nicht harb. Aber morgen beim Holzschneiden wirst schon wieder gut werden.“

„Was, beim Holzschneiden?“

„Ja, Salerl. Mein Vater läßt Dich bitten, daß Du mir morgen im Holz ein bissel hilfst, weil Dein Vater auf die Mitteralm hat müssen wegen dem kranken Ochsen."

„O Gott nein, Dir helf ich nicht im Holz; Deinem Vater thät' ich schon helfen, aber Dir nicht, weil Du alleweil galsterst (schäkerst) und keinen Fried giebst!"

„Wenn ich Dich aber schön bitt', Salerl!"

„Und wenn ich nicht mag, Vincenz!" —

Der Bursche blieb vor der Hütte stehen.

Sali schaffte am Herd, kochte sich die Abendsuppe, aß sie, scheuerte das Geschirr, besprengte Herd, Tisch und Bett mit Weihwasser gegen Unglück hier und dort, und schickte sich an, schlafen zu gehen.

Der Bursche stand noch immer vor der Hütte.

Er hatte es verdorben. Sali war sonst sehr, sehr lieb, doch sie konnte gar böse werden. Er aber — was hatte er doch Unrechtes gesagt? Uneben war er nicht — man hatte ihn allerorts gern, und der Pfarrer sagt es noch heute: Der Vincenz war mein bravster Ministrant! — Und sonst hübsch — sauber — kein Tollpatsch — und da geht sie her und sagt: „Ich mag nicht!"

Weibervolk übereinander! dachte sich Vincenz und wollte endlich fortgehen, denn die Hüttenthür war schon längst zu. Aber er konnte es nicht lassen. — „Gute Nacht, Sali!" rief er noch laut.

„Gute Nacht, Vincenz!" entgegnete es von innen; — dann ging er langsam den Hohlweg hinan.

Es hörte sich das Rauschen des Waldbaches. Im Gestrüppe sangen Grillen und vom Gebrände herüber scholl es wie ein Uhu-Rufen.

Ueber dem Gehöfte, dem Vaterhause, stand ein Stern. —

Als Vincenz endlich in seiner Kammer war und sich in das Bett legte, mußte er stugatzen (schluckſen), es stoßt das Schnackerl, sagt man auch. Zweimal kam's ihm — dreimal — wer mochte wohl an ihn denken — so spät noch? — Gar viermal stoßt es. Denkt die Sali etwa? —

Jetzt war's gut und ruhig. —

Mit dem Stugatzen oder Schnackerlstoßen ist es so: Wenn's stoßt, so ist's ein Zeichen, daß Jemand an den Betreffenden denkt, und wenn es dieser erräth, wer das wohl ist, so hört das Stoßen auf.

Auch Sali hatte Schnackerlstoßen in später Abendstunde.

Sie ist gekommen.

Vincenz wollte es dem Vater nicht sagen, daß ihm Sali im Holze nicht hilft, oder sollte er sagen, sie sei krank, oder er habe sie nicht gefunden, oder sie hätte andere nothwendige Dinge zu thun? Ei, wozu eine Lüge — des Weibervolks wegen! Er wollte sich allein behelfen, oder einen herrschaftlichen Holzhauer drüben ansprechen, daß er den Baum zu Dreilingen abschneiden hülfe.

Den andern Tag mit dem Frühesten ging Vincenz auf den Sturmkogel.

Es war ein frischer, heiterer Morgen und Welt und Geschöpf wie neu geboren. Selbst dem kranken Ehepaare war wohler als sonst. Der alte Lerchrinner hatte gemeint, wenn der letzte Baum einmal um sei, werde es auch mit ihm gar werden. Das schien doch nicht so zu sein.

Lustig wispelnd (pfeifend) schritt Vincenz über das thauige Geschläge gegen die Höhe.

Vom Hohlzaungraben herüber hörte er singen. Er stand still, zog seinen grünen Hut ab und horchte.

„Frila von da Morgenröth,
Spot, bis d'Sunn obi geht
Und die gonz Nocht dahin
Liegst Du mir im Sinn!"

— „Hallo, das ist die Sali!" jubelte Vincenz in sich hinein. „Die Sali, und sie wartet schon auf mich. Aber nur nichts schuldig bleiben, wart!"

Schnell darauf sang er:

„Hör ih mei Schotzerl,
Wia's vom Bergl schön singt,
Hui, wia mei Herzl
Ueban Zaun eini springt!"

Die drüben schwieg nicht, im Gegentheil, sie wußte, daß er es hörte, also frisch! Erst noch ein's drauf, ein zärtliches, und dann — daß er nicht etwa glaube, sie wolle ihm das von gestern heute abbitten — ein anderes, ein stechendes — sie wußte schon ein's.

Sie sang:

„Goldkopfad, schworzaugad,
A Röserl auf'n Wangen,
Du herztausiga Schotz,
Dih muaß ih dalangen!"

Jetzt war's gewiß, sie meinte ihn, den Vincenz — er war ja blondköpfig und schwarzäugig. Und jetzt galt es von seiner Seite, ihr zu zeigen, daß er es sei.

Aber vom Hohlzaungraben klang es wieder:

„Bua, bold'st mih nit mogst,
So schick ma fein Post,
Ih zohl schon in Botnlohn,
Daß's da nix kost!"

Was war das wieder? — Hatte er nicht recht gehört oder war's doch nicht die Sali?

„Dummheiten! — Weibervolk!" brummte der Bursche, faßte Säge und Axt fester auf die Achsel und schritt weiter. —

Wenn man der Sängerin im Hohlzaungraben in's Herz hätt' sehen können! Ein wenig Stolz, ein wenig Trotz und — ein wenig gern hatte sie ihn doch! —

Als Vincenz zum Baum am Sturmkogel kam, war Niemand dort. Alles schöne Denken und Hoffen war zu Wasser geworden — zu Eis — Vincenz war gefroren. Er war allein — verlassen — Niemand sieht sich nach ihm um; die Welt ist ohne ihn auch noch ganz. — — „Je, meinetwegen!"

Der Bursche zog einen Stein aus der Tasche und schärfte die Axt.

Unten im Geschläge rauschte das Reisig. Vincenz wendete sich! „Die Salerl? Ei, bist da, grüß Dich, grüß Dich!"

„Ja, meinst denn, ich bleib da!" neckte das Mädchen, indem es sich durch das Gesträuche herauf wand, „geh' Dir gleich wieder fort, mach Dein' Sach nur allein!"

„Salerl!" bat der Bursche.

„Hast schon eine Suppe gehabt, Vincenz?"

„Hab' heut' keine mögen."

„Hab' mir's wohl denkt, und ich hab' da einen Käs mitbracht; Vormittag, wenn wir müd' und hungerig sind, nachher essen wir ihn zusammen."

„Bist aber ein lieb's Dirndl," sagte der Bursche und streichelte ihr Kinn, wo ein Grübchen war, „magst mir nicht noch eins singen?"

„Nichts da! Wo hast denn die Hack'? Wenn wir nicht anfangen, so werden wir nicht fertig — mach' Vincenz — husi, husi (hurtig)!" —

Bald schnalzten und krachten die Aeste und Reiser an der gefällten Fichte. Beide hackten, und was recht hart und knöcherig war, wurde mit der umgekehrten Axt weggeschlagen. Man mag es wohl sagen: Die Sali war ein „gelernter" Holzhauer! Wie sie Axt und Säge und Keil so regelrecht zu fassen und zu handhaben wußte! Wie sie nur die Hacke schwang, daß die Luft sauste! Die Stelle, wo sie das erstemal einhaute, traf sie auch das zweitemal, und immer wieder, bis der Ast wegflog. Und so glatt sah ihre Baumseite aus, schier, als ob sie der Tischler gehobelt. Das konnte gar der Vincenz nicht so gut machen. Er lugte ihr oft verstohlen in Hand und Arbeit und dachte: Das wäre so ein Weibchen für mich — thät' einen Knecht ersparen! — Er hatte Sali während der Arbeit ein paarmal angesprochen und über das und das Bemerkungen gemacht; sie gab ihm nicht Antwort, verlor kein einzig Wort und hackte und hackte. Selbst, als sie zum Nest des Ammer kam, that sie keine Bemerkung, sie sah es nur einen Augenblick an, und da sie sah, daß es leer war, arbeitete sie ruhig und rüstig weiter. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, dem Vincenz zu zeigen, wie man's angreifen und machen müsse, und daß sie das auch könne, was er — und besser noch.

Vincenz setzte aus. Noch der Wipfel war abzuästen, Sali that's — es krachte, die Späne flogen — — sie holte aus, stützte sich auf die Axt — fertig! Der Baum war geastet.

Das hätte ihr Einer nachmachen sollen!

Ihr hatte es der Vater gelernt, jetzt konnte sie es besser als er

„Magst nicht rasten, Sali?" sagte Vincenz und setzte sich selbst auf einen Haufen Reisig.

„Bist matt und möchtest 'leicht schon einen Käs?" bemerkte das Mädchen und holte seitwärts aus einem Gesträuche

ein Strohkörbchen hervor, dann setzte es sich auf einen dicken Ast und öffnete das Körbchen.

„Setz' Dich lieber ein wenig zu mir da auf's weiche Graß (Reisig)," lud sie der Bursche ein.

„Ich mag nicht," sagte Sali — „aber was ist denn das für eine Beer unter Deinem Fuß; sind gar die Preißelbeeren schon zeitig?"

Sie that, als müsse sie die Beere besehen — ein Vorwand war's — sie setzte sich an Vincenz's Seite auf das Reisig.

Beide aßen Käse und scherzten.

„Und den hast Du gemacht?" fragte der junge Lerchrinner.

„Ja, und für Dich noch dazu — schmeckt er Dir?"

Der Bursche blieb die Antwort schuldig. Er hatte an seinem Schnurrbärtchen etwas zu ordnen. Es war, als ob nun etwas kommen müsse. Plötzlich hub er an:

„Sali, Du machst mich alleweil nur traurig; immer einmal ziemt mich, für mich wär '8 Best', wenn ich so liegen thät wie der Baum da — maustodt. Du bist oft so bös' zu mir, die heutig' Nacht hab' ich nicht viel geschlafen. Ich wär' alt genug; mein Vater hat in meinen Jahren schon geheiratet. Fünfzig Jahr' hat er gehaust und gewirthschaftet — jetzt mag er nimmer. Er hat mir Haus und Grund gegeben und hat gesagt: Thu, was Du willst, nur den letzten Meiler laß mir. Das ist von wegen der Geschichte mit dem Köller. Mit dem Wald ist's ohnehin nichts mehr; vielleicht in späten Jahren wieder; ich fang eine andere Seite an, ich versuch' die Viehzucht. 's kommt halt auf den Segen Gottes an und — meine Mutter — — ja, meine Mutter hat gesagt, ich soll heiraten."

Wie ein schweres Seufzen war das letzte Wort, und jetzt war's gar, als habe der Bursche den Faden verloren. Er knüpfte an den Schuhriemen, und diese waren gar nicht lose, und den Faden, den er brauchte, konnte er nicht finden.

Sali hatte im Reisig ihr Käsemesser verloren und suchte und suchte und konnte es auch nicht finden.

Beide waren roth bis hinter die Ohren.

War's wegen des Suchens und Knüpfens — wegen des Auflösens?

Eine Ameise, welche ein Eichen trug, lief über Vincenz's Fuß. Ein Ammer flog in die Nähe des Mädchens, nahm vom Reisig ein Zweiglein und flog wieder davon. Es war derselbe Ammer, der auf der Fichte sein Nest gehabt hatte.

„Salerl, und jetzt werd' ich Dir was sagen," bemerkte Vincenz leise.

Das Mädchen suchte im Reisig.

„Schau, Salerl, ich hab Dich so — so gern; Du bist mir gar Alles, und wenn Du nicht bist, brauch' ich kein Haus und keinen Grund, dann werd' ich Soldat und komm' nicht mehr heim. Du weißt, wie ich bin, und Du kennst mich, und ich kenn' Dich auch. Jetzt sag' mir's und ich bitte Dich, sag' mir's von wegen dem, ob Du mich magst oder nicht —?"

Das Mädchen suchte und suchte nach dem Messer.

„Zuletzt sitzest gar Du d'rauf!"

Er erhob sich; Beide suchten.

Beide waren sich nahe — sehr nahe; ihre Blicke begegneten sich einen Augenblick — dann ihre Lippen . . .

Im Gesträuche rauschte es.

Die Beiden fuhren auf, das „Heizerl" und die „Kitzeln" hüpften heran.

— Und das Käsemesser? —

In's Herz und in's Mark.

Zenzl maß mit der Hackenheb (Axtstiel) den Baumstamm und machte nach jeder dritten Heblänge ein Zeichen in die Rinde. Bei jedem Mark mußte abgeschnitten werden, und das waren die Dreilinge.

Sali nahm die Säge und stellte sich damit an's erste Mark.

„Bist rechtisch?" fragte sie.

Vincenz bejahte es.

„So stell' ich mich auf die Linke!"

„Schad' um so einen Baum, daß man ihn verbrennt," meinte der Bursche, „das gäb' schöne Läden für Bett und Heidl (Wiege)."

„Schneid'!" rief das Mädchen.

Sie setzten an, die Säge rauschte durch das Holz.

Der Stamm war dick — sie waren noch nicht in die Mitte gekommen, als sie aussetzten.

„Aber nein, jetzt ist der schon wieder müd'," neckte Sali — dabei schnaufte sie auch selbst.

„Dirndl, ich weiß was!"

„Nun, so red'!"

„Ein Busserl gieb mir noch, dann bin ich stärker."

„Ja, Narren hat's geregnet! Zieh aus!"

„Wenn ich Dich aber bitt', Sali!"

„Wenn ich aber nicht mag, Zenzl! — Doch halt, ich weiß was und das thun wir. Wir schneiden jetzt ohne zu rasten, bis wir durch sind. Jetzt merk' aber auf!" — sie hob den Zeigefinger wichtig in die Höhe — „wenn beim letzten Zug die Säg' an Deiner Seite niederfällt, so kriegst ein Busserl, und fällt sie an meiner, so —"

„Kriegst Du ein's," fiel ihr Vincenz lustig in die Rede. Er war vor Freuden ganz witzig geworden, doch das Mädchen verbesserte: „Nein, so kriegst kein's, und jetzt gilt's."

„Ist recht, es gilt!"

Wieder rauschte die Säge. An beiden Seiten flogen die weißen Späne in das Moos und auf die Schuhe.

Nur mehr ein Drittel. Beiden rann der Schweiß von der Stirne. Vincenz schnitt und berechnete die Züge und sann auf Vortheile. Sali schnitt und lächelte heimlich, sie wußte, daß es hier keine Vortheile geben könne.

Die Säge rauschte. Kaum ein Zoll war das zu Durchschneidende mehr dick. Vincenz schob und zog und zog mit doppelter Anstrengung — schier mit Herzpochen. Jetzt nur noch einige Züge, nur wenige — jetzt — nein, aber jetzt — war's ab.

Vincenz hatte den letzten Zug, an seiner Seite fiel die Säge nieder.

„Gewonnen!" jauchzte er und ging daran, seinen Preis zu holen.

„Jetzt kriegst erst recht kein's!" kicherte das Mädchen — „gieb Ruh, Du Unend Du!"

— Ihr war's aber doch recht.

„Pst!" lispelte Sali plötzlich, „schau, schau dorthin, Vincenz!"

Der alte Lerchrinner saß auf dem Baumstock.

Beide thaten, als ob sie ihn nicht bemerkt hätten und machten sich mit den Geästen zu schaffen und gingen wieder zum Stamm und schnitten.

Der alte Mann stand auf und hinkte heran — „Vincenz!" rief er kläglich: „Vincenz, aus ist's!"

„Ah, der Vater ist da! Was giebt's, was fehlt, Vater?"

„Hört auf, hört auf zu schneiden, Ihr schneidet mir Hände und Füße ab!“

Diese Worte stieß er in höchster Aufregung, wie im Uebermaße des Schmerzes aus. Seine Mundwinkel zuckten, seine Glieder bebten.

Sali lehnte die Säge an den Baum, trat hin zum alten Manne und legte ihm, wie abkühlend, die flache Hand an die heiße Stirne:

„Ihr seid heut' wieder recht krank, Vater, setzt Euch ein wenig auf's Graß!“

Sie führte ihn hin und war ihm behilflich, daß er sich sanft niederlassen konnte.

Auch Vincenz war still und traurig geworden.

Der Kranke wurde ruhig und schien einzuschlummern. Die beiden jungen Leute gingen wieder an die Arbeit.

Plötzlich sprang der alte Mann empor und kreischte: „Jesus Maria, mein Fuß! Die Säge, die Säge weg! O, nicht so tief in's Mark! Kinder, beim Blut Christi seid gebeten, habt Erbarmen, laßt mir meinen Fuß — bis ich sterbe!“

Vincenz und Sali waren wieder herbeigeeilt: „Seid doch ruhig, Vater, wir thun ja Euch nichts zu Leide und Ihr werdet wieder gesund.“

Vincenz sprach's mit feuchten Augen.

Sali barg ihr Gesicht in's Vortuch und weinte.

„Ich wieder gesund?“ hauchte der Greis, dann lächelte er. Dieses Lächeln war noch viel trauriger als das Weinen.

„Gefallen und abgeschnitten ist der Baum,“ sagte er, „ja — wenn er wieder steht und lebt und frisch und jung ist, dann mag's sein, dann werd' ich wohl gar wieder gesund. Aber da, da liegt er, und Ihr schneidet ihn auseinander und mich — Euern alten Vater auch!“

Der Mann faltete die Hände und betete. Der blaue Himmel spiegelte sich in seinem Auge.

Es war ein reicher, sonniger Sommertag; — so viel Mark und Gesundheit keimte und sproßte — wäre denn kein Heil für den armen, armen Mann?

Es wäscht sich die Katz'.

Seit den Geschichten auf der Höhe waren einige Wochen vergangen.

Einzelne Blätter an Linden und Eschen und am Himbeerlaub färbten sich gelblich und die jungen Schwalben, welche in der Scheune des Lerchrinnerhofes ihr Nest hatten, flogen mit den Alten umher und zwitscherten auf dem Kornfelde und im Krautgarten.

Vincenz und Bonifaz und Sali hatten das Ihre wohl gethan — der Baum von der Höhe und die Bäumchen am Rain lagen geschält, glatt und weiß in der Kohlstatt.

Der von Wäldern, Alpenhöhen und Felsen eingerahmte Morgenhimmel lachte mit tiefblauem Auge nieder in das Thal, in die Schlucht.

Es war zur Morgenstunde; schon lag die Sonne auf der Spitze der Mitteralpe.

In der Kohlstatt herrschte reges Leben.

Es kollerte und hallte das Holz — es rollte, es pochte. Dazwischen klang manches Liedchen, natürlich und sinnig und heiter und schuldlos — oft wohl auch tief ernst, betrübt, klagend — Herzenslieder, wie sie nur im Gebirge, im Reiche der ewigen Natur bedeutsam ertönen.

Vincenz und Bonifaz spalteten Holzblöcke und machten Scheiter für den Meiler.

Sali war eben mit der Frühsuppe vom Bauer gekommen, wo sie nun fast die ganze Zeit bei den Kranken zubringen mußte, denn das alte Paar hatte das frische, fleißige, umsichtige, allseitig sorgende Mädchen sehr lieb.

Vincenz stützte sich einen Augenblick an die Hackhebe: „Bist da, Sali. — wie geht's dem Vater?"

„Jetzt schläft er wohl, aber in der Nacht, mein, da ist er gar sehr drobweis (im Delirium) gewesen!"

„Ist wohl recht zuwider, und der Mutter?"

„Ho, die ist schon auf! Heut' hat sie gar die Kühe gemolken und spinnen thut sie rechtschaffen; ei ja, die Mutter, die gefällt mir recht gut, ich mein', die wird doch noch einmal!"

Nach diesem Berichte trat Sali in die Kohlstube, setzte den Hafen mit dem Frühstück auf den Herd, band das Tuch, in welches es gewickelt war, auf, deckte ab und schüttete die Suppe in eine Schüssel. Hernach bedeckte sie den rein gehaltenen, kleinen Tisch, der aus zwei zusammengefügten Brettchen bestand, holte aus einem rußigen Schrank zwei Löffel hervor und schnitt Schwarzbrot auf.

Als sie mit all' dem fertig war, rief sie zur Thüre hinaus: „Jetzt kommt's zum Suppenessen!"

Und die beiden Holzhauer saßen um die dampfende Schüssel, beteten laut das Tischgebet und aßen.

Sali aß nicht mit, sie hatte oben mit den „Vaterleuten" schon gefrühstückt. Sie beschäftigte sich jetzt mit den Ziegen, ließ den Hahn und die zwei Hühner in's Freie und fütterte die Katze.

Das war ihr ganzer, voller Viehstand.

Auf einmal rief das Mädchen vom Stall herüber: „Mannleut', heut' kommt noch wer, es wäscht sich die Katz'!"

„Wer mag's etwa sein!“ bemerkte Bonifaz, indem er, den Löffel auf den Tisch stemmte, „wohl gar ein Bote für ein krankes Vieh; aber heut' könnt' ich nichts geben und wenn mir Einer die Haut über die Ohrwaschel ziehen thät', nu, weil ich nichts hab'! Alleweil kann man nicht für Andere denken und schaffen. Unsereinem hat auch der Herrgott das weiß' Brot nicht auf der Haselnußstauden wachsen lassen.“

Die Mehlsuppe mit dem Haferbrot war genossen.

„Gott vergelt's!“ sagten die beiden Männer in frommer Weise und wischten am Tischtuch ihre Löffel ab.

Dann gingen sie wieder an die Arbeit. Die Stämme lagen in tausend Stücke gespalten, immer näher rückten sie dem Letzten, dem Verkohlen.

Dem Letzten? So ein Baum nützt nicht blos, so lange er steht und lebt und Schatten, Dach und Streu giebt — zum besten erst dann, wenn er nicht mehr ist. In der Esse loht die Kohle noch mächtig auf, schmilzt und reinigt und verbindet und lebt dann fort in des Eisens Kraft und nützt.

Da steht der Baum wohl sehr über manchem Menschen! —

Vom Herrschaftswalde herüber hörte man Hundegebell und Schüsse.

Die Arbeiter bemerkten es kaum, endlich aber sagte Vincenz: „Schaut's, der Herr Röller hat heut' ein Jagen, 's wird doch der Bär nimmer da sein, den sie in letzter Woche gesehen haben?“

„Kann leicht sein,“ gab der Köhler zu, „so ein Rabenvieh geht nicht weg, bis es nicht ein paar Ochsen im Rachen hat; Fangeisen sollen sie in die Ameishaufen stecken, a halt ja, so einem verwunschenen Weber thät' ich wohl gescheit genug werden!“

Ohne sich weiter um den Lärm im Walde zu kümmern, wurde wacker darauf los gearbeitet — Splitter und Spalten flogen nach allen Seiten.

Sali war zum Bauer hinauf gegangen, verrichtete dort das Haus- und Stallgeschäft, that mit den kranken Leuten herum und kam erst zu später Mittagszeit mit dem „Essen" wieder in die Kohlstatt.

„Meine Leut', ich muß Weihholz auf's Feuer legen," sagte sie, kaum angekommen, „ich mein', 's wird ein Wetter kommen, über der Mitteralm schaut's gar so wild her und wettersieden thut's auch schon!"

Sie holte unter dem Gedecke Palmholz (getrocknete Weidenzweige) hervor; diese brach sie in Stümpfchen zusammen und legte sie kreuzweise auf angefachte, glühende Kohlen.

Ueber der Alpe hörte man wirklich ein dumpfes Murren.

Die Männer gingen zum Mittagessen.

Das Mahl, woraus es bestand? — Halt Gottessegen und ein gesunder Magen gehören dazu: eine Schüssel mit Salat in saurer Milch und ein dickes braunes Mus aus Wasser und Roggenmehl. — Halt ja, Gottessegen und ein gesunder Magen! —

Ersteren bringt die Zeit und der Glaube, letzteren das Holzspalten; — die beiden Männer aßen und waren heiter.

Das dunkle Gewölke stieg immer weiter herauf, das Rollen des Donners wurde hörbarer. Ein grauer Schleier legte sich über das Himmelsauge, der Sonnenschein hatte sich verzogen.

Die Gegend wurde still, man hörte keinen Vogelsang.

Sali hatte ein geschwärztes Crucifix von der Wand genommen und war damit hinausgegangen in's Grüne, dort machte sie Kreuze gegen das herannahende Gewitter und betete.

Von der Richtung des Gewitters flog ein Geier über die Kohlstatt und den Anwachs dahin.

Sali sprang in die Hütte: „Mannleut', betet doch nur gleich die Litanei, 's wird grob kommen!"

Auf dieses Wort knieten die Männer nieder, und Vincenz sprach auswendig die Litanei von den Heiligen.

Draußen fielen einzelne, schwere Tropfen, so daß die Lösch emporspritzte.

Ueber die Alpe zuckte ein blendend weißer Funken hin — ein starker Donnerschlag erfolgte.

„O mein Gott in Deinem Reich, der Vater und die Mutter werden sich aber fürchten, wenn ich doch oben wär' im Haus!" jammerte Sali.

Jetzt kam ein heftiger Guß.

Niedersausende Tropfen zertheilten sich in viele und spritzten hoch auf, bald bildeten sich auf dem schwarzen Boden kleine Bächlein, und diese vereinigten sich wieder zu Bächlein und Bächen.

Durch das Donnern und Wasserrauschen wurden von außen Menschenstimmen vernehmbar. In demselben Augenblicke stürzten mehrere Männer durchnäßt und erhitzt, mit Jagdtasche und Gewehr in die Hütte.

„Jesses, die Jäger!" hauchte das erschrockene Mädchen und schlug sich schnell das Halstuch um, welches es in Tages- und Arbeitshitze nicht benützt hatte.

„Guten Tag, Leutl! — müßt schon erlauben, es hat uns der Regen überrascht!"

So rief Einer im Hereineilen. Der Gewerksherr Röller war's, ihm folgten seine Begleiter, der Pfarrer, der Schulmeister, der Dorfarzt, der Förster und ein fremder Herr.

Jetzt war die Köhlerhütte schier zu enge.

Während Sali eilig das Geschirr und das Eßzeug vom Tischchen räumte, standen die Holzhauer auf, thaten ehrerbietig und erfreut über die unverhoffte Einkehr solcher Gäste.

„Ihr kommt so oft in's Dorf," meinte der Pfarrer, seinen Doppellauf in eine Ecke lehnend, „und immer findet Ihr bei uns Dach und Fach, nun müßt Ihr da im Thale uns auch einmal beherbergen. Ist aber ein beschwerlicher Weg da herein!"

„'s geht an, Hochwürden, wenn man gesund ist," entgegnete Vincenz und haschte nach des Pfarrers Hand, daß er sie küsse.

„Wer hätte das Wetter heute am Morgen geahnt — man sollte glauben" — schnaufte der Schulmeister, trocknete mit dem Schnupftuch sein Gesicht und griff gelegentlich um die Dose: „Aufzuwarten, Herr von Röller?"

Der Angesprochene hatte sich bereits nach dem übrigen Theil der Hütte umgesehen und hatte schon dem schämigen Mädchen die Hand zum Gruß geboten.

„Ei, da seh' man einmal, wie sich der Herr von Röller gleich an das zarte Geschlecht macht! Man sollte glauben!" sagte der Schulmeister und lachte sehr über seine Bemerkung.

Bonifaz starrte in den Regen hinaus und sagte: „Hab' mir's wohl denkt, 's hat gestern spät Abends der Hahn kräht, und da kommt immer grob Wetter — nein, weil's nur nicht schauert, Gott sei Lob und Dank, 's ist der Hafer noch auf dem Feld, und wenn's uns den herausschlagen thät, da könnten wir unsere Mägen gleich einsalzen lassen. Ja, Ihr thut lachen, ich bin halt ein Gradhinaus und ich red', wie ich's versteh'. — Schau, jetzt wird's schon schön und dann geh'n wir wieder Holz klieben, Vincenz."

Röller erkundigte sich um das Befinden von Vincenz's Eltern. Der Bursche schüttelte traurig den Kopf.

„Die Frau Mutter wird werden,“ sagte der Dorfarzt, der Beide behandelte, „aber der alte Mann! — Der hat's im Kopf. Die Kohlengeschichte und der Baum! Ich hatte gemeint, wenn er den Baum umhaut, um seinen Wahn zu beruhigen, so wird's etwa gut, und jetzt ist's der umgehauene Stamm. Es ist merkwürdig, der Mann ist wie mit dem Holze verwachsen. Er hält sich für den Baumtod.“

„Als ob der Wald dem Manne feindlich wäre,“ bemerkte der Pfarrer, „zuerst die Kinder und jetzt — aber vielleicht hat der Zustand in jener früheren Zeit seinen Ursprung.“

„Der Lerchrinner war der Baumtod,“ sagte der Förster, „ich vermesse mich zu keinem Urtheil, aber ein Frevel war's, den ganzen herrlichen Wald hinzuschlachten, ein Frevel an Grund und Boden, ein Frevel an den Kindern. Der gemordete Wald rächt sich, wenn das Alle wüßten! Früher waren bessere Zeiten, heißt es, das Feld war fruchtbarer, die Viehzucht erträglicher; — jetzt erlahmt der Boden, kältere Winde ziehen. Aber in den besseren Zeiten stand der Wald und befruchtete durch geregelte Feuchtigkeit das Feld, die Wiese, die Weide, und mäßigte die Temperatur; über den Schlachtfeldern des Waldes trauert die Natur und selbst die Sonne beginnt zu siechen.“

„Baum und Bauer gehören zusammen,“ versetzte der Schulmeister, „wohl lebt der erstere ohne den letzteren, aber stirbt der Baum, so stirbt der Bauer. Man sollte glauben —“

Der alte Schulmeister kam in seiner Rede nie oder nur höchst selten über sein „Man sollte glauben“ hinaus.

So tauschten die Männer ihre Meinungen aus, der Gewerksherr selbst theilte seine Ansicht mit dem Förster; er sagte, daß er dem Lerchrinner in früheren Jahren mehrmals

gerathen habe, mit dem Schlagen des Waldes einzuhalten.

Ueber den Zustand des Bauers kamen sie darin überein, daß er das Abfallen der Blätter nicht überleben werde.

Mittlerweile war das Gewitter vorüber gezogen und durch die Wolkenrisse blickte das blaue Himmelsauge wieder auf den funkelnden, frischgrünen Anwachs und auf die Kohlstatt.

Vincenz und Bonifaz gingen wieder an die Arbeit.

Sali hatte den Herren Käse vorgesetzt; sie ließen sich ihn schmecken.

„Die Jager und die Hund'
Fressen gern alle Stund!“

sagte der Förster und man lachte.

„Schon oft habe ich den obersteierischen Käse rühmen gehört, nur habe ich bis heute solchen nicht gegessen,“ bemerkte der Fremde und griff tapfer zu.

„Ei, da im Messerheft steckt gar eine Graßnadel, oder wie sie das Ding da nennen,“ sagte der Schulmeister, „man sollte glauben —“

Sali wendete sich gegen den Herd und wurde roth. Dann ging sie in den Stall, um die Ziegen in's Freie zu lassen.

Röller verließ ebenfalls die Hütte und ging dem Mädchen nach. Sie blieben lange zusammen im Stall, sie hatten Wichtiges zu besprechen.

Die Gesellschaft machte landläufige Bemerkungen.

Röller war ein greiser Mann!

Holz- und Herzglühen. Ein junger Sprosse.

Mitten in der wunderbaren Werkstatt der Natur, mitten im Waldesgrün und Sonnenglüh'n, mitten im Wasserrauschen und Vogelsang — mitten, mitten im Leben und Weben, und doch einsam steht der glühende Kohlenmeiler. Wie das Gold und die Unschuld, so rein glüht das Feuer in seinem Innern; weiß, wie das Bild der Freude und Seligkeit, entringt sich der Rauch seiner glühenden Geburtsstätte und steigt langsam und still gegen das Blau des Himmels auf!

So denke sich der Glaube den Geist, welcher der heißkämpfenden Brust entflieht — aufwärts, aufwärts!

So denke sich die Hoffnung das Gebet, welches dem glühenden, bedrängten Herzen entsteigt — aufwärts!

So denke sich die Liebe das Brandopfer glühen und lohen. —

Und der Kohlenmeiler war ja auch ein Brandopfer — das Brandopfer eines Brautpaares, dargebracht für ein krankes Vaterherz! —

Eines Brautpaares?

Trotzdem und trotzdem! Die Wirthschaft verlangte es, und während des Kliebens und Auflegens der Scheiter zum dreireihigen, dreistöckigen Meiler, während des Einhüllens desselben mit Reisig und Lösche und während des Anzündens war es richtig und ernst geworden.

Der Vater hatte in einem lichten Augenblick gesagt: „Hast recht, Vincenz, die Sali ist ein gutes, rührigs Weiberl; wenn sie auch nichts hat, so hat sie doch was, Bub, sie hat doch was! Gesunde Glieder hat sie und ein gutes Herz; — hat Deine Mutter auch nicht mehr gehabt — was willst denn noch? Thu hausen und wirthschaften mit ihr, bleib' brav und in Ehren — sei genau auf Maß und Gewicht und

gieb Jedem, was ihm gehört. Wo ist denn das Mädl? Geht her, all' Zwei, seid recht glücklich in Haus und Stall, in Feld und Wald und in der Sterbstund. Meinen Segen habt Ihr, Amen! — Und wenn ich nicht mehr bin," setzte er noch hinzu, „vergeßt an das Kreuzlein nicht, oben — das bitt' ich Euch!"

Mütterlein küßte die Kinder und zuletzt auch den Alten.

Der Bonifaz hatte gesagt: „Hab's schon lang' gewußt, wo der Bartl den Most feil hat; eine Spul' im Sack, das Stroh im Holzschuh und ein Mädl im Haus läßt sich nicht gut verstecken. Und mir ist's recht, ich bleib' bei Euch, Ihr müßt schauen auf mich und ich schau' Euch auf's Vieh und auf die Kinder und lern' ihnen das Kohlen und das Viehärzten."

Dabei war er glücklich, daß er wie toll und kindisch herum rannte und schier auf den Meiler vergaß, wenn er ausbrannte.

Beim Pfarrer war's ebenfalls in der Richtigkeit, und es hatte auch Herr Röller viel mitgesprochen.

Und so war's in's Reine gekommen, und bis der Meiler verkohlt, sollte die Hochzeit sein.

Am ersten Sonntag nach Michaeli wurden es fünfzig Jahre, seit der Lerchrinner seine Hausfrau heimgeführt hatte, und jetzt — nach fünfzig Jahren, sollte er seine Hausfrau wieder heimführen — der junge und der alte!

Auch der Alte! — Es giebt eine goldene Hochzeit. Herr Röller hat mit dem Pfarrer und mit dem Gemeindevorsteher davon gesprochen. Wenn die Alten nur entsprechend wohl sind!

Immer näher rückte Michaeli heran, immer kleiner wurde der schwarze, dampfende Haufe in der Kohlstatt. Der

Köhler hatte diesmal besonderen Fleiß mit Meiler und Kohlen — als sollten diese Kohlen in eine gar eigene Esse kommen — in eine Esse, wo zwei Menschenherzen zusammengeschmiedet werden für Zeit und Ewigkeit.

Das erste Aufgebot von der Kanzel war schon geschehen. Die Brautleute hatten recht viel zu thun; da giebt es Vorbereitungen für Brautkleider, Kränze, Bänder, für die Hochzeitsgäste und besonders für die „jungen Leut'", wie man die Kranzjungfrauen und ihre Burschen nennt.

Diese letzteren mußten wohl wenigstens vier Paare sein.

Sali hatte auch heimliche Geschäfte.

Aber einmal hatte der Alte wieder Alle erschreckt. Er phantasirte in der Nacht fürchterlich: Er sei der Baumtod! Es sei heiß, man möge ihn doch aus dem Meiler ziehen, Hände und Füße seien schon verkohlt, und er schrie laut und rief zur Jungfrau Maria!

Seitdem waren mehrere Tage vergangen und er war doch wieder ruhig. So oft von dem nahen Ehrentag und von der goldenen Hochzeit die Rede war, klärte sich sein Blick, und er lächelte zu seiner Ehehälfte.

Am ersten Tage nach Michaeli „störte" Bonifaz und dämpfte die letzten glühenden Kohlen im Wasserkübel.

Wieder rasselte nach längerer Zeit ein Kohlenfuhrwerk vom Hohlzaungraben gegen das Röller'sche Gewerk.

Und endlich kam der Vorabend.

Haus und Hof hatte Alles schon bereitet, aber Braut und Bräutigam hatten noch Vieles zu thun. Mütterchen trug ihr Spinnrad in die Dachkammer hinauf, nur hatte sie der Sali noch früher die Strähne gezeigt, die sie den Sommer über gesponnen.

Väterchen ging gar rüstig in Haus und Hof umher und ohne Rock, wie einst; er hatte bereits ein neues Hemd

an, wie es der Gemeindevorstand, der Brautführer war, schickte. Er äußerte heute, da der Abend gar so schön und heiter sei, den Willen, den Baumstock auf dem Sturmkogel zu besuchen. Vincenz fürchtete, daß der Vater dadurch wieder in eine neue Gemüthsaufregung kommen könnte und machte Vorwände: Es sei so dämmig (schwül) gewesen den Tag über, und es käme sicher noch ein Gewitter.

Der Alte schwieg. Dann ging er zu seinem Weibe und theilte diesem sein Vorhaben mit. Sein Weib war mit einstimmig und bereit.

Durch das Gebrände und den Anwachs schritten im Abendglühen zwei alte Leute gegen die Sturmhöhe hinan.

Beide hatten Stöcke und eines stützte sich an das andere. Anfangs eilten sie, wie flüchtig, als sie aber den Hof hinter sich hatten, gingen sie langsamer, blieben oft stehen, sahen einander stumm an und waren froh.

Morgen sollten sie ihre goldene Hochzeit feiern!

Mit Mühe kamen sie die steile Höhe hinan — zum Sturmkogel, ein wohliges Lüftchen zog.

Die trüben Augen des alten Lerchrinners irrten unstet und suchend umher. Das, was er meinte und suchte, war tief unten, war verkohlt — verkohlt. Traurig fiel sein Blick auf den breiten, weißen Stock, auf dem der Baum gestanden. So lange hier das Kreuzlein nicht eingeschnitten, war ja noch nicht Alles aus.

Jetzt — du Liebe Gottes! Was ist das? —

Der Greis that einen Schrei, einen Juchschrei, wie vor fünfzig Jahren so hell und so heiter.

Ganz nahe am Stock, schier mit demselben verwachsen, stand ein junger Fichtenbaum, lebend frisch und grün — leise fächelte er mit seinen zarten schlanken Aesten, als wollte er das Greisenpaar recht fröhlich, recht herzinnig begrüßen.

„Katharine!" jubelte der Lerchrinner, „jetzt schau! der junge lebendige Baum! Ich werde wieder gesund!" — Weinend fiel er dem Weiblein um den Hals.

Die Beiden traten nun zum Bäumchen, betasteten die Aeste, den Stamm, sogar die Wurzel; — wahrhaftig, es keimte und wuchs und der alte Mann fühlte, wie es keimte und wuchs. — Im Gehöfte begann es zu dämmern. Da sagte der junge Lerchrinner: „Wo sind denn die Vaterleute?"

Man suchte, sie waren im ganzen Gehöfte nicht zu finden. Man wurde ängstlich, endlich fiel es Vincenz ein, daß der Vater für den Abend auf den Sturmkogel gehen wollte. Schnell verließ er das Haus.

Sali begleitete ihn; sie war heiter, während dem Burschen um die kranken Eltern bangte. In einer Viertelstunde waren sie auf der Anhöhe; dort standen sie still.

Das Greisenpaar kniete am Baumstock und hielt die Hände gefaltet. Die sanfte Abendröthe beleuchtete ihr Gesicht — noch mehr verklärte es die Freude — die Freude! Die Sonne war unten, noch glühten die fernen Kanten der Alpen im Abendschein. Es war ein Leuchten, ein rosiges Weben und Vergehen, ein Blühen und Glühen außen und im Menschenherzen!

Zwei Brautpaare! Hier eines, mit blühenden Wangen und Lippen, mit klaren, frischen Augen, mit lockigem Haar, bekränzt von Jugend und Unschuld, von den Fittigen der Hoffnung getragen, umstrahlt und umwebt von Natur und Liebe — glücklich, überglücklich!

Dort eines, niedergebeugt von Alter und Schicksal, mit eingefallenen, durchfurchten Wangen, mit erlöschenden Augen, mit bleichenden Haaren — eine lange Reihe kummervoller Jahre durchwandert, ein wehevolles Leben hinter sich und

vor sich die Grube; aber kindlich glaubend, geleitet vom Engel der Liebe, angelangt am ruhigen Abende des Lebens!

Als die vier Glücklichen dem Gehöfte zuwandelten, hatte Väterchen, das gute, so absonderliche Väterchen oben seinen Stock vergessen.

Wie 's in der Bibel steht.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! steht es zu Anfang des heiligen Buches.

Das ist ein wunderlicher Satz, den wissen und an den glauben Alle, haben sie jenes Buch gelesen oder nicht.

In der Dorf- und Pfarrkirche, nahe an den Altarstufen steht heute ein rothbedeckter Betstuhl und in diesem sitzen die zwei Paare in Freude und Brautschmuck.

Das eine der Paare feiert die goldene Hochzeit, das andere die eiserne, — doch, wir wissen es ja.

Wie Kohlen glühen und im Feuer Eisen mit Eisen verbinden, so ist auch der Traualtar eine Schmiede und Esse, die Lieb' ist glühende Kohle und des Priesters Wort ist der Hammer. So wird hier geschmiedet ein ehernes Band, treu und stark, bis der Rost der Grabeserde es löset! —

Die Bräute weinen, als sollte Rosmarin und Herzenstrost und Nelke an ihrer Brust durch Thränen aufgefrischt werden — und die Sträuße grünen und blühen ohnehin so lebendig.

Väterchen blickt auf seine geschmückte Braut — die ist ganz weiß und hat ein grünes Kränzlein auf — schier so holdselig, wie vor fünfzig Jahren!

In's Knopfloch an der linken Seite hatte ihm Sali einen wunderprächtigen Strauß gesteckt. Der Greis lächelte, weinend lächelte er — dann schämte er sich dessen.

Sali trägt ein weißes Kleid mit rothen Bändern ausgeschmückt, und über dem sorglich getheilten, geflochtenen Haar liegt der Kranz. Der Kranz ist einfach und frisch — eben wie er aufwächst draußen in der freien, sonnigen Welt.

Heute war's Jedem im Dorfe klar, warum der Schneidermeister die ganze, letzte Woche hindurch Abends nicht zum „Löwen" kam — Vincenz stak in einem neuen Anzuge aus feinem Tuch und Bockleder, aus gefärbter Wolle, ja gar aus Seide, wie der grüne Hosenträger, das rothe Halstuch und das Hutband!

„Hat doch noch was, der Lerchrinner!" flüsterten sich ein paar Bauern zu; — „wer weiß?" —

Vor Allem echt aber war doch nur Einer, der Bonifaz! — Hohe, glänzende Stiefel hatte er an, und um den grauen Rundhut trug er Schnüre und Fransen und seltene Federn und einen echten Gemsbart! Er stand neben dem Bürgermeister nicht weit hinter den Brautleuten; man konnte ihn nicht übersehen — auch den Hut hielt er so, daß ihn Jeder und Jede und Jedes wohl bemerkte. Aber tauschen hätte er heute mit Niemandem mögen. Für das junge Paar hatte er gute Hoffnung; als er am frühen Morgen aus der Hütte ging, lief ihm ein Eichhörnchen gerade über den Weg — ein gutes Zeichen!

Hinter dem Köhler kamen die „jungen Leut'" und die Uebrigen. Es waren Viele.

Jetzt fiel der Tusch ein und bald darauf ein lauter, schallender Festmarsch. Gar der Schulmeister wollte sich heute zeigen, und als Alle nach der Musik auf den Chor schauten,

da war er so selig, daß er Jedem, der ihm in den Weg kam, seine Dose aufwartete.

Der Pfarrer kam und die kirchliche Handlung begann. Das alte Paar wechselte die Ringe, wie vor fünfzig Jahren.

Der Pfarrer sprach von der Weihe und Bedeutsamkeit einer goldenen Hochzeit, und wünschte eine solche auch dem jungen Paare.

Nun kam der Brautführer und brachte Wein, der in der Kirche getrunken wurde.

Das Beste kam erst am Abend.

Als sie an der Tafel zusammensaßen, hörte man plötzlich draußen in der Vorstube lebhafte Bewegung; an der Thüre erschien der Wirth mit zwei brennenden Kerzen und neben ihm kam Röller herein, der eine Last auf der Achsel trug. Er schritt mit derselben in die Mitte des Speisezimmers, dort stellte er sie auf den Boden.

Es war eine nagelneue, fein gearbeitete Wiege! —

Lachen und witzelnde Bemerkungen wollten von allen Seiten losbrechen, aber freundlich ernst gebot Röller Ruhe.

In der Wiege lag ein in weißes Linnen geschlagener Gegenstand, welcher nach Andeutung des Gewerksherrn der jungen Braut zum Hochzeitsgeschenke bestimmt war.

Sali erröthete, Alle sahen sie an. —

Euch Leser aber bitte ich, nur nicht gleich zu argwöhnen, — was in der Wiege lag, geschlagen in weißes Linnen, war allerdings klein, lieb, aber — alt.

Röller stellte sich mitten in das Zimmer und hielt folgende Rede:

„Verehrungswürdige Gesellschaft!

Der Tag, den wir heute durchjubelt, das Fest, das wir gefeiert haben, ist im Menschenleben das erfreulichste. Es ist

vielleicht ernster, bedeutungsvoller, heiliger, als sich's Mancher vorstellen mag, aber die heiterste Freude, die wir in solcher Feier empfinden, ist gewiß am Platze. Besonders heute. Die rosige Jugend und das ehrwürdige Alter hält Hochzeit. Zwischen diesen beiden Paaren liegt ein halbes Jahrhundert mit seinen Frühlingssonnen und Winterstürmen, mit seinen Freuden und Schmerzen! — Das Schicksal hat diese Haare sehr gebleicht. — Fragt den Greis, der heute ein Fröhlicher ist unter den Fröhlichen, fragt ihn nach kummervollen Tagen, thränenreichen Nächten — er weiß davon zu erzählen. Fragt die Greisin. Doch, wozu heute den Schmerz aufwecken; nach heißem, stürmischem Tag ist ja eine milde Abendröthe erblüht. Herzlich wollen wir uns dieser freuen. Ein anderer Gegenstand aber ist's, über welchen ich heute einige Worte sprechen will. Unweit des Lerchrinnerhofes stand vor wenigen Wochen noch ein großer, herrlicher Fichtenbaum, der letzte in Lerchrinner's Gebiet. Krankheiten und verschiedene Unglücksfälle verwirrten den Sinn des wackeren Bauers, und er wurde vom Wahne gepeinigt, als sei er dem Werksherrn, dem er seinen ganzen, großen Wald zugeführt, auch noch das Letzte schuldig, und er fällte den Fichtenbaum. Ich, der Werksherr, aber sage es feierlich, daß ich in diesem Belange keinen Heller nehme, noch nehmen dürfte; im Gegentheile, ich versichere, daß ich den Aufschwung meiner industriellen Thätigkeit nur dem mir seit vielen Jahren reichlich herbeigeschafften Kohlenbedarf verdanke. Ich wäre aus eigenen Waldungen denselben nicht zu decken im Stande gewesen. Lerchrinner half aus der Verlegenheit, er ist also der Gründer eines Theiles meines Vermögens. Vor Gottes Recht stehe ich ihm heute als Schuldner gegenüber, und die Gesellschaft wird mir beistimmen, wenn ich, um das alte Brautpaar zu ehren, dem jungen ein kleines

Hochzeitsgeschenk mache. — Ich bitte Dich also, Du junges Brautpaar, daß Du von Deinem Gönner diese Wiege zum Gedenken nehmest. Sie wird kein überflüssiger Hausartikel sein. — Diese Wiege wird um so willkommener sein und heute eines Brautgeschenkes würdiger erscheinen, wenn ich sage, daß sie aus dem Holze jenes Baumes verfertigt ist, welcher im Leben des Vaters, wie in den Brauttagen des Sohnes eine so bedeutende Rolle spielte. — Verkohlt meint ihr, sei die Fichte? Allerdings bis auf den sogenannten Stockdreiling, den mir Sali, ohne wohl zu ahnen wozu, auf meinen Wunsch heimlich zur Seite bringen half. Das ist die Thatsache. Und hier in der Wiege finde ich noch eine Kleinigkeit — zwar kein Lerchrinner'scher Sprosse noch — aber nicht ganz zu verschmähen. Das gehört ausschließlich der Braut zum Heiratsgut, das sie ihrem jungen Gatten mit in's Haus bringe."

Nach diesen Worten legte der Werksherr den in die Leinwand gewickelten Gegenstand auf den Tisch vor die tief erröthende Braut.

Dann schloß er:

„Ich wünsche vom Herzen, daß dies mein Schärflein wohl angenommen sei und reichlich Zinsen trage. Das Hausgeräth aber — vom letzten Baume stammend — sei den zahlreichen Nachkommen im Lerchrinnerhause eine gesegnete Lagerstätte; es werde alt sammt dem Geschlechte, bis einst die Urenkel unter Schutz und Schatten eines neuen, kräftigen Hochwaldes sich erfreuen!"

So hatte Röller gesprochen und „Amen, Amen!" erscholl es von allen Seiten, und das Aufjauchzen der Pfeifen und Trompeten hieß ebenfalls: Amen, Amen!

Endlich nahm der Brautführer den eingehüllten Gegenstand, auf welchen alle Augen der Frauen und Männer stets

ununterbrochen gerichtet waren, und schlug die Leinwand auseinander.

Ein blaues Päckchen kam zum Vorschein, und das enthielt — wir glauben es der Ueberschrift: hundert Ducaten! —

Das Kreuzlein im Stock.

Seit dem Hochzeitstage war ein Jahr verflossen.

Vater und Mutter sind auf dem Felde beschäftigt und ernten und säen für's künftige Jahr. Aehndl Bonifaz füttert und striegelt das Vieh und treibt es auf die Weide.

Großväterchen sitzt auf der Ofenbank am hölzernen Geländer und greift oft an die Brust.

Und Großmütterchen sitzt auf dem Dreifuß, singt und sieht süß besorgt auf ein junges Büblein. Dieses thut, als ob es die Lieder gar schon verstände, es lauscht und lächelt.

Hast recht, Kleiner, lausche und lächle, nie in Deinem Leben wirst Du mehr einen Gesang hören, der schöner wäre als Großmutter's Lieder an der Wiege!

Jetzt schlief es und träumte von den Engelein.

Der Gesang verstummte, die Wiege blieb stehen, die Ahndl (Großmutter) nickte und nickte und war auch eingeschlafen.

Ein heftiger Hustenausbruch des alten Gatten weckte sie wieder. Sie stand auf und ging zum Ofen: „Geh, Sepp, trink' einen Thee, halt' Dich doch schön warm auf der Brust! Ei wart', ich bring' Dir Deinen wollenen Brustfleck."

„Der Baum wächst auf und ich muß doch fort!" sagte der Kranke traurig, „aber jetzt geh' ich ja gerne, ich bin ein alter Mann. Kathel, thu' dem Sepperl die Fliegen vom Gesicht wegjagen!"

Sie that's und reichte dann dem Manne die irdene Theeschale.

Der Greis war ruhig, er lächelte oft, und er sah oft seinem kleinen Enkel und Namensbruder in das holde, weiße Gesichtchen.

Man sagte, der Kleine sehe ihm ähnlich „wie herabgerissen".

Wenn der Husten mitunter ein Viertelstündchen ausblieb, so wurde der Alte gesprächig. Einmal sagte er zu seinem Weibe: „Alte, ich sag', der Lerchrinner stirbt nicht aus!"

„Und die Lerchrinnerin auch nicht!" lächelte das Mütterchen mit bedeutungsvollem Kopfnicken, „Seppl, ich hab' gestern wieder was wahrgenommen!"

„Wart' nur Du, Du bist schon die Rechte!" sagte er und drohte mit dem Finger — dann kam wieder der böse Husten.

— — Der Abend war warm und heiter. Als die „Jungen" vom Felde heimkehrten und Bonifaz das Vieh in den Stall that, flogen in Haus und Hof lustig die Schwalben umher.

Wohl waren die Eschen- und Ahornblätter zu tausenden fahl und gelb, viele lagen gar auf dem Boden umher, aber der Himmel war licht und die Wolken leicht und goldig, wie im Frühling.

Darum waren auch die Schwalben noch da.

Väterchen war heute lange im Freien und kam erst in später Dämmerung, als ihn seine Gattin schon vermißt, in die Stube.

Bevor er zu Bette ging, hatte er das kleine Sepperl recht lange auf dem Arm, und er scherzte mit dem Kinde und sang ihm ein Abendliedchen vor.

„Er wird doch wieder besser," tröstete sich Sali.

Als der letzte Tagesstrahl erbleicht, war das Licht im Lerchrinnerhof erloschen. —

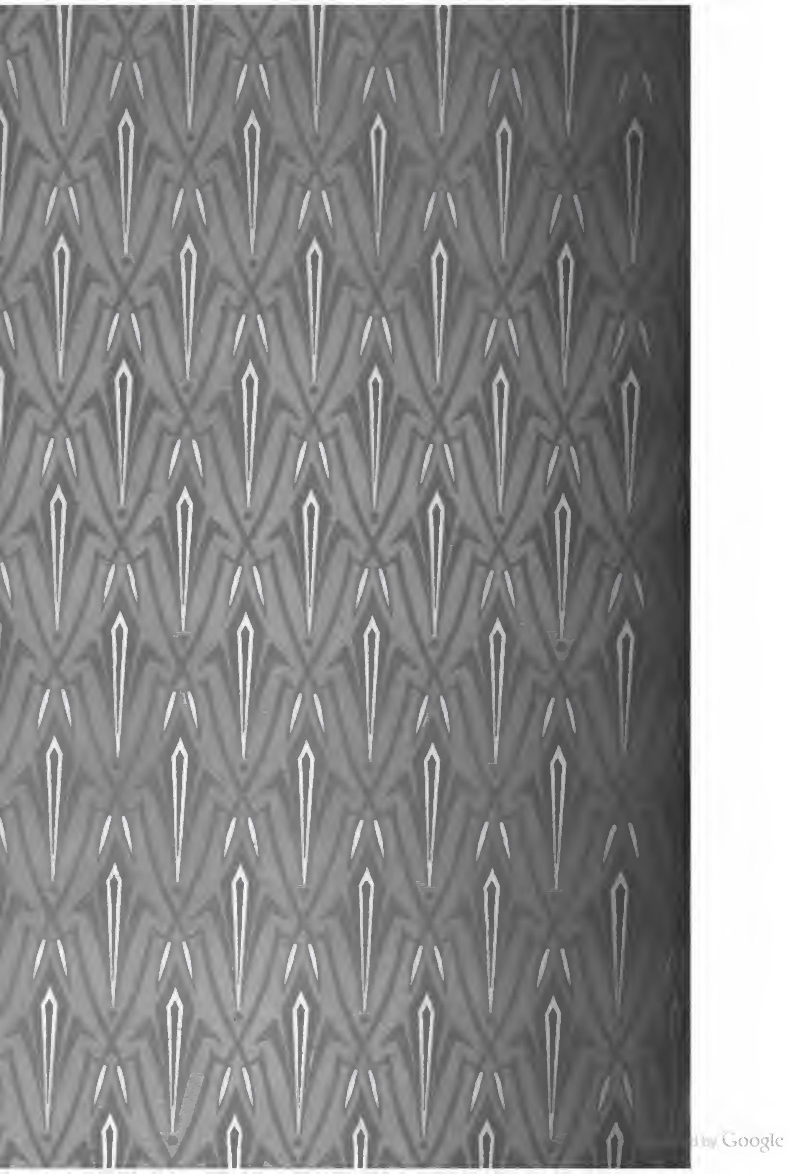
Draußen im Dorfe klangen die Glocken hell. Der Baumtod war gestorben.

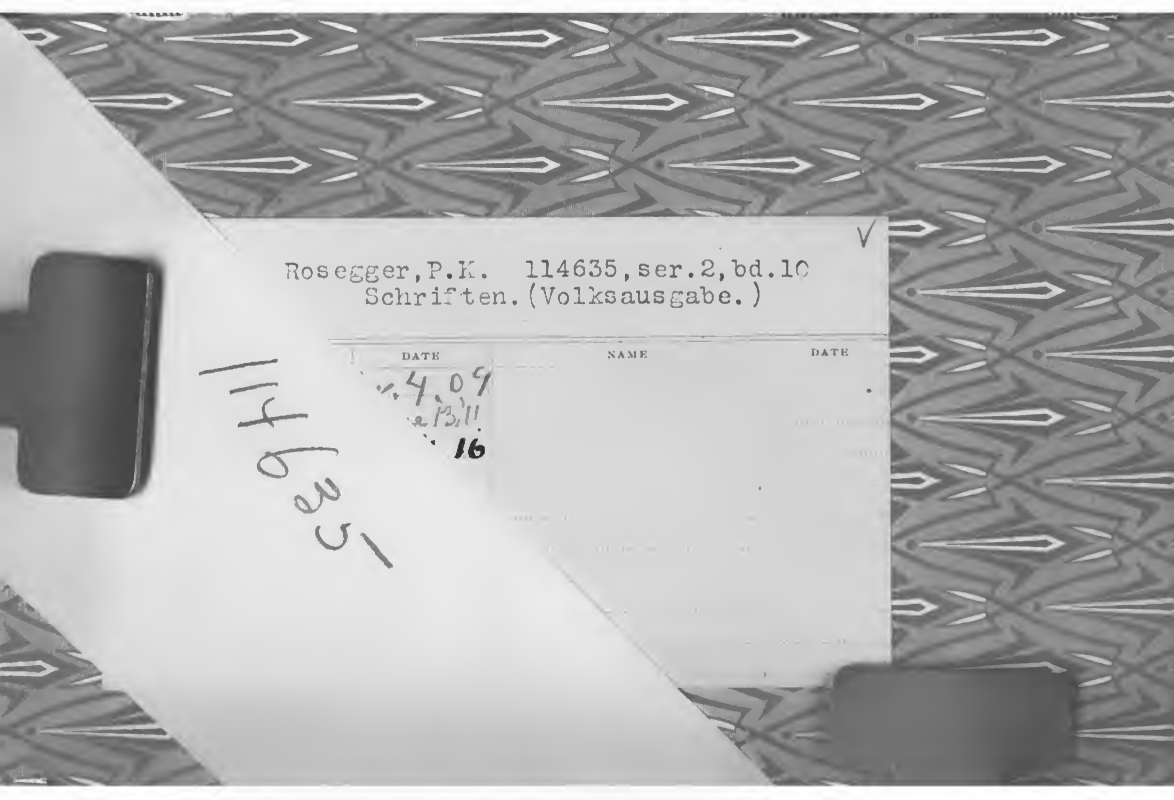
Es war ein trüber Herbstmorgen, die Schwalben waren fortgezogen.

Gegen den Sturmkogel hinan schritt Vincenz, daß er den Willen seines heimgegangenen Vaters erfülle. Aber was er thun wollte, das war schon gethan, neben dem jungen Tannling, auf dem breiten grauen Stocke, wo der letzte Baum gestanden, war frisch und weiß — das Kreuzlein eingeschnitten.

— — — — — — — — — — — —

Inhalt.





Rosegger, P.K. 114635, ser.2, bd.10
Schriften. (Volksausgabe.)
DATE
NAME
DATE
16
114635

